UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Pariſer Leben.

Heitere und düſtere Bilder aus der Weltſtadt.

von

Ernſt Eckſtein.

Vierte, vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Leipzig.
Verlag von Johann Friedrich Hartknoch.
1878.

PT
1855
E4
P3

Vorrede zur vierten Auflage.

Die harmloſen Kleinigkeiten, die hier zum vierten Male vor das deutſche Publikum treten, ſind während der Jahre 1869—1875 entſtanden und zuerſt zerſtreut in unſern illuſtrirten Zeitſchriften, wie „Daheim“, Gartenlaube“, „Ueber Land und Meer“, u. ſ. w. veröffentlicht worden. Sie beruhen zum größten Theil auf eigner Anſchauung; hin und wieder jedoch, wo die Einzelheiten des Gegenſtandes mir ferner lagen, habe ich franzöſiſche Originale als Quellen benutzt. Wer mit der einſchlägigen Literatur halbwege vertraut iſt, wird die Schilderungen, auf die ich hier anſpiele, unſchwer ausfindig machen. Möge das Buch, das nicht im Traume an eine culturhiſtoriſche Miſſion denkt, auch fernerhin ſo anſpruchslos aufgenommen werden, wie es gegeben iſt.

Leipzig, im Mai 1878.

Der Verfaſſer.

Pariſer Leben.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Wie man in Paris übernachtet	1
Aus der Welt der Journale	12
Die heilige Cäcilia	24
Paris und ſeine Schmarotzer	41
Pariſer Reclame	58
Küchen-Myſterien	68
Ein Beſuch bei Erckmann-Chatrian	78
Pariſer Wucherer	94
Ein Künſtler des „Charivari“	109
Paris im Theater	124
Die Nouveautés-Magazine	137
Ein Beſuch bei dem Pariſer Scharfrichter	149
Ein kleiner Beamter	168
Der Tag eines Petit-Crevé	181
Literariſche Landſtreicher	194
Eine Ouvrière	207
Der Deutſche des Herrn Dumas	218
Ein Reſt vom alten Paris	231
Ein Opfer franzöſiſcher Barbarei	239

Wie man in Paris übernachtet.

Ein Kapitel aus den Annalen des menſchlichen Elends.

Wenn ich an klaren Sommerabenden von dem Châtelet-Platze nach der Brücke von Saint-Michel einbog, um meine Wohnung am Boulevard Saint-Germain aufzuſuchen, ward ich nicht ſelten von der etwas ſchnarrenden Stimme eines kleinen, bärtigen Mannes angerufen, der auf einer kleinen Plattform rechts vor dem Eingang der Brücke ein großes Teleſkop aufgeſchlagen hatte und nun die Vorübergehenden gegen die beſcheidene Vergütung von zehn Centimes zur Beobachtung der Himmelskörper einlud.

„Tenez, Messieurs! Observation de Jupiter! La planète la plus intéressante de notre système! Deux sous seulement! On voit Jupiter et ses quatre satellites! Tenez, Messieurs!“ (Treten Sie näher, meine Herrſchaften! Beobachtung des Jupiter! Der intereſſanteſte Planet unſeres Syſtems! Nur zwei Sous! Man ſieht Jupiter und ſeine vier Trabanten! Treten Sie näher, meine Herrſchaften!)

Da das Inſtrument in der That gut war, ſo leiſtete ich dieſen Aufforderungen wiederholt Folge; und ſo entſpann ſich denn zwiſchen mir und dem „vieux misérable“, wie er ſich ſelbſt nannte, eine Art Freundſchaftsverhältniß, das ich von Tag zu Tag lieber und aufrichtiger cultivirte. War der Himmel bewölkt, ſo vergingen mitunter Wochen, ohne daß ich Monſieur Poquet zu ſehen bekam. Wenn dann zum erſten Male wieder das ungetrübte Blau über den Dächern der Hauptſtadt funkelte, und die kleine, groteske Geſtalt des Straßenaſtronomen auf der Plattform Poſto faßte, ſo merkte ich erſt, daß mir während dieſer Friſt der Umnebelung etwas gefehlt hatte, und mit herzlicher Genugthuung begrüßte ich das blinkende Rohr und den ſchäbigen Filzhut, der im Schimmer der Gaslaterne mit geſpenſtiſcher Beweglichkeit hin und her huſchte.

Monſieur Poquet war in vielen Beziehungen ein Original. Er beſaß etwas von dem altklaſſiſchen Diogenes. Stets munter und zuverſichtlich, ſelbſt wenn er keine zehn Sous in der Taſche hatte, ernährte er ſich ſchlecht und recht mit ſeinem aſtronomiſchen Dilettantismus. Ganz allein auf der Welt ſtehend, bewohnte er ein kleines Kämmerchen unweit des Châtelet-Platzes, das er ſelbſt reinigte und in Stand hielt. Auch ſeine Küche beſorgte er ohne weibliche Beihilfe. Das regelmäßige Mahl, das er ſich gönnte, beſtand in Kohl und Speck, einem petit carafon des ſchlechteſten Weines, den er ſich täglich für einen Sou in der Schenke am Pont Saint-Michel holte, und in dem dazu gehörigen Brod. Im Punkte der Kleidung trieb er, wie bereits angedeutet, durchaus keinen Luxus. Sein brauner, kaftanartiger Paletot konnte mit dem berühmten Rock Béranger's wetteifern: abgebürſtet bis zum

Ruin, war er gleichwohl nirgends zerriſſen. Was man von Poquet's Wäſche zu ſehen bekam, war unter gewiſſen Einſchränkungen ſauber, aber faſt aus Packleinwand; kurz, der Alte machte den Eindruck eines Menſchen, den das Schickſal ſehr hart in die Schule nimmt, und wenn er bei anhaltend günſtiger Witterung zuweilen vortreffliche Geſchäfte machte, ſo packte ihn, namentlich im Winter, nicht ſelten die leidigſte Noth, und die kärglichen Saiſonerſparniſſe zerrannen in Nichts, ehe noch die entfernteſte Ausſicht auf neuen Verdienſt erſchloſſen war.

Ich bewohnte damals ein ſehr wohlſituirtes Hôtel meublé, das nur einen Fehler beſaß, der übrigens ſo ziemlich allen Hôtels anhaftet: die Bedeckung der Betten war im höchſten Grade mangelhaft, und als im October die Nächte kühler wurden, mußte ich allen Scharfſinn aufbieten, um dieſem Mißſtand durch Plaids, Mäntel, Tiſchdecken ꝛc. ꝛc. abzuhelfen.

Eines Abends ſtand ich wieder neben Monſieur Poquet an der Seinebrücke und betrachtete die Krater des Mondes. Es war bereits elf Uhr, und der Hauptſtrom der Schauluſtigen, auf die „le vieux misérable“ ſpekuliren konnte, vorüber. Die Hände in den Taſchen ſchritt er hinter ſeinem Inſtrument auf und ab, hin und wieder den Boden ſtampfend, um ſich die Füße zu wärmen. Das Geſpräch verfiel wie von ſelbſt auf die beginnende Unwirthlichkeit der Nächte und auf das Behagen einer geſicherten Heimſtätte. Ich beſchwerte mich über den vorerwähnten Mißſtand meines Hôtels und begann ein wenig mit dem Schickſal zu grollen, das mir nicht die Mittel an die Hand gab, mir in allen den Städten, wo ich vorübergehend weilte, eine eigene Villa zu bauen und die innere Einrichtung ganz nach meinem Geſchmack zu treffen.

Monſieur Poquet ward mit einem Male ſehr ernſt.

„Man ſieht“, erwiederte er, das Haupt hin und her wiegend, „daß Sie keine Ahnung haben, was es heißt, die Luft von Paris zu athmen! Der Kampf um's Daſein iſt hier ungleich furchtbarer als anderwärts, und Tauſende gehen als traurige Krüppel daraus hervor. Wahrlich, wer hier unter Dach und Fach ſitzt und ſich ſagen darf: Ich bin chez moi, der hat ein Loos gezogen, um das ihn eine zahlloſe Schaar von Paria's glühend beneidet.“

„Nun, Obdachloſe gibt es in jeder Großſtadt“, verſetzte ich ungläubig lächelnd.

„Nicht in dem gleichen Maße wie hier. Auch zweifle ich, daß ſie anderwärts ſo Unerhörtes zu dulden haben. Nein, nein, Sie wiſſen nicht, wie man in Paris übernachtet! Ich habe das Alles mit durchgemacht; ich darf hier ein Wort aus eigener Erfahrung reden.“

„So belehren Sie mich! Ich bekenne rückhaltslos, daß ich die Myſterien Eurer Weltſtadt trotz meiner eifrigen Beſtrebungen nur ſehr, ſehr oberflächlich ergründet habe.“

„Dergleichen erfordert auch das Studium eines Lebens; oder beſſer geſagt, Leute von Eurem Schlag gelangen niemals dazu, den wahren Kern der Dinge ſo zu ſchauen, wie er geſchaut werden muß. Um die Elenden zu belauſchen, muß man ſelbſt elend ſein. Nur wer mitten in dieſer Geſellſchaft von Dulдern gelebt hat, nur wer Alles bis zur Hefe gekoſtet — nur der weiß, wie Recht der Chanſonnier hat, wenn er unſere Hauptſtadt „ce Paris plein d'or et de misère“ nennt. Glauben Sie denn, es gäbe ſoviel Elend und Noth in der Welt, wenn die Reichen und Wohlhabenden darum wüßten? Unter Wiſſen verſtehe ich die Kenntniß der Einzel-

heiten, denn nur die Einzelheiten erſchüttern, nur die Einzelheiten erregen zu Mitleid.“

„Und Sie ſelbſt haben das Alles durchgemacht?“ fragte ich ſtaunend. Der Gedanke, daß dieſer Mann in ſeiner ſo überaus beſcheidenen Lebensſtellung auf eine Vergangenheit zurückblicken konnte, gegen die ihm ſein jetziger Zuſtand durchaus befriedigend erſchien, berührte mich faſt unheimlich.

„Ja“, gab Monſieur Poquet zurück, „ich habe Alles bis zur Hefe ausgekoſtet. Verlaſſen Sie ſich darauf, wenn Sie logirt hätten wie ich — Ihr Hôtel meublé käme Ihnen trotz ſeiner ſchlechten Bettdecken wie ein Feenpalaſt vor.“

„Erzählen Sie!“ bat ich.

„Haben Sie nie gehört, was eine chambrée iſt?

„Nicht daß ich wüßte.“

„Chambrées à la nuit, ſo nennt man die Hôtels garnis für die Armen und Elenden. Ich ſagte vorhin, ich hätte in einer Chambrée logirt ... Der Ausdruck iſt zu verwegen. In den Chambrées logirt man nicht; man hockt zuſammen wie das Vieh in dem Pferch, nur mit dem Unterſchied, daß die Thiere ſich in beſſerer Geſellſchaft befinden.“

„Und es gibt in Paris viele ſolcher Chambrées?“

„Ihre Zahl iſt Legion. Im Quartier Mouffetard gibt es ihrer mehr als ein Dutzend; das Faubourg du Temple und das Quartier Popincourt wimmeln davon, und die Rue Sainte-Marguérite im Faubourg Saint-Antoine iſt in ihren oberen Stockwerken gewiſſermaßen eine einzige Chambrée. Das Publikum dieſer Garnis ſetzt ſich aus der Hefe der menſchlichen Geſellſchaft zuſammen: die verrufenſten Spitzbuben, die ekelhafteſten Trunkenbolde und Tagediebe, die Bettler von Gewerbe bilden die ungeheure Majorität, und

dazwiſchen findet ſich eine kleine Minderzahl von Unglücklichen, die trotz aller Bemühungen, trotz ihres redlichen Fleißes, trotz ihrer Sparſamkeit von dem Ocean der Weltſtadt auf den Strand geſchleudert und hilflos verlaſſen wurden. Einzelne der Chambréebeſucher logiren hier nur eine Nacht, andere mehrere Nächte, andere Jahre lang und noch andere Zeitlebens. Es gibt Chambrées, in denen nur entlaſſene Sträflinge übernachten, andere, die von Bettlern bevorzugt werden, noch andere wenige, in denen die redlichen Arbeiter den eigentlichen Kern bilden. Dieſe ſind dann meiſtens Reconvalescenten, eben aus den Spitälern entlaſſen, unfähig zu erwerben und ohne Baarſchaft. In ihrer Verzweiflung ſprechen ſie die Mildthätigkeit der Vorübergehenden an, um wenigſtens ſo viel zuſammen zu bringen, als für das Nachtlager in der Chambrée nöthig iſt."

„Und wie hoch beläuft ſich dieſe Gebühr?"

„Auf 20 bis 30 Sous . . . Nicht wahr, der Preis iſt unerhört? Faſt um denſelben Betrag kann man in einem Hôtel meublé ſein eigenes Kabinet und ein reinliches Lager haben. Aber das eben iſt der Fluch der Armuth, daß ſie ihre nothwendigen Bedürfniſſe verhältnißmäßig theurer bezahlen muß als der Reichthum. Wer im Hôtel meublé ein Zimmer bezieht, der muß die Miethe auf 14 Tage im Voraus erlegen; aber die Elenden, die in den Chambrées vorſprechen, haben vielleicht ſeit Jahren eine ſo beträchtliche Summe nicht in der Taſche gehabt. Daher iſt der Logeur, der Inhaber der Chambrée, ſtets ſicher, ſeine unerhörte Forderung bewilligt zu ſehen. 20 bis 30 Sous laſſen ſich in Paris ſchon erbetteln. Der Unglückliche aber, der zu ſtolz iſt, um die Mildthätigkeit auf der Straße in Anſpruch zu nehmen, hat

nur die Wahl, ſich entweder von den Stadtſergeanten verhaften und nach der Wache bringen zu laſſen, oder auf dem Pflaſter der Weltſtadt umzukommen.“

„Und wie ſind dieſe Chambrées eingerichtet?“ fragte ich mit wachſender Neugierde.

„Die Chambrées ſind Zimmer von gewöhnlicher Größe und enthalten je nach Umſtänden 10, 15 und 20 Betten. Es gibt auch Chambrées von 6 Betten und von 4 Betten: hier logirt die Ariſtokratie unter den Elenden, denn der Preis der Nacht iſt hier um 2 Sous theurer. Die Chambrées enthalten nichts als die Betten, und zwar ſtehen dieſe ſo dicht an einander gedrängt, daß Derjenige, dem der Logeur hinten einen Platz an der Wand anweiſt, genöthigt iſt, über vier, fünf, ſechs Schläfer hinweg zu ſteigen. Im Uebrigen gibt es weder Tiſche, noch Stühle, noch Gefäße zum Waſchen, noch irgend ſonſt was. Der ganze Raum iſt mit Bettſtellen vollgepfropft. Dieſe Bettſtellen beſtehen aus einem viereckigen Kaſten, in dem ſich ein Strohſack befindet. Auf dieſem Strohſack liegt ein Betttuch, in der Regel aus Packleinwand, oder wenn es aus feiner Leinwand iſt, ſo verbraucht und abgenutzt, daß es kaum mehr ſeinen Zweck erfüllt. Die Betttücher werden ungefähr alle 6 Wochen gewechſelt. Während dieſer Zeit dienen ſie unter Umſtänden in jeder Nacht einem anderen Individuum, und in der Regel auch des Tages über, da es in Paris eine Reihe von Menſchen gibt, die während der Nacht ihrem kärglichen Erwerb nachgehen. Stellen Sie ſich nun vor, wie dieſe Tücher nach Ablauf von einigen Wochen ausſehen mögen, ſtellen Sie ſich vor, welche Qualen des Ekels der Unglückliche empfinden mag, der ſich, um ſeinem ermatteten Körper die nöthige Ruhe zu gönnen, in

dieſe ſchmutzſtarrenden Laken wickelt. Es iſt überflüſſig, hinzuzufügen, daß die Chambrées von Ungeziefer aller Art wimmeln. In einzelnen dieſer Garnis iſt die Luft ſo verpeſtet, daß man nur athmen kann, wenn man die Thüre geöffnet läßt."

„Und jede Nacht koſtet hier 20 bis 30 Sous?"

„Nur die erſte. Die folgenden Nächte bezahlt man nur die Hälfte; ja, es gibt ſogar ein Mittel, auch für die erſte Nacht nur den halben Preis oder wenig mehr zu erlegen, wenn man nämlich einwilligt, ſein Bett mit einem anderen Gaſte zu theilen."

Monſieur Poquet ſchüttelte ſich. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Mir iſt das einmal paſſirt. Ich hatte nur noch 12 Sous in der Taſche, und durch die Straßen fegte der Nordwind, der mir das Blut in den Adern erſtarren machte. Bis gegen Mitternacht ſträubte ich mich; aber zuletzt trug die Härte des Froſtes den Sieg davon. Ich betrat ein Garni im Faubourg Saint-Antoine, und da ich nur den halben Preis bezahlen konnte, ward ich zu einer ſchnarchenden, verpeſteten Maſſe gelegt, deren Berührung mich ſchaudern machte. Aber was thut der Elende nicht, wenn er mit ſeinen Hilfsmitteln zu Ende iſt! Zumal im Winter!"

„Und die Beſitzer dieſer Garnis? Was ſind das für Leute? Es gehört doch ein eigenthümlicher Geſchmack dazu, einen ſolchen Stall einzurichten."

„Oh, Messieurs les logeurs werden in der Regel ſteinreich. Bedenken Sie nur, ein einziges Garni enthält oft 20 Zimmer und mehr, ſo daß ſich die Zahl der Betten nicht ſelten auf 300 bis 400 beläuft, und die Auslagen ſind ſo

gering! Und das Geschäft blüht das ganze Jahr hindurch, denn das Elend macht keine Ferien. Die großen Hôtelbesitzer laufen Gefahr, durch irgend eine widrige Constellation bankerott zu werden. Die Inhaber der Chambrées sind gegen alle Wechselfälle gesichert; sie gehen mit mathematischer Gewißheit dem Reichthume entgegen. Sie sind die eigentlichen Wucherer und Blutsauger am Leibe der besitzlosen Klassen.

„Neben ihrem Metier als Logeurs treiben sie meist noch einen Verschleiß mit Nahrungsmitteln und mit geistigen Getränken. Sie verkaufen einen Branntwein, den die Trunkenbolde „Brustzerbrecher“ oder „Vitriol“ nennen. Sie verabreichen einen Mittagstisch, den ihre Frauen aus den halbverdorbenen Abfällen der Fleischerläden, aus Fischköpfen und ähnlichem Unrath herrichten. Man nennt dies Gericht Arlequin*), weil es aus allerlei unnennbaren Flicken zusammengesetzt ist. So abscheulich diese Nahrung erscheint: der Arme und Elende verschlingt sie mit Heißhunger. Ich kannte einen ehemaligen Priester, der wegen eines Vergehens seines Amtes entlassen und nach und nach so heruntergekommen war, daß er ein Stammgast der erbärmlichsten Chambrée der Rue de Sainte-Marguérite wurde. Der Mann lebte drei Jahre hindurch von diesen Arlequins! Alles Suchen nach Erwerb, alle Bemühungen, als Lehrer, als Ausläufer, als Knecht eine Stelle zu erlangen, blieben erfolglos. Zuletzt führte ihn der Zufall zu einem früheren Collegen, der sich seiner annahm und ihm einen Platz in dem Bureau eines Advokaten anwies. Die Gesundheit des Unglücklichen war indeß unwiederbringlich zerrüttet; er starb schon im folgenden Jahre.“

---

*) Vergl. die Skizze „Küchenmysterien“.

„Ein Prieſter, ſagen Sie? Alſo auch ſolche Leute finden den Weg in dieſe verpeſteten Höhlen?“

„In Paris ſchützt kein Stand und kein Gewerbe vor der tiefſten Stufe des Unglücks. In den Chambrées logiren Gelehrte, Künſtler, Beamte, Kaufleute — allerdings in der Regel nur ganz vorübergehend, denn wer Kenntniſſe und guten Willen beſitzt, arbeitet ſich meiſt wieder empor. Aber es iſt ſchon furchtbar genug, auch nur Eine Nacht in dieſen Abgrund von Schmutz und Verworfenheit zu verſinken. Einer unſerer erſten Bankiers, der gegenwärtig drei oder vier Landhäuſer in Asnières und Meudon beſitzt, hat vor Jahren einmal fünf oder ſechs Nächte in einer Chambrée zugebracht.“

Die Schilderung des vieux misérable hatte mich tief erſchüttert. Monſieur Poquet war indeß noch nicht zu Ende.

„Das Schlimmſte iſt“, fuhr er nach einer Weile fort, „daß die Chambrées in der Regel ihren Zweck verfehlen, denn von einer wirklichen Ruhe iſt nicht die Rede. Selbſt wenn man den Ekel, der im Anfang geradezu unüberwindlich ſcheint, glücklich beſiegt hat, ſelbſt dann kommt man nicht zur Ruhe. Zu jeder Stunde der Nacht treffen neue Gäſte ein, zum großen Theil ſchwer betrunken, die ohne jede Rückſicht auf ihre Leidensgefährten einen empörenden Lärm verführen und nicht ſelten einen Skandal anzetteln, der mit blutigen Auftritten endigt. Ein nächtliches Handgemenge in dieſen ſpärlich erleuchteten, von Dünſten aller Art durchbrodelten Räumen iſt das Roheſte und Widrigſte, was ein Menſch erleben kann. Dazu kommt die Unſicherheit des kärglichen Eigenthums, das jeder Einzelne mitbringt. Es gibt Diebe, die aus der Beſtehlung der Chambréegäſte ein Gewerbe machen, daher denn Jeder ſeine Kleider und ſonſtigen Habſeligkeiten unter das

Kopfkiſſen legt. Aber das Bewußtſein, daß man am andern Morgen erwachen kann, ohne das Nothdürftigſte zur Bedeckung ſeiner Blöße vorzufinden, trägt ohne Zweifel nicht zur Steigerung des Behagens bei. Auch das frühe Aufbrechen einzelner Gäſte, wie z. B. der Straßenkehrer, die ſchon um drei Uhr mit ihren Holzſchuhen in's Freie tappen, ſchreckt den kaum Entſchlummerten wieder empor, ſo daß man dreiſt ſagen kann: die eigentliche körperliche Ruhe iſt in den Chambrées ein unbekannter Artikel."

„So alſo übernachtet man in Paris", ſagte ich nachdenklich, „in dieſer Weltſtadt, wo ſo viele Millionen im wahnſinnigſten Luxus verſchwendet werden? Die Sache klingt wie ein Hohn auf die Menſchheit!"

„O", verſetzte Monſieur Poquet, „es gibt Leute, die noch ungleich ſchlechter daran ſind, als die Gäſte der Chambrées, denn nicht Jedermann vermag 20 Sous aufzutreiben!"

Ich hatte genug von dem Elend der Armuth gehört, verabſchiedete mich und ſchritt von wehmüthigen Empfindungen bewegt nach Hauſe. Mein Lager, über das ich ſo manches Mal gegrollt hatte, erſchien mir heute von paradieſiſcher Weichheit.

Aus der Welt der Journale.

Die franzöſiſche Journaliſtik repräſentirt gegenwärtig eine Macht, deren gewaltigen Einfluß wir während des letzten Krieges nur zu oft zu beklagen hatten; denn leider geht mit der Bedeutſamkeit des Könnens die Lauterkeit des Wollens nicht immer Hand in Hand. Ein beträchtlicher Theil der nationalen Fehler und Irrthümer, die dieſes ſo reichbegabte Volk verunzieren, kommt auf Rechnung der Pariſer Preſſe, die in ſelbſtſüchtiger Abſicht den verwerflichen Leidenſchaften der Maſſe ſchmeichelt, anſtatt dieſelbe aus dem Staube der Kleinlichkeit hilfreich emporzuheben. Das Gefühl der Pflicht iſt — ſo hart dies auch klingen mag — der überwiegenden Mehrzahl der franzöſiſchen Journaliſten ein unbekannter Artikel; das einzige Ziel, auf das ſie ihr Talent und ihren Eifer richten, iſt der materielle Erfolg ihres Blattes und ihr damit zuſammenhängendes individuelles „Glückmachen“. Es gibt, Gott ſei Dank, eine Reihe der ehrenwertheſten Ausnahmen, aber, wie geſagt, ſie befinden ſich erheblich in der Minorität.

Die hervorragende Bedeutung der franzöſiſchen Preſſe ſcheint es zu rechtfertigen, wenn wir ihrer inneren Organiſation eine eigene Stunde der Andacht widmen. Suchen wir uns von den geiſtigen und mechaniſchen Vorbereitungen Rechenſchaft zu geben, die erforderlich ſind, um den Pariſern zum Frühkaffee eine Nummer des „Siècle“ oder des „Journal des Débats“ zu liefern. Machen wir uns mit dem Perſonal eines modernen franzöſiſchen Blattes und mit den Aufgaben bekannt, die jedem einzelnen Rade der großen Maſchinerie obliegen.

Ein bedeutendes Pariſer Journal iſt meiſtens in ein unſympathiſches, düſteres Gebäude verwieſen. Ein niedriger Thorbogen, aus grauen, ſchmutzigen Quadern gewölbt, führt in die unwirthliche Hausflur. Die Treppenaufgänge ſind eng, dunkel, halsbrecheriſch. Es iſt, als ſolle dem Zudringlichen von vornherein begreiflich gemacht werden, wie wenig man geſonnen iſt, ihm die Pfade zu ebnen. Der Umſtand, daß jedes größere Journal ſeine eigne Druckerei beſitzt, trägt weſentlich dazu bei, die erkorene Baulichkeit zu verdüſtern; denn wo die Jünger Guttenberg's ihre Zelte aufſchlagen, da verwandelt ſich die reinſte, blendendſte Tünche über Nacht in das niederträchtigſte Grau.

Die Reſidenz einer Pariſer Zeitung iſt in zwei ſcharf geſonderte Hälften getheilt: in den Bezirk der Redaction und in den der Adminiſtration.

Das Gebiet der Redaction beſteht aus ſechs bis ſieben Räumlichkeiten, nämlich einem Gemach für die Bureau-Bedienſteten, einem Wartezimmer, einem Privat-Cabinet für den Chef-Redacteur, zwei bis drei Sälen für die Unterredacteure, und einem ſogenannten Redactionszimmer, in welchem ſich die Bibliothek befindet.

Das Gemach der Bureaudiener iſt gewiſſermaßen die Vorhalle, durch welche Jedermann, ſelbſt der Eingeweihte, paſſiren muß, ehe ſich ihm die Pforte des Heiligſten, — nämlich des Wartezimmers, — oder gar des Allerheiligſten, — nämlich des chefredacteurlichen Privatcabinets — erſchließt. Aber nicht Jeder, der dieſe Vorhalle betritt, gelangt zur geweihten Schwelle! Viele ſind berufen, aber Wenige auserwählt! Wer die Parole nicht kennt, wer nicht mit unumſtößlichen Beweiſen darthut, daß er drinnen erwartet wird, der erhält die ſtereotype Antwort: „Der Herr Redac-en-chef (ſo lautet die ſanctionirte Abkürzung) kommt vor heute Abend nicht in die Redaction!“ So ſchroff dieſe Methode auf den erſten Anblick erſcheinen mag, ſo dringend iſt ſie mit Rückſicht auf die Unmaſſe ungebetener Gäſte, die von früh bis ſpät die großen Journale belagern, geboten. Ein bekanntes geflügeltes Wort behauptet, der Mann, der ſeine Zeit am genaueſten kenne, ſei Monsieur de Paris, der Scharfrichter. Mit einem gleichen Grade von Autorität könnte man dieſen Ausſpruch auf die Bureaudiener (Garçons de bureau) anwenden. Welche bunte Galerie von Charaktermasken wandelt nicht Tag um Tag an ihnen vorüber! Welche Fülle von typiſchen Figuren! Da naht ſich in demüthiger, gebeugter Haltung der heruntergekommene Literat, der den abgeſchabten Cylinder krampfhaft durch die dürren Finger laufen läßt und von ſeinem Herrn Collegen einige Franken „erborgen“ möchte. Da ſtolzirt kühn gehobenen Hauptes ein Jüngling herein, der eine weltverbeſſernde Erfindung gemacht hat, — ſei es nun, daß er die Löſung eines gewaltigen ſocialen Problems, ſei es, daß er eine neue Methode der Straßenreinigung, des Brodbackens oder der Kuhpockenimpfung bringt. Auch wiſſenſchaftliche Ent-

deckungen, wie z. B. die der Cirkelquadratur, des Perpetuum Mobile ꝛc. ſind an der Tagesordnung. Der junge Mann verlangt die Einrückung eines acht Spalten langen Artikels, in welchem er die Früchte ſeines Nachdenkens dem Urtheile der Sachverſtändigen unterbreitet. Erbittert runzelt er die Stirn, wenn der Chef-Redacteur zum zweiten Male gewagt hat, nicht zu Hauſe zu ſein! Wie? Hat man denn im neunzehnten Jahrhundert jeden Sinn für die Fortentwicklung des Menſchengeſchlechts verloren? Soll ſich die traurige Komödie, die der große Columbus durchlitten, immer und ewig wiederholen? . . . Es iſt faſt überflüſſig, hinzuzufügen, daß der angebliche Geiſtespionier im beſten Falle ein unreifer Schwärmer iſt.

Nicht minder zahlreich als die Bittſteller und Erfinder ſind die literariſchen Dilettanten. Sie übertreffen jene noch an Hartnäckigkeit und Beredſamkeit. Der Student im erſten Semeſter, der einen Leitartikel über die europäiſche Lage verfaßt hat und denſelben in der nächſten Nummer veröffentlicht ſehen möchte; der hagere Poet, der eine Dichtung im Stil der Henriade geboren und das Feuilleton der betreffenden Zeitung um die Uebernahme der Pathenſtelle erſucht; die ältliche Dame, die mit einem Senſationsromane von hundert Bogen niedergekommen iſt — das ſind ſtehende Charaktere des Vorzimmers. Die „Garçons“ ſind ihnen gegenüber ſo meiſterhaft geſchult, daß ſie dem Redactionsperſonal nie läſtig fallen würden, wenn ſie nicht eine eigenthümliche Kriegsliſt befolgten. Sie warten nämlich bis zum Schluſſe der Bureauſtunden und „begleiten“ dann die Redacteure auf dem Wege nach ihren Privatwohnungen. Namentlich verſteht es die Pſeudo-Schriftſtellerin, ihre Opfer mit unlöslichen Garnen zu umſtricken.

Auch der Mann des „Eingeſandt“ gehört zu den typiſchen Belagerern des Wartezimmers. Bald bringt er eine Jeremiade über das ſchlechte Pflaſter in der Rue de la Coqueluche; bald beſchwert ſich ſein Artikel über die Unſicherheit gewiſſer Stadtviertel; bald erlaubt er ſich eine „leiſe Anfrage“, ob man höheren Orts nicht geſonnen ſei, endlich in dem Impaſſe Carcolet eine Gaslaterne anzubringen, da ein naher Verwandter des Einſenders am 27. d. M. daſelbſt in der Dunkelheit der Nacht eine Rippe gebrochen habe.

Oft ſind dieſe Correſpondenzen unterzeichnet wie folgt: Henri Goguenard, Specereiwaarenhandlung, Rue St. André Nr. 99; oder: Jean Jacques Brimbouillet, Strumpfwaarengeſchäft (auch auf Credit), Rue Bergère Nr. 77. Alsdann entſpringen ſie dem ſpeculativen Kopfe eines haushälteriſchen Bourgeois, der dem Publicum ſeine Firma in's Gedächtniß rufen will, ohne die Auslagen für eine Anzeige zu beſtreiten.

Vergeſſen wir ſchließlich nicht den Finanzſchwindler. Er bringt eine mehr oder minder beträchtliche Summe, und wünſcht dafür die lobende Beſprechung irgend eines zweideutigen Unternehmens.

Alle dieſe Perſönlichkeiten hat der Bureaudiener abzuwehren, zu beſchwichtigen oder im Nothfall vor die Thür zu befördern. Die Aufgabe iſt ebenſo ſchwierig wie undankbar, und mehr als ein Seufzer des Neides ringt ſich aus dem Buſen des umlagerten Garçons los und weht hinüber nach den Räumen, wo der König des Journals, der Redacteur-en-chef, ſeine ſouveraine Exiſtenz führt.

Der Chef-Redacteur eines Pariſer Journals iſt in der That ein kleiner Fürſt. Jedermann fêtirt ihn, alle Pforten ſind ihm geöffnet. Die Theater ſtellen ihm die beſten Logen

zur Verfügung; ohne ihn geht keine Feier, kein diplomatiſches Diner, kein Autorenfrühſtück, keine künſtleriſche Soirée in Scene. Er bezieht ein Gehalt von zwanzig- bis vierzigtauſend Francs, wohnt Bel-Etage und „macht ein Haus“. Dabei iſt er unter allen Journaliſten derjenige, der am wenigſten ſchreibt. Als eleganter Dirigent ſteht er vor ſeinem Pulte und ſchwingt ohne ſichtbare Anſtrengung ſein Stäbchen. Freilich, die Arbeit iſt, äußerlich genommen, leichter, als die raſtloſe Thätigkeit der einzelnen Inſtrumente; aber es gehört ein ganz beſonders ausgeprägtes Tactgefühl dazu.

Ein echter Chefredacteur duldet unter ſeinem Perſonal Niemanden, der ihm vermöge ſeines Talentes ebenbürtig oder gar überlegen wäre. So hat Emil von Girardin den Herren Nefftzer, Peyrat, Duvernois u. A., die eine Zeit lang ſeine Unterredacteure waren, nach gewonnener Einſicht in ihre Befähigungen den Laufpaß gegeben. Emil von Girardin iſt übrigens, beiläufig geſagt, einer der wenigen Chefs, die perſönlich eine unermüdliche Feder führen.

Der Zweite im Rang, nach dem Chefredacteur, iſt der Verfaſſer des „Premier-Paris“, des Leitartikels. Sein officieller Name iſt Bulletinier, eigentlich „Berichterſtatter“; das journaliſtiſche Kauderwelſch benennt ihn auch wohl „Tartinier“, was ſich am beſten mit Kannegießer überſetzen läßt.*)

Der Bulletinier muß die Gabe beſitzen, auf Commando über jeden beliebigen Gegenſtand aus dem Gebiete der Politik, der Nationalökonomie, der Geſchichte ꝛc. ꝛc. eine Spalte voll geiſtreicher Bemerkungen loszulaſſen. Je nach dem Inhalte der einlaufenden Telegramme fordert man von ihm eine

*) Tartine iſt ein langweilig geſchriebener Zeitungsartikel.

Charakteriſtik der religiöſen Ideen in Deutſchland, eine Darlegung der türkiſchen Militärverhältniſſe oder ein Reſumé der öſterreichiſchen Geſchichte ſeit dem Kriege von 1864. Der Bulletinier zeichnet ſich durch die Verwegenheit ſeiner Perſpectiven, durch die Tollkühnheit ſeiner Combinationen aus. Mit einem einzigen Federſtriche „vernichtet“ er Syſteme, Staatsmänner, ſociale Einrichtungen; es koſtet ihm nicht das Geringſte, den politiſchen Horizont mit „ſchwarzen Punkten“ zu tätowiren, kriegeriſche Verwickelungen in allen vier Welttheilen zu weiſſagen, und von Zeit zu Zeit im Tone einer Pythia zu erklären, Europa ſtehe „am Vorabende großer Ereigniſſe“.

Der Bulletinier verbraucht, wie der Leſer bereits ahnen wird, eine unfaßliche Menge ſogenannter „Clichés“, d. h. Gemeinplätze. Da ſein unermüdlicher Kiel per Dampf arbeitet und oft ohne Unterbrechung zwei- bis dreihundert Zeilen auf's Papier wirft, in denen ſich kaum eine ausgeſtrichene Silbe vorfindet, ſo wird man ihm die kleine Schwäche zu Gute halten. Die Clichés verleihen übrigens dem Zeitungsſtile in den Augen der Halbgebildeten ein eigenthümliches Relief. Im Weſentlichen ſtimmen die Gemeinplätze der franzöſiſchen Journaliſtik mit denen der deutſchen überein. Hierher gehört z. B. die famoſe Wendung: „Wir tanzen auf einem Vulcan!“, oder die nicht minder poetiſche: „Wir befinden uns auf einer ſchiefen Ebene.!“ Auch Phraſen wie die folgenden ſind dem Deutſchen wie dem Franzoſen geläufig: „Man erzählt ſich in diplomatiſchen Kreiſen . . .“ — „Wir erfahren aus zuverläſſiger Quelle . . .“ — „Dürfen wir einem ſehr conſiſtenten Gerücht Glauben ſchenken, ſo . . .“ — „Sie haben Nichts gelernt und Nichts vergeſſen . . .“ —

„Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem . . .“ — „Der gesunde Sinn des Volkes . . .“ — „Die Wissenschaft hat einen herben Verlust erlitten . . .“ ꝛc.

Der Bulletinier verfügt über alle diese mehr oder minder geistreichen Wendungen mit unumschränkter Machtvollkommenheit. Auch sprudelt er von bildlichen Ausdrücken über, die indeß nicht immer die Genehmigung des Logikers erlangen würden. Der Bulletinier spricht von dem Schlachtschwerte einer sprudelnden Beredsamkeit, von den Grundlagen der Familienbande, von den Schranken, die das Gesetz ihm auflegt, und dergleichen mehr. Je schneller und flüchtiger der Artikel vom Stapel gelassen wird, um so häufiger finden sich solche schadhafte Stellen.

Seitdem die Journalisten genöthigt sind, ihre Arbeiten zu unterzeichnen, seitdem ist auch der Tartinier vorsichtiger geworden. Traut er sich indessen nicht hinlänglich, fürchtet er, durch Beifügung des Namens seinen Ruf zu schädigen, so hilft ihm ein eigens hierzu berufener Amtsbruder aus der Verlegenheit: der Redactionssecretär!

Derselbe hat die Aufgabe, sämmtliche Artikel, deren Verfasser ungenannt bleiben wollen, auf sein Conto zu nehmen. Wie mancher hohe Staatsmann verbirgt sich hinter der schlichten Unterzeichnung eines solchen Scheinschriftstellers; Jahrelang hat Guizot das „Journal des Débats“ mit Leitartikeln beglückt, die „David“ signirt waren. Selbst Louis Napoleon ließ von Zeit zu Zeit seine souveräne Stimme im „Constitutionnel“ erschallen und nannte sich „Boniface“. Oft ist der Redactionssecretär seit acht Tagen krank oder verreist; aber „seine Artikel“ fahren fort, die Börse zu beeinflussen oder eine Ministerkrise hervorzurufen.

Die meiſten großen Journale beſitzen neben dem „Tartinier“ einen eigenen Polemiker, deſſen Aufgabe darin beſteht, die Fehden mit den Herren Confratres der Preſſe auszufechten. Das journaliſtiſche Rothwälſch nennt dieſe profeſſionirten Zänker „Engueuleurs,“ d. h. „Freſſer, Verſchlinger“. Sie zeichnen ſich durch eine Virtuoſität im Erfinden klangvoller Prädicate aus. Nicht ſelten überſchreitet ihr Stil die Grenzen des parlamentariſch Erlaubten.

Aus der beträchtlichen Zahl der übrigen Redacteure verdient zunächſt der „Cuiſinier“ hervorgehoben zu werden. Ihm liegt die eigentliche „Mache“ des Journals ob. Wie ein Koch die Speiſe, ſo ſetzt er die Zeitung aus den ihm gelieferten Ingredienzien zuſammen. Er lieſt die einlaufenden Artikel — „la copie“, wie der Kunſtausdruck lautet, — und entſcheidet über deren Aufnahme oder Vertagung. Er handhabt die Scheere behufs der Ausſchneidung brauchbarer Aufſätze, Notizen ꝛc., die er aus andern Journalen zu reproduciren wünſcht. Er ordnet das Material nach äußeren und inneren Rückſichten und übt auf dieſe Weiſe einen unberechenbaren Einfluß auf die Phyſiognomie ſeines Blattes aus.

Eine wichtige Rolle ſpielen neuerdings die ſogenannten „Echotiers“, die verpflichtet ſind, allenthalben hinzuhorchen und ihrem Journale die neueſten, pikanteſten Nachrichten namentlich auf nicht-politiſchem Gebiete zuzuführen. Man erfährt zum Beiſpiel, Michelet werde demnächſt ein neues Buch veröffentlichen. Vierundzwanzig Stunden ſpäter muß der Echotier wiſſen, wie viel Honorar der Verleger bezahlt hat, wie viel Seiten das Werk umfaſſen wird, wovon es handelt, ob es auf Velin gedruckt iſt, ob gleichzeitig eine engliſche Ausgabe erſcheint ꝛc. ꝛc. Oder ein berühmter Componiſt, ein Künſtler,

ein Diplomat iſt geſtorben. Der Echotier wäre ein für alle Mal um ſeinen Ruf, wenn er nicht ſofort die genaueſten Einzelheiten über Stunde und Minute des Todes, über die begleitenden Umſtände, über die letzten Worte des Sterbenden, über ſein Teſtament und über ſeine Hinterlaſſenſchaft beibringen könnte.

Verwandt mit dem Echotier iſt der „Indiscreteur“. Er enthüllt die Familien- und ſonſtigen Privatverhältniſſe bedeutender Perſönlichkeiten. Er beſucht Jules Favre, Fräulein Chriſtine Nilſſon, Mac Mahon u. A., und berichtet in geiſtvollen Plaudereien, was er geſchaut und vernommen: wie Jules Favre Toilette macht, wie die blonde Schwedin frühſtückt, wie der Marſchall-Präſident ſich den Bart pflegt und die Nägel ſchneidet . . Das Publikum iſt für ſolche Mittheilungen ſtets außerordentlich dankbar.

Täglich an Bedeutung wächſt die Rolle des „Canardiers“, des „Entenmachers“. Oft ſind die Ereigniſſe, über die der „Cuiſinier“ verfügt, ſo mager, daß dieſem Uebelſtande durch die Erfindung geeigneter Sujets nachgeholfen werden muß. Es ergeht alsdann die Weiſung an den Canardier, eine politiſche, eine literariſche und zwei „vermiſchte“ Thatſachen aus dem Aermel zu ſchütteln. Die politiſche Ente bezieht ſich mit Vorliebe auf gouvernementale Maßnahmen, die vom Publikum ſeit geraumer Zeit ſehnſüchtig erwartet werden. Zum Beiſpiel: der Vertreter Frankreichs bei irgend einem auswärtigen Cabinet gilt für unfähig; die öffentliche Meinung hat ſich dringend für ſeine Beſeitigung ausgeſprochen. Mit kühnem Griffel verſichert nun der Canardier, „man habe im geſtrigen Miniſterrathe die Abberufung des Mr. So und So einſtimmig beſchloſſen.“ Die politiſche Ente geht natürlich durch alle in- und aus-

ländiſchen Blätter und wird ſchließlich nicht ſelten zur Wahrheit, da man ſich höheren Ortes ſcheut, die durch das falſche Gerücht hervorgerufene Befriedigung ohne Grund zu zerſtören. Mancher Miniſter iſt durch den Canardier geſtürzt worden! —

Die literariſche Ente liebt es, hervorragende Schriftſteller, Schauſpieler, Dichter ꝛc. als gefährlich krank, oder gar als geſtorben auszuposaunen. Tags darauf erhält das Journal eine Zuſchrift im Stile der folgenden:

Herr Redacteur!

In der geſtrigen Nummer Ihres Blattes findet ſich eine Notiz, der zufolge ich vom Schlagfluſſe getroffen worden ſein ſoll. Ich begreife nicht, was dieſen Irrthum veranlaßt haben mag, da ich mich ſeit zwei Monaten wohler als je fühle. Haben Sie die Güte, die fragliche Notiz durch Einrückung dieſer Zeilen zu berichtigen. Genehmigen Sie ꝛc.

Victorien Sardou.

Die Unterſchrift eines Victorien Sardou gereicht aber einem Journal zur Zierde, ſie „macht ſich gut“, wie die Redacteure ſagen, und ſo hat der Canardier denn zwei Fliegen mit einer Klappe erlegt: das Publikum iſt durch die falſche Nachricht erſchüttert worden, und die Rubrik der „Correſpondences“ enthält einen hochklingenden Namen!

Die „vermiſchte“ Ente iſt unter allen die tollſte. Keine Combination iſt zu verrückt, zu wahnwitzig: der Canardier benutzt ſie zu einem „Fait divers“. Im Nothfalle, das heißt, wenn die Unwahrſcheinlichkeit die Polhöhe erreicht hat, läßt er ſein Begebniß in Amerika ſpielen, und das Unmögliche wird wieder ſalonfähig. Es gibt „vermiſchte“ Enten, die von Zeit zu Zeit regelmäßig wiederkehren. Hierher gehören gewiſſe

Dampfſchiffabenteuer vom Miſſiſippi, gewiſſe Extravaganzen ſpleenbehafteter Engländer und zahlloſe angebliche Erfindungen und Entdeckungen ſpeculativer Köpfe, wie zum Beiſpiel die Kunſt, Butter aus Themſeſchlamm, Brod aus menſchlichen Skeleten oder Curaçao aus Lumpen zu verfertigen. Auch die famoſe ruſſiſche Prinzeſſin mit dem Todtenkopfgeſicht zählt zu dieſer Categorie. Der Canardier von Talent wird es indeß verſchmähen, eine gebrauchte Platte zu neuen Abzügen zu benützen. Er erfindet frei aus dem Stegreif, und je verwegener er die Farben aufträgt, um ſo beſſer!

Eine geſonderte Welt innerhalb des Journals bildet das Feuilleton, der „Raum unter dem Striche", — auch „Rez-de-Chaussée" geheißen. Keine Pariſer Zeitung von Bedeutung kann heutzutage auf dieſe hochwichtige Rubrik verzichten. Der größere oder geringere Werth des Feuilletons wirkt oft entſcheidend auf den materiellen Erfolg des Blattes. Als das „Journal des Débats" die Sue'ſchen „Geheimniſſe von Paris" unter der Linie veröffentlichte, ſteigerte ſich ſeine Auflage um das Dreifache. Der „Conſtitutionnel" erhob ſich von viertauſend Exemplaren auf die Höhe von fünfundzwanzigtauſend, als die erſten Capitel des „Ewigen Juden" in ſeinem Rez-de-Chaussée erſchienen waren. Wenn Franciſque Sarcey eine theatraliſche Kritik losläßt, ſo verkauft der „Temps" zweitauſend Exemplare mehr, als unter gewöhnlichen Verhältniſſen. Es ließe ſich über dieſe hochintereſſante Branche der modernen Journaliſtik eine eigene Diſſertation ſchreiben; indeß: il ne faut pas tout dire! Genug für heute!

Die heilige Cäcilia.

Es war an einem ſonnigen Herbſtnachmittage. Wir kamen von einer Fahrt aus dem Boulogner Gehölze zurück, das damals noch keine Ahnung davon hatte, wie ſchwer es einſt für die Sünden ſeiner lieben Pariſer büßen ſollte. Das Geſpräch verfiel, nach mancherlei labyrinthiſchen Plaudereien über Ernſtes und Heiteres, auf die zahlreichen Induſtrieritter, die in Paris alle Geſellſchaftsklaſſen unſicher machen. Die Journale hatten des Tags zuvor einen recht eclatanten Fall mitgetheilt. Seit einiger Zeit — ſo hieß es in den betreffenden Berichten — vegetirt auf der Plattform des Triumphbogens ein Individuum, vor deſſen Schwindeleien wir die Fremden, welche dieſes hochberühmte Monument zu erſteigen gedenken, auf's Dringendſte warnen möchten. Der Menſch, von dem wir reden, iſt etwa dreißig Jahre alt und an einer Narbe auf der linken Wange kenntlich. Dem Wächter des Triumphbogens gegenüber gerirt er ſich als Künſtler; er gibt vor, Paris aus der Vogelperſpective zeichnen zu wollen. Betritt dagegen ein Schauluſtiger die Plattform, ſo wartet er den geeigneten Moment ab, eilt an die Brüſtung, hängt ein Bein

über das Geländer, als beabsichtige er sich in die Tiefe zu stürzen, und ruft in verzweiflungsvollem Tone: „O, meine Mutter! Meine arme, arme Mutter!“ Man springt natürlich herzu, um den Unglücklichen von der Ausführung seines Vorsatzes abzuhalten. Man fragt ihn, was ihn bewogen habe, einen so gotteslästerlichen Entschluß zu fassen. Der Schwindler weint dann mit einer so täuschenden Naturwahrheit und bindet dem mitleidigen Fremdling ein so rührendes Märchen auf, daß die Komödie fast regelmäßig mit der Ueberreichung des Hundertsousstücks endigt, das der Spitzbube zu seiner Rettung für unumgänglich erklärt. Wir ersuchen das Publikum, derartige Betrügereien durch eine falsche Gutmüthigkeit nicht fürder zu unterstützen. Einer unserer Freunde, der in solchen Angelegenheiten die den meisten Menschen eigene Naivetät in Folge langjähriger Erfahrungen verloren hat, ertheilt dem geneigten Leser den väterlichen Rath, vorkommenden Falls den Weheruf: „O meine Mutter!“ mit der Frage: „Und Ihre Fräulein Schwester?“ zu beantworten. Er garantirt, daß der vermeintliche Selbstmörder sofort nach dieser verbindlichen Erkundigung das Bein von der Brüstung zurückziehen und jeden weiteren Versuch der Erpressung unterlassen wird.

So lautete ungefähr eine Mittheilung des „Temps“, die um so mehr Aufsehen erregte, als die Politik seit einigen Wochen nicht den geringsten Stoff zu anmuthigen Discussionen bot. Mein Begleiter fand die Geschichte köstlich. Ich bestritt nicht, daß sie zum Mindesten originell sei. Ein Wort gab das andre . . . Wir geriethen, wie bereits angedeutet, auf das unerschöpfliche Thema der Industrieritterschaft.

„Die Zahl der Mitglieder dieses modernen Ordens ist Legion“, sagte mein Freund mit einem bittern Lächeln. „Wahr-

haftig, wenn man eine Zeit lang in Paris gelebt hat, dann fängt man an, ſich zu fragen, ob nicht der ganze Bau der menſchlichen Geſellſchaft aus dieſem verwerflichen, trügeriſchen Lehm aufgethürmt iſt! . . . Sie machen die Bekanntſchaft eines eben ſo liebenswürdigen, als intelligenten jungen Mannes. Sie glauben eine Perle gefunden zu haben. Der Jüngling theilt ganz Ihre Anſichten über Montesquieu und Blaiſe Pascal. Er entwickelt die überraſchendſten Geſchichtskenntniſſe. Seine politiſchen und ethiſchen Grundſätze harmoniren mit den Ihrigen. Bei verſchiedenen Gelegenheiten gibt er Beweiſe von einem Adel der Geſinnung, der Ihrem Herzen wohlthut wie himmliſches Manna. Sie bieten ihm Ihre Freundſchaft an: der Bund iſt beſiegelt. Da, eines ſchönen Tages, bedarf der neue Freund Ihres Beiſtandes. Ein gebieteriſcher Wechſel zwingt ihn, für ein paar Augenblicke Ihre Gefälligkeit in Anſpruch zu nehmen. Sie gehen in die Schlinge, und nach kurzer Friſt gewahren Sie, daß Sie einem Induſtrieritter von Profeſſion zum Opfer gefallen ſind. Der neue Freund iſt und bleibt verſchwunden, um in einem andern Quartiere der Rieſenſtadt ſeine Kunſt bei Andern zu verſuchen . . . Paſſirt dergleichen nicht täglich? Uebertreibe ich?"

„Pah, das iſt einer der banalſten Fälle", erwiderte ich lachend. „Wer von uns könnte ſich rühmen, nie eine ſolche Lection erhalten zu haben? Und doch geht man immer wieder auf den Leim . . ."

„Weil die Halunken unſerer Eitelkeit zu ſchmeicheln wiſſen, ohne daß wir es merken! Ein berühmter Philoſoph hat es geſagt: Wir lieben in unſern Freunden nur uns ſelbſt!"

„Das klingt hart . . ."

„Aber dieſe Theſe iſt wahr, trotz ihrer paradoxen Faſſung. Wenn es uns nicht gar ſo ſehr kitzelte, von einer Seele „verſtanden“ zu werden, wie wir es nennen; wenn uns die Befriedigung, die wir bei dieſer Erkenntniß empfinden, nicht verblendete, ſo würden wir unter zehn Fällen neunmal das heuchleriſche Spiel durchſchauen und dem Komödianten die Larve abreißen. So aber glauben wir leicht, weil wir gern glauben.“

„Aber Sie predigen den Peſſimismus auf der Polhöhe! Ein Leben voll von Mißtrauen und Argwohn iſt kein Leben mehr!“

„Ich predige nur Vorſicht und Unbefangenheit. Verlaſſen Sie ſich darauf, zwei Drittel aller Induſtrieritter ſpeculiren auf unſere Schwäche für das eigene Ich. Iſt man ſchließlich nach dieſer Methode geprellt und betrogen, ſo macht man noch obendrein eine lächerliche Figur! Gibt es eine abgeſchmacktere Rolle, als die des Raben in der Fabel? Wenn Liſt und Gewalt Sie zu Schaden bringen, ſo wird nur die Schadenfreude Ihren Verluſt amüſant finden. Haben Sie aber aus kleinlicher Eitelkeit dem ſchlauen Fuchs die Pfade geebnet, ſo hat Jedermann das Recht mit Fingern auf Sie zu deuten.“

Ich wußte Nichts zu erwidern.

„Kennen Sie die Geſchichte von der heiligen Cäcilia?“ fragte er nach einer Weile.

„Wie verſtehe ich das? Meinen Sie die Biographie der Heiligen?“

„Bewahre! Ich ſehe, ich muß Ihnen den Caſus erzählen. Er datirt, wie ich glaube, aus einer Zeit, da Sie noch jenſeit des Rheines wohnten und ſich wahrſcheinlich nur ſehr wenig

um die Schwindeleien der Seinekönigin bekümmerten. Sie haben nie den Namen Godet gehört?"

Ich verneinte.

„Eh bien, Godet war ein Induſtrieritter von der Palette. Ich weiß übrigens nicht, ob er inzwiſchen geſtorben iſt. Vermuthlich treibt er ſein Unweſen unter falſchem Namen in irgend einer biederen Provinzialſtadt weiter . . ."

„Ein Maler, ſagen Sie?"

„Ein Maler, der dem allgemeinen Urtheil der Sachverſtändigen zufolge ein nicht unbedeutendes Talent beſaß. Er mißbrauchte jedoch ſeine Kunſt zu den erbärmlichſten Kniffen und Ränken."

„Laſſen Sie hören!"

„Die Geſchichte, die ich Ihnen erzählen werde, hat ſich nicht einmal, ſondern zwanzigmal ereignet, natürlich jedesmal auf einem andern Terrain. Als Godet ſich in ſämmtlichen Vierteln der Metropole unmöglich gemacht hatte, verſchwand er plötzlich auf Nimmerwiederkehr. Man ſagte, er habe ſich in den zwei Jahren ſeines Pariſer Aufenthaltes mehr als vierzigtauſend Franken erſchwindelt."

„Sie reizen meine Neugierde. Aber wollen wir nicht ausſteigen, und uns hier im Grünen ein behagliches Plätzchen ſuchen? In den Laubgängen der elyſäiſchen Felder lauſcht und erzählt es ſich beſſer, als in der raſſelnden Kaleſche."

. . . Wir verabſchiedeten unſeren Wagen, und ſchlugen uns, meinem Antrage gemäß, ſeitwärts in die Büſche. Fernab rauſchte und rollte das bunte Chaos der „Grande Avenue" vom Triumphbogen zum Obelisken und vom Obelisken zum Triumphbogen . . . Von der Seine her tönte das Keuchen und Schaufeln der Dampfboote . . . Die Luft war kryſtall-

klar und regungslos, und im Angeſichte des rieſigen Induſtrie-palaſtes, deſſen unzählige Scheiben im Golde der ſinkenden Sonne funkelten, begann mein Begleiter folgendermaßen:

Monſieur P . . . — Sie verzeihen, wenn ich ſeinen vollen Namen verſchweige — Monſieur P . . . iſt ein eben ſo tüchtiger als angeſehener Arzt, und überdies einer der liebenswürdigſten, freundlichſten und wohlwollendſten Menſchen, die ich kenne. Seit Jahren verkehre ich auf das Ungezwungenſte in ſeinem gaſtfreien Hauſe, und ich geſtehe Ihnen, daß ich mich kaum in einer zweiten Familie dieſer familienreichen Weltſtadt wohler fühle als in der ſeinigen. Madame P . . . iſt in Beziehung auf angenehme Umgangsformen und geſellſchaftliche Vorzüge das vollkommene Ebenbild ihres Mannes. Sie ſowohl als ihr Gatte zeichnen ſich durch ein reges Intereſſe für alles Wiſſenswürdige, Schöne und Bedeutende vortheilhaft vor der großen Maſſe des Pariſer Salonpublikums aus: er beſitzt gründliche literariſche und muſikaliſche Kenntniſſe: ſie ſingt, malt, und beſchäftigt ſich eifrig mit fremden Sprachen, eine Tugend, deren Werth Sie bei einer Franzöſin gewiß nicht unterſchätzen werden. — Nur an einer ſeltſamen Schwäche leiden beide Ehegatten gemeinſam: ſie möchten ihren Salon zu dem geiſtigen Brennpunkte der modernen Civiliſation ſtempeln und Alles, was das Jahrhundert an genialen Männern hervorgebracht hat, um die Rampe ihres Kamins verſammeln. Da die genialen Männer ſich nun nicht ſo dutzendweiſe einfinden, ſo ſuchen ſich die guten P . . .s für dieſen Ausfall dadurch zu entſchädigen, daß ſie die Verdienſte jedes Menſchen, der ihre Schwelle überſchreitet, in's Ueberſchwengliche aufblähen und ſich auf dieſe Weiſe einen Kreis hervorragender Männer künſtlich fabriciren. In Folge

dieſer ſyſtematiſchen Selbſttäuſchung wird jeder auch noch ſo untergeordnete Journaliſt, der den Salon Herrn P . . .s betritt, zum „bedeutenden Schriftſteller“, jeder Muſiklehrer zum „talentvollen Componiſten“, jeder kleine Bankier zum „Börſenkönig“. Die Leute laſſen ſich dieſes Avancement gefallen und ſo liegen die Dinge denn ſo, daß der Fremdling, der zum erſten Male einen P . . .'ſchen Empfangsabend beſucht und die Bekanntſchaft all dieſer ſelbſtgeſchaffenen Notabilitäten macht, zur Ueberzeugung kommen muß, er habe hier thatſächlich in das Centrum des neunzehnten Jahrhunderts geſchoſſen. So ſtellte Monſieur P. mich mehrmals als den „bekannten Architekten L . . .“, oder als „unſern L . . .“ vor, und fügte die Bemerkung hinzu: „Sie haben gewiß ſchon von Monſieur L . . . gehört!“ Nun, ich leide wahrhaftig nicht an falſcher Beſcheidenheit! ich bilde mir ſogar ein, mein Fach recht tüchtig zu verſtehen: aber mich als „den bekannten Architekten L . . .“ einzuführen, das iſt denn doch, unter uns geſagt, mindeſtens lächerlich! Ich war damals fünfundzwanzig Jahre alt, und noch weit weniger bekannt als jetzt, wo ich doch wenigſtens ein paar Bauten zu Wege gebracht habe!

Unter den jungen Leuten, die das P . . .'ſche Haus frequentirten, erfreute ſich ein gewiſſer Frébault des ganz beſonderen Wohlwollens der Familie. Er erlaubte ſich eines ſchönen Abends einen Herrn mitzubringen, deſſen Bekanntſchaft er vor beiläufig vierzehn Tagen im Kaffeehaus gemacht hatte. Der fremde Herr hieß Godet und war ſeines Zeichens Maler. Er mochte ſieben- bis achtundzwanzig Jahre alt ſein. Frébault verſicherte, ſein neuer Freund ſei ein bedeutender Künſtler und überdies ein charmanter Geſellſchafter. Was den erſten Punkt betraf, ſo mußten wir Frébault's Behaup-

tungen auf Treu und Glauben hinnehmen: gehört hatten wir von Monsieur Godet's künstlerischen Leistungen noch nicht das Mindeste. Seine geselligen Vorzüge waren indeß nicht wohl zu bezweifeln. Er hatte für Jedermann eine Verbindlichkeit, einen höflichen Gruß, eine feine Schmeichelei, ohne daß man ihn der Uebertreibung bezichtigen konnte. Vorzüglich die Damen fanden ihn entzückend, und ehe vier Wochen vergingen, zählte der Novize als der „treffliche Künstler Godet" zu den regelmäßigen Besuchern der P . . .'schen Empfangsabende.

Um diese Zeit kam die Familie des Kaufmanns Crélieux nach Paris. Monsieur Crélieux, ein naher Verwandter der Madame P . . ., hatte seit Jahren in Hâvre ein lucratives Commissionsgeschäft betrieben und sich nun zur Ruhe gesetzt. Er gedachte seine Renten (die sich allerdings nur auf etwa zwölftausend Francs beliefen) wie andere reiche Leute in der Stadt des Luxus und der unerschöpflichen Vergnügungen zu verzehren, und seine Frau, Madame Henriette, sowie namentlich seine Tochter Ninie, theilten seine Ansicht von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens vollkommen. Die Familie Crélieux miethete also im Marais-Viertel eine anständige Wohnung, möblirte dieselbe nach dem neuesten Geschmack und ging an's Werk, ihr Leben zu genießen.

Für einen Mann, der an ein regelmäßiges Arbeiten gewöhnt war, mochte diese Aufgabe nicht allzuleicht sein. Mutter und Tochter schickten sich indeß um so besser in die neuen Verhältnisse, und Papa Crélieux mußte mit-„genießen", gleichviel ob es ihm mundete oder nicht. So viel schien jedoch festzustehen: Monsieur Crélieux war, trotz aller Langweile, die ihn jezuweilen marterte, im höchsten Grade stolz auf das distinguirte Auftreten seiner Damen, und wenn er

Stamm und Sproß ſo in nagelneuer Toilette über die Teppiche paradiren ſah, ſo ſchlug ſein Herz höher und ſein Blick flammte freudiger.

Es war an einem kalten Januarabend. Der P...'ſche Salon wimmelte von „bedeutenden Leuten". Ich kam etwas ſpäter als gewöhnlich. Schon im Vorzimmer hörte man die Triller einer Bravour-Arie. Es war Fräulein Ninie, die auf allgemeinſtes Verlangen „Gnade, Gnade für Dich ſelber" vortrug. Vater Crélieux ſtand in ſeliger Verſunkenheit an einem Nipptiſchchen und wagte kaum zu athmen. Als die Arie beendet war und ein lebhafter Beifall losbrach, glaubte ich in Crélieux's linkem Augenwinkel eine Thräne zu bemerken. Der gute Mann ſchwamm jedenfalls in einem Meer von Entzücken.

Unſern von Monſieur Crélieux ſaß Godet oder Herr von Godet, wie er genannt wurde, ſeitdem Frébault uns verrathen hatte, daß ſein Freund einer altadeligen Familie der Bretagne entſtamme.

Es entging mir nicht, daß Godet den begeiſterten Vater mit einem jener Blicke muſterte, die uns keinen Zweifel darüber laſſen, was in der Seele des Beobachters vorgeht... Dieſer Blick athmete eine höhniſche Ueberlegenheit, eine geiſtreiche Verachtung und eine Befriedigung, deren Urſache ich mir damals nicht zu erklären vermochte.

Ninie erhob ſich. Sie war ein leidlich hübſches, aber in keiner Hinſicht bedeutendes Mädchen. Gleichwol ſah ich jetzt, daß Frébault ihr mit einer Gefühlstrunkenheit in das Antlitz ſtarrte, die nicht mißzudeuten war. So gab mir ein einziger Moment zwei unerwartete Enthüllungen: die eine

hieß: Godet iſt ein Intriguant; die andere: Frébault iſt in Fräulein Ninie Crélieux verliebt.

Jetzt trat Godet mit einer ſehr veränderten Miene zu Ninie's Vater heran.

„Geſtatten Sie", ſo ſagte er mit einer Stimme, deren leiſes Tremolo wie tiefe Gemüthsbewegung klingen ſollte — „geſtatten Sie einem enthuſiaſtiſchen Künſtler vor der wunderbaren Schönheit Ihrer Fräulein Tochter in äſthetiſcher Andacht niederzuknieen."

„Wie?" ſtammelte der Rentier im Tone der höchſten Ueberraſchung, aber doch trotz ſeiner Verlegenheit ſichtlich geſchmeichelt ... „Wie? Sie wollen ...? Sie wollen niederknieen?"

„Ich wünſche der Schönheit meine pflichtſchuldige Huldigung darzubringen! Erlauben Sie mir, nach der heiligen Cäcilia, deren Vater Sie ſind, eine kleine Studie auszuarbeiten. Sie machen mich zum glücklichſten der Menſchen, und beſchenken die Welt mit einem Kunſtwerk, an dem ſich Tauſende und aber Tauſende beſeligen und begeiſtern werden. O, wie ſie vor dem Flügel ſaß, und in ſüßer Aufwallung ihres ſchönen Gemüthes den himmliſchen Melodieen lauſchte, die ihrer ſilberklaren Kehle entſprudelten! So lauſchte die Heilige den Klängen der Sphärenmuſik! Laſſen Sie mich Ihre Cäcilia copiren, nur copiren, und Rafael's Gemälde in dem Muſeum von Bologna wird ein überwundener Standpunkt ſein!"

Welcher Sterbliche wäre nicht ſtolz darauf, eine heilige Cäcilia unter ſeinen Nachkommen zu zählen? Monſieur Crélieux warf dem über und über erröthenden Kinde einen halb prüfenden, halb vergötternden Blick zu, und ließ dann die

Unterlippe hängen, als dächte er bei ſich ſelbſt: Wie dumm, daß ich das nicht früher gemerkt habe! Eine Tochter zu beſitzen, die einer Heiligen gleicht, und ſo gar kein Aufhebens davon zu machen! Nun, wir können das Verſäumte ja nachholen!

In dieſem Augenblick näherte ſich Monſieur P . . ., der Hausherr. „Höre ich recht, mein lieber Godet", ſagte er im verbindlichſten Tone, „Sie wollen unſerem Vetter die Ehre erweiſen und ſein Töchterchen . . . ? Parbleu, lieber Crélieux! Sie können ſich Glück wünſchen, einen ſo bedeutenden Künſtler verpflichten zu dürfen . . ."

„Noch hat Herr Crélieux mir nicht die Erlaubniß ertheilt", verſetzte Godet mit Würde.

„O, wie ſo . . . ?" ſtammelte der Rentier, der ſich nach P . .'s Reden doppelt angenehm berührt fühlte . . . „Meine heilige Cäci . . . meine Ninie wollte ich ſagen, wird gern Ihrem Wunſch entſprechen. Wenn Sie wirklich meinen, das Kind ſei von . . . von . . . ſo auffallender Schönheit, ſo wäre es ja meinerſeits eine Sünde, woll . . . wollte ich einem ſo renommirten Pinſel die Gelegenheit vorenthalten . . . Bitte, Herr von Godet . . . Geniren Sie ſich durchaus nicht . . ."

„Ich danke Ihnen!" rief Godet enthuſiaſtiſch, indem er die Hand Crélieux's ergriff und ſtürmiſch zerrte und ſchüttelte. „Ich danke Ihnen als Menſch, als Künſtler und als Franzoſe! Ich danke Ihnen im Namen des Schönen!"

Der gute Rentier ſchien von dieſer Fülle der Erkenntlichkeit ſchier überwältigt. Noch niemals hatte ihm Jemand im Namen des Schönen gedankt . . . Es zuckte ihm leiſe um die Lippen, und ſeine Augen begannen in einem feuchtverklärten Glanze zu ſchimmern.

„Und wann darf ich meine Studie anfangen?“ fragte Godet, noch immer Crélieux's Rechte umklammernd.

„Wann Sie wollen! Nicht wahr, Ninie? Du haſt ja den ganzen Tag über Zeit . . . ?“

„Gewiß, Papa!“

„Alſo etwa morgen nach dem Déjeûner?“

„Wann Sie befehlen, Herr von Godet. — Apropos, wenn Sie uns die Ehre zum Frühſtück ſchenken wollten . . .?“

„Ich acceptire im Namen der Kunſt! Ich werde ſo Gelegenheit finden, mein ſchönes Modell vor dem Beginne des eigentlichen Gemäldes aus nächſter Nähe zu beobachten . . .“

„Sie ſind zu gütig, Herr von Godet . . .“

„Himmel! Welche Wendung!“ rief der Künſtler mit einem Male und durchſuchte mit fieberhafter Haſt ſeine Weſtentaſchen.

„Um Gottes Willen, was iſt denn geſchehen?“ fragte der Rentier beſorglich.

„Sind Sie unwohl?“ erkundigte ſich auch Monſieur P . . ., der Hausherr.

„Einen Bleiſtift und etwas Papier! Ein Königreich für einen Bleiſtift!“ rief Godet in Ekſtaſe.

Man überreichte ihm das Gewünſchte.

„So! und nun noch einmal dieſe Wendung des Halſes, mein Fräulein! Ich muß ſie feſthalten, um jeden Preis!“

„Ninie, laß dich feſthalten!“ ſagte Herr Crélieux in überzeugungsdurchdrungenem Tone.

„Dank! tauſend Dank!“ flüſterte der Künſtler ſchwärmeriſch . . . „Sehen Sie dort nach der Vaſe, — wie vorhin . . .! So . . . ſo! Entzückend!“

Er kritzelte ein paar Striche auf das Blatt Papier,

ſteckte es zu ſich, und erklärte ſich für befriedigt. Die Créliеux's aber lebten von nun ab dem beglückenden Glauben, das blonde Köpfchen Ninie's werde demnächſt im Muſeum des Luxembourg und ſpäter im Louvre zwiſchen den Madonnen Rafael's, Murillo's und Correggio's paradiren und ſich gleich jenen weltberühmten Meiſterwerken einer verklärten Unſterblichkeit erfreuen.

„Ich werde Ihnen ein Zimmer neben dem meines Gatten einräumen", ſagte Madame Henriette, als Godet ſich verabſchiedete, um, wie er verſicherte, friſche Kräfte für den morgenden Tag zu ſammeln. Godet küßte der würdigen Matrone die Hand und verſchwand mit jener Grazie und Eleganz, die ihm alle Herzen zu erobern pflegte.

Der Zwiſchenfall mit Ninie hatte in der ganzen Geſellſchaft eine Stimmung der Genugthuung hervorgerufen, die nur von drei Perſonen nicht getheilt wurde, nämlich von zwei jungen Mädchen, die es gleichfalls nach maleriſcher Unvergänglichkeit gelüſtete, und von Herrn Frébault, der die glühendſten Qualen der Eiferſucht duldete. Hüte dich, Ninie! Spiele nicht frevelhaft mit dieſem treuliebenden Herzen! Frébault war, was man in weiblichen Kreiſen eine gute Partie nennt. Er beſaß ein hübſches Vermögen und eine geachtete Stellung in einem der miniſteriellen Bureaux mit der Ausſicht auf baldiges Avancement. Solche Bewerber ſollte man nicht zwecklos und leichtſinnig auf die Folter ſpannen! . . .

Des andern Tags fand die erſte „Sitzung" ſtatt. Godet arbeitete fünf oder ſechs Stunden lang. Man konnte bereits an den flüchtigen Linien des Entwurfes erkennen, daß das Bild überaus ähnlich werden würde, und zwar ähnlich im realiſtiſchen Sinne. Von einer „heiligen Cäcilia" fand ſich zur Zeit noch

keine Spur vor. Im Gegentheile: Das Stumpfnäschen, deſſen Umriſſe deutlich hervortraten, hatte etwas Keckes, Schelmiſches, und auf den vollen Lippen ſchwebte Geſundheit, Friſche und Lebensluſt, aber keine überſinnliche Begeiſterung, kein Feuer der Hallucination . . . Ich will die Sache kurz machen. Drei Wochen lang dauerten Ninie's Modellſitzungen und Godet's künſtleriſche Zweck-Déjeûners im Hauſe des Madonnenvaters. Dann erklärte der Maler ſein Werk für nahezu vollendet, und erbat ſich nur noch ein paar Tage Zeit zur Erledigung gewiſſer techniſcher Einzelheiten. Er nahm zu dieſem Behufe das Bild mit nach Hauſe und verſprach die größtmögliche Beſchleunigung.

Ninie ſtolzirte inzwiſchen umher, wie eine Herzogin. Dem jungen Frébault gegenüber affectirte ſie eine Vornehmheit, eine Kälte, eine Zurückhaltung, die er bisher nicht an ihr gekannt hatte. Nicht als ob ſie ſeine Aufmerkſamkeiten ungern geſehen hätte; im Gegentheil, ſie war ſehr von ſeinen Abſichten erbaut, und rechnete im Stillen feſt darauf, demnächſt Madame Frébault zu werden. Aber ſie glaubte es ihrer Würde als heilige Cäcilia ſchuldig zu ſein, den Kampf um ihren Beſitz nicht zu leicht erſcheinen zu laſſen. Sie war ſpröde aus Prinzip, aus politiſcher Berechnung!

Nach Verlauf von weiteren vierzehn Tagen erhielt Monſieur Crélieux ein großes Paket. Es war das Porträt ſeiner Tochter. Daneben lag eine Rechnung:

„Herrn Crélieux, Rue du Poiſſon 91 Paris.

Nach Beſtellung

Ein Porträt . . . . . Francs 3000.

Godet, Künſtler."

Der gute Rentier war wie vom Donner gerührt. „Eine ſchamloſere Prellerei iſt mir noch nicht vorgekommen!“ wetterte er im Tempo der höchſten Indignation. „Wer hätte es dem Halunken angeſehen, daß er ſo ſein frevles Spiel mit uns trieb! Aber ich werde mich hüten, dieſes Sündengeld zu bezahlen! He, François, tragen Sie augenblicklich dieſe Sudelei zu Monſieur Godet, Rue Friponnière Nr. 30, und ſagen Sie, er möge ſein Geklexe für ſich behalten! Dreitauſend Francs! Ich glaube, der Menſch iſt verrückt!“

François trug das Bild zurück. Godet empfing ihn mit einem freundlich-überlegenen Lächeln.

„Ich hätte nicht gedacht“, ſagte er, „daß Ihr Gebieter eines ſo ungentilen, taktloſen Benehmens fähig wäre. Warten Sie einen Augenblick.“

Der Diener wartete. Godet ſchrieb ein paar Zeilen, faltete den Zettel zuſammen und addreſſirte ihn an Monſieur Crélieux.

Das Briefchen lautete:

„Mein Herr!

Es iſt das erſte Mal, daß einer meiner geſchätzten Klienten ſich weigert, ein von ihm beſtelltes Gemälde zu acceptiren. Sie ſcheinen nicht zu begreifen, wie empfindlich Ihr ſeltſames Verfahren meinen künſtleriſchen Stolz beleidigen und verletzen muß. Sie werden mir daher geſtatten, daß ich über die Frage, ob mein Gemälde Ihre Zurückweiſung verdient oder nicht, das Publikum entſcheiden laſſe. Ich ſende das Porträt Ihrer Fräulein Tochter noch heute an die Kunſthandlung von Chepilier, Boulevard des Italiens, wo ich daſſelbe mit der Inſchrift ausſtellen laſſen werde, daß der Beſteller die Honorirung des Künſtlers von der Hand weiſt.

Genehmigen Sie ꝛc. Godet.“

Nun, ich brauche Ihnen nicht weiter auseinander zu ſetzen, daß Monſieur Crélieux zahlte. Er hätte das nur ſtillſchweigend beſorgen ſollen, ohne ſeinen Diener François in die Sachlage einzuweihen. Wie alle Domeſtiken, litt auch François an einer compromittirenden Geſchwätzigkeit. Bald wußte das ganze Quartier, was der ehrlichen Familie des Rentiers paſſirt war ... Man lachte unendlich, fand Herrn Crélieux überaus dumm, und nannte Fräulein Ninie von jetzt ab nicht anders, als die ‚heilige Cäcilia‘ oder ‚la Sainte imaginaire‘. Das arme Kind ſpielte in Folge dieſes Mißgeſchicks eine ſo komiſche Figur, daß Frébault ſich definitiv von ihr abwandte. Der Allgewalt des ‚ridicule‘ vermochte er als Vollblut-Franzoſe nicht zu trotzen. Bis zur Stunde iſt Ninie noch zu haben.

Godet verließ den Schauplatz ſeiner Thaten, um anderwärts nach derſelben Methode zu operiren. Paris iſt ſo groß, und der geſellſchaftlichen Cirkel gibt es ſo viele, daß man lange arbeiten kann, ehe das Terrain vollſtändig erſchöpft iſt. Als ſich ſchließlich die Preſſe der Angelegenheit bemächtigte, verſchwand der Schwindler, wie weggeblaſen. Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß er meiner Ueberzeugung nach unter falſchem Namen die Provinzen unſicher macht. Wenn Sie mich ſchließlich noch fragen, wie es möglich war, daß Godet ſein Spiel ſo oft wiederholen konnte, ohne von den Zionswächtern der Journaliſtik gebrandmarkt zu werden, ſo erwidere ich Ihnen, daß eben nicht alle geprellten Väter ſo unvorſichtig handelten, als Monſieur Crélieux, der Rentier. Gar manche „Madonna“, manche „büßende Magdalena“ mag dem kühnen Abenteurer mit Gold aufgewogen worden ſein, ohne daß jemals ein Menſch erfuhr, wie ſchmählich der Be-

ſitzer des Originals geſchröpft wurde. Erſt nach zwei Jahren fortgeſetzter „Religions"-Malerei kam der Humbug ernſtlich an die Oeffentlichkeit.

Mein Freund hatte geendet. Nachdenklich ſchritten wir über den Concordienplatz dem Tempel der heiligen Magdalena zu.

Paris und seine Schmarotzer.

„Madame la Comtesse de Villetard restera chez elle mardi le 3. février . . .“

Machen wir uns auf eine brillante Soirée gefaßt! Die Salons der Gräfin Villetard gehören zu den distinguirtesten des ganzen Continents. — Die Crême der Diplomatie, die Elite des Offiziercorps, die Quintessenz der Literatur, die Blüte des high life, die Koryphäen der Wissenschaft, die Heroen der Kunst, und, — last, not least! — die Perlen der Damenwelt, — dies Alles drängt sich in dichten Schaaren um die gefeierte Aristokratin, und verleiht ihren Routs einen unbeschreiblichen Duft von Eleganz und Genialität.

Es schlägt Zehn. Mit einer anmuthigen Verbeugung sind wir eingetreten, haben der seideraufschenden Comtesse unsere Aufwartung gemacht, und sitzen nun ziemlich abseits und unbeobachtet in einer Fensternische. Wir mustern zunächst ein wenig die Gesellschaft. — Dort am Kamine lehnt Jules Verne, der geistvolle Verfasser der jetzt weltberühmten natur-

wiſſenſchaftlichen Romane. Rechts von ihm auf der Cauſeuſe läßt die Baronin Graſſe ihren Fächer blitzen. Weiter hinten kräuſelt ſich der gewaltige Bart eines engliſchen Malers, deſſen Landſchaften ſeit lange zu den Perlen der Pariſer Gemäldeausſtellungen zählen; jene Dame in Purpur iſt die Baronin Adrian; jener blonde Jüngling gehört zur Redaction des „Gaulois“; hier ſitzt Herr Brac; dort ſteht Herr Cliche; hier geht Herr Daru. — Wir kennen ſie ſämmtlich, oder erfahren wenigſtens bei der erſten Frage mehr von ihrer Biographie als wir wiſſen wollen.

Aber wer iſt dieſer kleine, gewandte Herr, der jetzt der Gräfin Villetard ein Bonmot zuflüſtert, über welches ſie vor Lachen faſt außer Faſſung geräth? Der jetzt auf Jules Verne zuſchreitet und ihm mit verſtändnißinnigem Lächeln die Hand drückt? Der jetzt vor der Dame in Purpur die artigſten Entrechats ſchlägt, und jetzt den Redacteur des „Gaulois“ vertraulich auf die Schulter klopft? Er gerirt ſich faſt wie der Sohn des Hauſes; . . . Fragen wir!

„Bitte, lieber Cliche, können Sie mir nicht ſagen, wer dieſer kleine, gewandte Herr iſt?“

„Ich weiß wahrhaftig nicht. Seit einem Vierteljahre verſäumt er hier keine Soirée. Sie müſſen ihn ja ſchon öfter geſehen haben.“

„Ohne Zweifel, aber wie heißt er?“

„Keine Ahnung. Ich habe mich nie darum bekümmert. Vielleicht vermag Daru Auskunft zu geben.“

Daru, Brac und der Jüngling vom „Gaulois“ erwidern uns ganz daſſelbe. Ein Fünfter endlich hat einmal irgendwo läuten hören, der räthſelhafte junge Mann heiße Herr v. Le... Le . . ., — enfin, er weiß ſich nicht mehr zu erinnern.

„Aber was iſt er? Was treibt er? Welche Stellung hat er?“

Pah! man zuckt die Achſeln! Er trägt einen ſchwarzen Frack und weiße Handſchuhe . . . was wollen Sie? Er hat feine Manieren, er verſteht zu plaudern . . .

Freundlicher Leſer! Wenn du jemals in einen Pariſer Salon kommſt, und einem Menſchen begegneſt, der dieſem kleinen gewandten Herrn* gleicht, ſo zweifle keine Secunde: Der Burſche iſt ein Paraſit!

Das große Problem des Schmarotzens beſteht darin, ſich ohne eigene Hülfsmittel und ohne Arbeit eine mehr oder weniger luxuriöſe Exiſtenz zu gründen. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Schmarotzer im vollgültigen Sinne des Wortes nur auf dem Boden einer Weltſtadt, und ſelbſt hier nur in gewiſſen ſtreng abgegrenzten Bezirken zu gedeihen vermag. Die Provinz mit ihrer patriarchaliſchen Sitteneinfalt iſt ſeinem Fortkommen in vielfacher Beziehung hinderlich. Die Kleinſtadt duldet keine problematiſchen Exiſtenzen. Sie will wiſſen, wovon Einer lebt; ob er Vermögen beſitzt oder ob er ein ehrſames Gewerbe betreibt. Wer ſich nach der einen oder der anderen Richtung nicht legitimiren kann, der iſt bald als Abenteurer verſchrieen: die anſtändigen Häuſer verſchließen ſich ihm, und er kann von Glück ſagen, wenn die Obrigkeit ihn nicht ausweiſt. — Anders in Paris. Hier kümmert ſich kein Menſch um die Privatangelegenheiten ſeines Nachbars. Man wohnt Jahre lang mit einander im ſelben Hauſe, ohne ſich auch nur dem Namen nach zu kennen. Jene ſpießbürgerliche Neugierde, die auszukundſchaften liebt, was der Herr Notar zu Mittag geſpeiſt, und wie hoch ſich die

Schneiderrechnung der Frau Poſtſecretärin beläuft, iſt hier auf Null reducirt. Man hat ſich im Lauf der Zeit an das Unbekannte, Räthſelhafte, Auffallende gewöhnt, und findet, daß man reichlich zu thun hat, wenn man vor der eignen Thüre kehrt. — Hier alſo kann der Schmarotzer ſein Zelt aufſchlagen, und ſo lange er nicht mit dem Strafgeſetzbuch in Colliſion kommt, ungeſtört operiren. — Hat er ſich in dem einen Stadtviertel unmöglich gemacht, ſo macht er's juſt, wie der entlarvte Religions-Maler Godet: er verſucht ſein Heil in dem andern, und dann in dem dritten und vierten: ſein Weizen blüht überall, wo es dumme Menſchen gibt, die ein paar Franken überflüſſig haben.

Aus dem Schlußpaſſus dieſer Theſe geht bereits hervor, daß der Schmarotzer nur in den eleganteren Quartieren „arbeitet". — Die Vorſtädte, in denen der Ouvrier ſein ſauer erworbenes Brod ißt, kennen den Paraſiten ebenſo wenig als den Taſchendieb; hier wird eben jeder Sou dreimal umgedreht, eh' man ihn ausgibt. — Auch im Marais, wo die kleinen Rentiers wimmeln, findet ſich der Schmarotzer nur in höchſt ſeltenen Ausnahmefällen. Dieſes Viertel bildet gewiſſermaßen eine Kleinſtadt innerhalb der Großſtadt; Jedermann kennt ſich, und Sparſamkeit gilt für die erſte Tugend. — Aber die Boulevards von der Porte Saint-Martin bis zur Madeleine! Aber die Gegend am Börſenplatz und an der Dreieinigkeits-kirche! Das ſind unerſchöpfliche Goldgruben für den Schma-rotzer, und hier begegnen wir ihm bei jedem Schritte ſechs-mal! Laſſen wir die intereſſanteſten Arten dieſer ſchamloſen Sippſchaft Revue paſſiren!

Mit der erſten Species haben wir unſere Freunde be-

kannt gemacht. Der Schmarotzer in Glacés, — der kleine, gewandte Herr, brillirt in der ſogenannten guten Geſellſchaft. — Er hat Nichts, er iſt Nichts, er treibt Nichts, er thut Nichts, aber überall ſpielt er den angenehmen Schwerenöther. — Den Damen, inſonderheit den betagteren, ſagt er die wirkſamſten Schmeicheleien; die Kinder des Hauſes nimmt er auf den Schooß und ſteckt ihnen Bonbons zu; ſie nennen ihn dafür Onkel und zerren ihn am Schnurrbart. Hat Madame einen Schooßhund, ſo führt er denſelben auf Verlangen ſpazieren; zu Neujahr ſchenkt er ihm ein neues Halsband, und zum Geburtstag ein ſilbernes Glöckchen. Seine Gefälligkeit kennt keine Grenzen. Mit Vergnügen beſorgt er der gnädigen Frau die complicirteſten Einkäufe. — Dem Herrn des Hauſes recommandirt er gelegentlich eine ſuperbe Havannah, oder einen excellenten Rheinwein; er übernimmt die Beſtellung bei den Lieferanten, — Gott, es macht ihm ja ſo wenig Mühe! Silberne Hochzeiten veranlaſſen ihn zu Feſtgeſängen oder Proverbes. — Er beſitzt viel Talent zur Stellung lebender Bilder; mitunter ſingt er Tenor; auch im Guitarreſpiel leiſtet er gewöhnlich einige Piècen. Die Schwiegermütter finden ihn entzückend, die heirathsfähigen Töchter wenigſtens „remarquable“. Kurz, er iſt das enfant gâté der Geſellſchaft.

Wovon lebt er? Wir wiederholen: Er hat Nichts, er iſt Nichts, er treibt Nichts, er thut Nichts! Wie bringt er es fertig, den großen Herrn zu ſpielen?

Nun, vor allen Dingen verausgabt er keinen Sou für das Mittageſſen. Er hat das Glück, immer eingeladen zu ſein. Er kennt mindeſtens dreißig Familien, die einen guten Tiſch führen: das macht für jedes Haus eine Einladung per

Monat, und unſer Paraſit weiß die Sache ſo zu regeln, daß er nie in Verlegenheit kommt. — Seine Wohnung, Kleidung u. ſ. w. kann er freilich nicht auf ſo einfache Weiſe beſtreiten, — indeß . . . bei den Einkäufen, Beſtellungen ꝛc., von denen oben die Rede war, fällt vielleicht hie und da ein Napoleon für unſern Bummler ab, — und überdies hat der unternehmende junge Mann ein ganz merkwürdiges Glück im Ecarté . . .

Kurz und gut: er löſt das ſchwierige Räthſel meiſterhaft: ohne Reſſourcen und ohne Arbeit führt er ein ſeiner Meinung nach höchſt behagliches Leben, iſt luſtig und ſorglos, wie der Vogel in der Luft, und ſchlägt den hergebrachten Ideen von Ehre und Manneswürde ein Schnippchen.

Nahe verwandt mit der geſchilderten Species iſt eine andere, als deren Typus der „ruſſiſche Prinz“ gelten kann. — Sie unterſcheidet ſich von der vorhergehenden nur dadurch, daß die ihr angehörigen Individuen Ausländer ſind, und auf dieſe Weiſe noch leichter und frecher zu ſchwindeln vermögen. Nennen wir dieſe Kategorie „exotiſche Schmarotzer“. — Ihre Zahl iſt Legion. — Italien, Spanien, Griechenland, Rußland, der Orient und Südamerika liefern die ſtärkſten Contingente; die germaniſchen Nationen ſind — honoris causa ſei es hervorgehoben, — in dieſer Clique ſo gut wie gar nicht vertreten. — Der exotiſche Schmarotzer beſitzt daheim Schlöſſer und Villen, Wälder und Wieſen; er hat hohe Staatsämter bekleidet, und wäre beinahe Miniſterpräſident oder Geſandter geworden. — Auch in der Kunſt, namentlich in der Muſik und der Malerei hat er Vorzügliches geleiſtet; o! ſein Name iſt daheim von ſehr gutem

Klange! Daheim gehört er allen erdenklichen gelehrten Geſellſchaften und Vereinen an! Er iſt nach Paris gekommen, „um die Sitten zu ſtudiren“, oder „um ganz der Kunſt zu leben“, oder auch nur, „um ſich ein paar Jahre lang zu amüſiren“!

Willſt du die ſüße Illuſion, einen ſo bedeutenden Mann kennen gelernt zu haben, nicht mitleidlos zerſtören, ſo frage in Petersburg um Gottes willen nicht nach dem Fürſten Blechinski, der jetzt in Paris ſo viel Furore macht! Forſche in Rom nicht nach dem Marcheſe Porchino, der ſeit einigen Monaten die eleganten Faubourgs entzückt! Niemand kennt ſie auch nur dem Namen nach!

Abgeſehen von dieſen kleinen Differenzen lebt der exotiſche Paraſit ganz wie der einheimiſche. Er füttert ſich ſo zu ſagen in den Kreiſen ſeiner Bekanntſchaft herum, — macht Schulden, ſchwindelt hier und gaunert dort, bis man eines ſchönen Morgens im Figaro lieſt:

„Das ganze Quartier St. Germain iſt in Aufregung. Einer der eleganteſten Löwen unſerer Salons, der Graf Ypſilanti, wurde geſtern in der Soirée der Baroneſſe Tic des falſchen Spiels überführt . . .“

Jetzt hat's natürlich Jedermann „gleich geſagt“! jetzt erklärt ſich ſo Vieles u. ſ. w. In Wirklichkeit läßt ſich jedoch die vornehme Geſellſchaft in einer Weiſe dupiren, die einem vernünftigen Menſchen geradezu unfaßlich erſcheint.

Wir ſteigen eine Stufe abwärts. Der Schmarotzer der großen Welt hat noch gar mannigfache Spielarten, von deren Skizzirung wir theils aus Gründen der Raumökonomie, theils aus Rückſicht auf das Zartgefühl unſerer Leſerinnen abſehen

müſſen. Wir kommen nunmehr zu dem ſchmutzigen Alltags-paraſiten, dem es nicht mehr am Herzen liegt, auch nur den Schein zu wahren. Nur ſo lange ſpielt er Komödie, bis ſein jedesmaliges Opfer auf den Köder angebiſſen hat; iſt der Zweck erreicht, ſo läßt er die Maske fallen oder gibt ſich wenigſtens keine ſonderliche Mühe, in ſeiner Rolle auszuharren. Die Kategorie des Alltagsparaſiten zerfällt in zahlloſe Unterabtheilungen. Wir begnügen uns mit der Schilderung der hervorragendſten und amüſanteſten.

Der „verkannte Schriftſteller“ trägt einen ziemlich ehrbaren, aber etwas ſtrapazirten Rock, einen lebensmüden Cylinder und in der linken Hand ein gerolltes Manuſcript. Das Wild, auf das er lauert, ſind die Chef-Redacteure der Zeitungen und Zeitſchriften. Er ſpeculirt auf die Regungen des collegialiſchen Mitgefühls. Begleiten wir ihn bei einer ſeiner perfiden Operationen. In Parentheſe: Selbſtverſtändlich iſt dieſe Species ſo wenig Schriftſteller, als irgend ſonſt was Honnettes! Aber die Burſchen verſtehen meiſterhaft zu copiren!

„Kann ich auf zwei Minuten den Herrn Redacteur-en-chef ſprechen?“

„Der bin ich ſelbſt. Was ſteht zu Dienſten?“

Der „verkannte Schriftſteller“ wirft einen ſcheuen Blick auf das übrige Redactionsperſonal.

„Wenn die Bitte nicht unbeſcheiden iſt“, ſtottert er, „ſo möchte ich dem Herrn Redacteur-en-chef mein Anliegen unter vier Augen vortragen.“

„Schön! bitte, treten Sie hier ein.“

Im Privatzimmer des Redacteurs angelangt, beginnt

der „verkannte Schriftſteller“ mit einem elegiſchen Geſichtsausdrucke und leiſer, zitternder Stimme, wie folgt:

„Ich weiß die Koſtbarkeit Ihrer Minuten zu lebhaft zu ſchätzen, um mich in weitſchweifige Vorreden einzulaſſen. Time is money, ſagt der Engländer, und Montesquieu . . .“

„Ich muß Sie freundlichſt erſuchen, ſich recht kurz zu faſſen, da ich in der That außerordentlich ſtark in Anſpruch genommen bin.“

„Um ſo weniger werde ich mir erlauben, Sie mit einer ausführlichen Darlegung meiner Verhältniſſe zu beläſtigen. — Geſtatten Sie mir nur das Nothwendigſte. Zu Nancy im Jahre 1840 geboren, zeigte ich bereits im zarteſten Kindesalter die erfreulichſten Anlagen, — wie ich wol, ohne der Beſcheidenheit zu nahe zu treten, dreiſtlich behaupten darf. — Mein Vater ertheilte mir den erſten Unterricht im Lateiniſchen und Griechiſchen . . .“

„Zur Sache, mein Herr, zur Sache!“

„Schon in Tertia . . .“

Der Redacteur-en-chef fährt ärgerlich vom Seſſel empor. — Noch einmal bändigt er indeß ſeine Entrüſtung. — Haſtig auf- und abgehend hört er die Salbaderei des durchtriebenen Gauners an, der ihm haarklein berichtet, wie er bereits auf dem Gymnaſium eine Trilogie geſchrieben, wie er das Tageblatt ſeiner Vaterſtadt mit lyriſchen Beiträgen erfreut, wie er ſchließlich mit einem Lokal-Epos „Stanislas“ die ſchönſten Lorbeeren errungen. — „Nach dieſen Erfolgen glaubte ich mich von dem Brennpunkt aller geiſtigen Thätigkeit nicht länger fern halten zu dürfen. Ich kam nach Paris und betheiligte mich an verſchiedenen journaliſtiſchen Unternehmungen. Das Feuilleton war das Terrain, auf welchem ich reüſſiren

ſollte. — Aber ach! meine Beziehungen zur „France“ und zum „Figaro“ zerſchlugen ſich; eine Ehrenſache mit dem Redacteur=en-chef des einen, und eine Privatdifferenz mit dem Géranten des andern Blattes . . . Sie verſtehen mich . . . So feiert denn augenblicklich meine ſonſt ſo thätige Feder müßig neben dem Tintenfaſſe . . . Dürfte ich Ihnen, hochgeehrter Herr, vielleicht meine Mitarbeiterſchaft offeriren . . .? Ich bin Ihnen nicht völlig unbekannt . . . ich ſchrieb unter verſchiedenen Pſeudonymen . . . Sie haben ohne Zweifel . . .“

Der Redacteur=en-chef bedauert lebhaft, zur Stunde nach allen Richtungen hin verſehen zu ſein.

Jetzt treten dem „verkannten Schriftſteller“ perlende Thränen in die Augen.

„Es hat nicht ſein ſollen!“ murmelt er dumpf vor ſich hin. „O meine Mutter! o meine arme, gute Mutter!“

Seine Bruſt hebt und ſenkt ſich im Sturme einer heftigen Gemüthsbewegung. Er wendet ſich, halb von dem ungeduldigen Journaliſten gedrängt, nach der Thüre . . .

Da, — ſchon im Begriff, die Schwelle, die ihn ſo ungaſtlich empfing, zu verlaſſen, kehrt er ſich um. Es ſieht aus, als kämpfe er einen ſchweren innern Kampf . . .

„Herr Redacteur“, flüſtert er in leiſem Tremolo . . . „ich bin gänzlich ohne Reſſourcen . . . Es iſt hart für einen Mann von Ehre . . . aber . . . fünf Franken würden einer unglücklichen Mutter den einzigen Sohn erhalten . . .“

Der Redacteur geht unter zehn Fällen neunmal auf den Leim. Das lange Geſchwätz des Vagabunden hat ſeine Geduld erſchöpft; er iſt froh ihn los zu werden. Bei ruhiger Ueberlegung ſagt er ſich freilich: „Der Burſche war ein

Schwindler", — aber im einzelnen Falle wird er immer wieder an den Lehrſätzen der Erfahrung irre! Der „verkannte Schriftſteller" weint ſo natürliche Thränen, daß dem Redacteur, der meiſtens gleichfalls Stunden des Kampfes um das Daſein hinter ſich liegen hat, unwillkürlich der Gedanke kömmt: „Wenn es nun doch wahr wäre!" — Er gibt lieber neunmal, wo er unerbittlich ſein ſollte, als daß er einmal einen wirklich Bedürftigen zurückwieſe.

Scenen im Genre der vorſtehenden ſpielen ſich in jedem Redactionsbureau alljährlich zu Dutzenden ab. — Wenn der „verkannte Schriftſteller" auf dieſe Weiſe zwanzig Francs zuſammengeſchwindelt hat, ſo dinirt er bei Brébant. Begegnet ihm gelegentlich der geprellte Redacteur, ſo lacht er ihm in's Geſicht. — Da Paris mit Einſchluß der ſogenannten „literariſchen" und fachwiſſenſchaftlichen Preſſe mehrere hundert periodiſche Blätter beſitzt, ſo ſteht nicht zu befürchten, daß für dieſe Kategorie von Paraſiten die Reſſourcen ausgehn. — Bis man bei dem letzten Blatt angelangt iſt, ſind viele neue entſtanden und die Redacteure der übrigen haben zum größten Theil gewechſelt.

Wer die widerlichſten Klaſſen von Schmarotzern mit Muße ſtudiren will, der beſuche Nachmittags von 4 bis 6 die großen Cafés der Boulevards du Centre, und zwar vornehmlich diejenigen, in welchen die Chroniqueurs der eleganten Journale verkehren. — Es iſt ſeit dem Erſcheinen des erſten „literariſchen"*)

*) Die „presse littéraire" hat um die Literatur im eigentlichen Sinne ſehr problematiſche Verdienſte. — Sie lebt von dem geiſtreichen Klatſch der feinen Welt und heißt „littéraire" nur im Gegenſatz zu der politiſchen (auch „ernſten") Preſſe.

Blattes zur ſtehenden Sitte geworden, die „Echo's", „Chroniques", „Mannigfaltigkeiten" u. ſ. w. im Kaffeehauſe zu fabriziren. — Jeder bringt ſeinen Vorrath von Neuigkeiten, Anekdoten, guten und ſchlechten Witzen mit, und tauſcht ihn gegen die Schätze ſeiner Herren Collegen aus. — Auf dieſe Weiſe läßt ſich die Gier des Publikums leichter und wohlfeiler befriedigen. — Die individuelle Manier, mit welcher jeder Einzelne ſeinen Artikel zuſtutzt, ſorgt dafür, daß ganz daſſelbe Geſchichtchen im „Figaro" völlig anders ausſieht als im „Pariſer Journal" oder im „Gaulois". — In dieſen Cafés operiren, wie geſagt, verſchiedene Kategorieen von höchſt unſympathiſchen Tagedieben. — Die verbreitetſte Species iſt der Abſinthjäger. — Faſſen Sie jenen grauköpfigen Schleicher in's Auge, der jetzt zu einem der vorderen Tiſche herantritt. — Er ſcheint die Geſellſchaft zu kennen. Er bleibt ſtehen. Auf ſeinem durchfurchten Antlitz malt ſich tiefe Trauer.

„Trübe Zeiten, trübe Zeiten!" ſagt er zu einem der jungen Leute und ſchüttelt melancholiſch das Haupt.

„Wie ſo?" fragt der Andre, indem er einen Schluck thut.

„Trübe Zeiten! Die Geſchäfte gehn ſchlecht!"

„Hm!"

Der graue Schleicher wirft einen oſtenſiblen Blick nach der Abſinthflaſche.

„Traurige Zuſtände! Alles ſtockt, Alles ſtockt!"

Er wedelt und jammert nun ſo lange, bis ſich Einer erbarmt und ihm zuruft:

„Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Und wie nimmt er Platz!

Da aber nun nichts peinlicher iſt als zu zechen, wenn Jemand „trocken“ dabei ſitzt, ſo offerirt man ihm den Abſinth und ſein Zweck iſt erreicht!

Andere Abſinthjäger machen weniger Umſtände. — Sie rücken einfach zum Tiſch heran, trinken mit und bezahlen nicht. — Sie ſind meiſtens keine üblen Geſellſchafter, beſitzen eine ganze Taſche voll Anekdoten und verſtehen zu ſchmeicheln; es fällt daher Niemandem ein, ſie wegzuſchicken.

Schlimmer und widerlicher ſind die profeſſionirten „Anpumper“. Ich hoffe, dieſer höchſt bezeichnende akademiſche Ausdruck wird ſelbſt unſeren Leſerinnen verſtändlich ſein.

„Sie kommen mir ſo bekannt vor; können Sie mir nicht fünf Franken borgen?“

Dieſe ſcherzhafte Uebertreibung wird bei den „Anpumpern“ faſt zur Wahrheit.

Hat er Dich auch nur einmal geſehen, und zwei Worte mit Dir gewechſelt, ſo gehörſt Du zu ſeinen „Freunden“. Höchſt amüſant ſind die verſchiedenen Methoden ihrer Operationen. — Sie wenden das Mittel der Ueberrumpelung mit eben ſo viel Geſchick an, als das langſame Unterminiren.

„Ah, famos! Sie ſind's! Könnten Sie mir nicht bis heute Abend hundert Sous leihen? Ich gehe da durch die Rivoliſtraße und ſtolpere . . . es iſt ein Pech, wie nur ich es haben kann! — und falle mit dem Rücken in die Spiegelſcheibe eines Bijouterieladens . . . Stellen Sie ſich vor . . . nicht nur die Scheibe entzwei, ſondern Schmuckſachen zertrümmert im Werth von 500 Francs! Der Juwelier war unverſchämt . . . ich mußte dem Burſchen nicht nur den ganzen Inhalt meiner Börſe — 480 Francs — in den

Schooß leeren, ſondern überdies noch meine Uhr zum Pfand laſſen . . ."

Was willſt Du machen, unerfahrener Fremdling, wenn ein anſtändig gekleideter Menſch, den Du Tags zuvor in guter Geſellſchaft getroffen, Dir auf dieſe Weiſe zu Leibe rückt?

Du gibſt . . . Dein Goldſtück geht, — und nimmer kehrt es wieder!

Ein Anderer beginnt mit einem ganz gleichgültigen Geſpräch, etwa über das vermuthliche Bevorſtehen einer Miniſterkriſe, und führt Dich auf allen erdenklichen Umwegen auf das beliebte Thema aller „Anpumper", — die ſchwierigen Geſchäftsverhältniſſe und die großen Verluſte, die er erlitten haben will. Er ſchildert ſeine Verlegenheit mit dringlichſter Beredſamkeit, bis er ſchließlich das große Wort von den „hundert Sous" — die übliche Summe — vom Stapel läßt. Du kannſt Dich nur durch die kaltblütige Bemerkung retten: „Ich beſitze ſelbſt keine zehn Centimes baar". Erwiderſt Du einfach: „Ich habe nichts bei mir", ſo verſichert er Dich, er werde ſich ein Vergnügen daraus machen, Dir in deine Wohnung zu folgen.

Merkt der „Anpumper", daß Du ein gewitzigter Weltmann biſt, ſo geht er von der Höhe ſeiner Forderungen gradweiſe herab. — „Im Grunde", ſagt er, „wäre mir auch mit zwei Franken gedient . . ." Kurz und gut, er gönnt Dir nicht eher Ruhe, als bis Du ihm wenigſtens zwanzig Sous hingeworfen haſt.

Ein Dritter verlegt ſich, wie der „verkannte Schriftſteller", auf's Thränenvergießen. Ein Vierter droht mit Selbſtentleibung.

Ein Fünfter endlich „sammelt für eine arme Wittwe mit sechs unmündigen Kindern".

Die folgende Schmarotzerspecies mag unsere Galerie beschließen. Sie ist die einzige, die heutzutage im Quartier Latin, sowie an den Universitäten der Provinz vorkommt. Wir meinen die „literarische Celebrität". Die Gauner dieses Gelichters durchmustern die Photographieen sämmtlicher bedeutender Schriftsteller, Dichter, Journalisten u. s. w. und suchen sich denjenigen heraus, dessen Physiognomie mit der ihrigen die meiste Aehnlichkeit hat. Hierauf bestreben sie sich, die Lebensbeschreibung ihres Auserkorenen zu studiren und seine Werke inne zu bekommen. — So ausgerüstet wandern sie nach den Brauereien des akademischen Viertels, wo enthusiastische Jünglinge ihre „bocs" nehmen und geriren sich nunmehr als Jules Claretie, Francisque Sarcey oder Victorien Sardou. — Sie erzählen von ihren Kämpfen und Leiden, von ihren jugendlichen Hoffnungen und Träumen u. dgl. m., und versammeln auf diese Weise ein zahlreiches Auditorium. Ein Glas Bier nach dem andern wandelt durch die Gurgel des Redners; er verspricht den jungen Poeten, — es gibt deren immer zu Dutzenden, — seine Protection, und leert „darauf hin" seinen schäumenden Becher. — Auch eine Portion Schinken mit Kraut genießt er, zur Erinnerung an die schöne Zeit, da auch er „an den Brüsten der Weisheit sog . . ."

Schließlich, — parbleu, wie ärgerlich! — hat er sein Portemonnaie vergessen!

Zwanzig Hände strecken sich ihm dienstfertig entgegen, um ihm das ihrige zu offeriren. Man rechnet es sich zur höchsten

Ehre, einem Francisque Sarcey gefällig zu sein! Und wie brillant kann sich eine derartige Kleinigkeit unter Umständen rentiren!

Die „literarische Celebrität" acceptirt mit bestem Dank und lacht sich ins Fäustchen.

Vielleicht kommt sie Tags darauf noch einmal, und hat abermals kein Geld bei sich; — (in diesem Falle wird meistens ein geniales Loch in der Hosentasche vorgewiesen!) — oder, was gewöhnlicher ist, sie versucht ihr Heil in einer andern Gegend. Unter jeder Bedingung sind jedoch die Studenten geprellt, und wenn sie später einmal mit dem wahren Francisque Sarcey zusammenkommen, so klärt sich der unliebsame Irrthum auf, — mais un peu tard!

Die wenigen Typen, die wir im Vorstehenden zu zeichnen versucht, mögen genügen. — Eine erschöpfende Darstellung unseres Thema's würde Bände füllen. — Das Schmarotzerthum, wie es in Paris florirt, scheint nicht sowol das Product der gesellschaftlichen Zustände, als das Resultat individueller Mißeigenschaften zu sein. Nicht die Noth, sondern die erbärmliche Faulheit ist die Mutter des echten Schmarotzerthums Man hat die Erfahrung gemacht, daß diese Tagediebe selbst durch einen plötzlichen Umschwung ihrer äußeren Verhältnisse nicht kurirt werden. — Fällt ihnen eine unverhoffte Erbschaft zu, so wird dieselbe in wenigen Monaten verpraßt und das Zigeunerleben beginnt von Neuem. — Offerirt man ihnen eine anständige Beschäftigung, so haben sie hundertlei Ausflüchte, um der Gefahr einer Anstrengung zu entgehen. Man erzählt sich verschiedene sehr bezeichnende Anekdoten von plötzlich reichgewordenen Parasiten, von den einige hier ihre Stelle finden

mögen. Ein gewiſſer Bonjean war lange Zeit hindurch der Schreck aller Abſinthtrinker geweſen. Da erhielt er eines Tages die Nachricht, daß ein in der Provinz verſtorbener Oheim ihm 200,000 Francs vermacht habe. — In ſeiner wahnwitzigen Freude ging unſer Schmarotzer hin und nahm ein Bad in Champagner, zündete ſeine Cigarre mit einer Hundertfrancsnote an und miethete eine Wohnung, die er mit Kaſchmirs ausſchlagen ließ. Nach acht Monaten waren die 200,000 Francs in alle vier Winde zerſtreut. — Ein Anderer hatte 60,000 Francs geerbt und entſchloß ſich nun, keinen Schritt mehr zu gehen; zwei Diener mußten ihn bis in den Wagen und wieder heraustragen; er ließ ſich an- und auskleiden, wie ein Kind, und wenn er nach ſeiner Taſchenuhr ſehen wollte, ſo rief er: „He, François!“ — Ein Dritter endlich befahl einem berühmten Reſtaurateur, ihm ein Diner für 1000 Francs vorzuſetzen. Er wollte ſpeiſen, wie Niemand vor ihm!

Mit Einem Wort: Es kommt vor, daß ein ſchwerer Verbrecher Buße thut und ein ehrenwerthes Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft wird; — daß aber ein Tagedieb und Paraſit von ſeinen Jämmerlichkeiten abläßt und zur Arbeit zurückkehrt, das kommt nicht vor! Wenigſtens iſt mir kein einziges Beiſpiel bekannt worden!

Pariſer Reclame.

Es gehört bekanntlich zu den berechtigten Eigenthümlichkeiten einer Weltſtadt, daß innerhalb ihres Weichbildes das Angebot faſt durchgängig ſtärker iſt als die Nachfrage. Alles was arbeitet, ſchafft, producirt, ſtrömt hier zuſammen. Ueber Nacht wachſen die Concurrenten wie Pilze aus dem Boden. Der Großſtädter kennt nicht jene Pietät, welche den patriarchaliſchen Bewohner der kleinen Landſtädtchen an ſeine einmal gewählten Lieferanten feſſelt. Wenn dem Pariſer heute das Brod Kunzens nicht mehr ſchmeckt, ſo geht er morgen zu Hans. Er hat eine beſondere Leidenſchaft, zu „probiren“. Er liebt die Abwechslung. — Nirgends alſo in der Welt liegt die Verſuchung näher, mit den alten, erprobten Firmen zu wetteifern und ſich ſelbſtſtändig zu etabliren, und nirgends hat der Neuling, der etwas Tüchtiges leiſtet, trotz der maſſenhaften Concurrenz mehr Ausſichten auf Erfolg als in Paris!

Eine Vorbedingung muß jedoch jeder Geſchäftsmann erfüllen, und böte er das Unglaubliche an Billigkeit und Gediegenheit!

Der bloße innere Werth ſeiner Waare reicht nicht aus, um ihren raſchen und ergiebigen Verſchleiß zu bewirken. Vor allen Dingen muß das Publikum erſt einmal erfahren, daß man in der Rivoliſtraße bei Jean Boll für $2\frac{1}{2}$ Franken ein delicates Frühſtück findet, oder daß die Fabrik von Fromont junior und Risler senior ihre Tapeten um 25 Procent billiger liefert, als alle Concurrenten vom Thronplatz bis zum Triumphbogen! Mit einem Wort: das erſte Gebot der Pariſer Induſtrie heißt: Mache Reclame! — und das iſt leichter geſagt als gethan.

Freilich, in einem Städtchen wie Merſeburg oder Jülich würden ſchon die rieſigen rothen und blauen Placate, mit welchen hier jeder Bretteranſchlag, jeder Thürpfoſten, jede Brückenbrüſtung beklebt wird, vollſtändig ausreichen, um einen Volksauflauf zu veranlaſſen. Aber der Pariſer iſt in dieſer Beziehung grenzenlos blaſirt. Im Bewußtſein, daß er bei jedem Schritte hundertfältige Gelegenheit findet, ſeine materiellen Bedürfniſſe zu befriedigen, auch ohne ſich nach den zahlreichen Offerten umzuſehen, wandelt er ruhig ſeines Weges und würdigt die marktſchreieriſchen Anpreiſungen kaum eines Blickes. Die Schaar von Neugierigen, welche ſich um die Anſchlagezettel drängt, beſteht zu vier Fünfteln aus Fremden, oder aus herumlungernden Müßiggängern, Bettlern und Taſchendieben, an deren Kundſchaft dem Kaufmann wenig gelegen ſein kann.

Die Induſtrie erkannte bald, daß dieſer Modus von nur ſehr getheilter Wirkung ſei. — Da nun ferner die Annoncen auf der vierten Seite der großen Journale ein koloſſales Geld koſten und nur dann von Erfolg begleitet ſind, wenn ſie in monſtröſer Form auftreten, ſo kam man auf die Idee, kleine

Papierſtreifen mit allerlei empfehlenden Redensarten bedrucken zu laſſen, und ſie den Vorübergehenden in die Hand zu ſchieben. Dieſe Methode erwies ſich, ſo lange ſie neu war, als außerordentlich praktiſch. — Man war überraſcht, man las, man ſteckte den Zettel ein, kurz, die Sache rentirte ſich. Als die Nachahmungen ſich jedoch häuften, als man keine drei Schritte mehr über die Boulevards machen konnte, ohne von einem halben Dutzend Agenten überfallen zu werden, als man nicht Hände genug hatte, um die angebotenen Zettel abzunehmen, da trat plötzlich eine energiſche Reaction ein. Man ging ſeines Weges, ließ die Zettelvertheiler ihre Papiere hinhalten, ſoviel ſie wollten und ignorirte ſie vollſtändig. Heutzutage fällt es keinem Pariſer ein, nach einem derartigen Blatt einen Finger auszuſtrecken, und es ſind wiederum nur die Fremden, die ſich erobern laſſen.

Allein die Speculation gab die Schlacht nicht verloren. „Wir werden euch ſchon zwingen“, dachten die Induſtriellen, gingen an's Werk und fabricirten Hunderttauſende von kleinen Kalendern, auf deren Rückſeite die betreffende Reclame in Perlſchrift abgedruckt war.

„Sieh da“, ſagte jetzt das Publikum, „einen Kalender kann man immer gebrauchen, zumal wenn er gratis offerirt wird!“ Man biß alſo auf den Zopf an, und die Kaufleute, welche auf dieſe Weiſe populär wurden, rieben ſich vergnügt die Hände. Die Freude dauerte jedoch auch diesmal nicht lange. War Ein Kalender willkommen — für fünfundzwanzig fühlte man keine Sympathie. „Una nux prodest“, ſagt das lateiniſche Sprüchwort, „altera nocet, tertia mors est“. Kurz und gut, nach wenigen Monaten war auch dieſer Verſuch als überlebt zu betrachten.

Aus dem Vorſtehenden erhellt, daß nur das Neue im Stande iſt, beim Pariſer Publikum ſeinen Weg zu machen. Die Reclame hat dieſe Wahrheit ſo wohl begriffen, daß man ſagen kann, ſie betreibt ſeitdem eine ſyſtematiſche Jagd nach dem Originellen, Pikanten, noch nicht Dageweſenen.

Ein wichtiger Punkt im Geſchäftsleben, gewiſſermaßen das Fundament des Erfolges, iſt der Name, den man ſeinem Hauſe zulegt; er prangt in großen Lettern auf dem Aushängeſchild und in den Annoncen, und kann ſchon an und für ſich, wenn er glücklich gewählt iſt, Wunder thun. Bekanntlich begnügt ſich die Pariſer Induſtrie nicht mit Bezeichnungen wie „Weißwaarengeſchäft von Auguſt Meier“, ſondern ſie verlangt eine hochklingende Beigabe, wie wir ſie in Deutſchland bei Gaſthöfen und Apotheken gewöhnt ſind; alſo beiſpielsweiſe: „Zum goldenen Engel“ oder: „Zum wahnſinnigen Häring“. — In dieſem Genre leiſtet die heutige Pariſer Induſtrie ſehr Anerkennenswerthes. Früher kannte man nur jene ſtereotypen Titel, in denen der Schwan, der Adler, der Löwe und andre bekannte Geſchöpfe eine hervorragende Rolle ſpielten. In neuerer Zeit hat man ſein Programm bedeutend erweitert. Wer kennt nicht die Magazine „Zum heiligen Ludwig“, „Zum großen Condé“, „Zum Frühling“, „Zum Louvre“, „Zur Belagerung von Corinth“, „Zum Pygmalion“, oder die „Verlobte“, den „armen Jakob“, den „guten Teufel“, den „Struwelpeter“? Beſonders zeichnen ſich die Trauermagazine durch gewählte Titulaturen aus. Der „Sarkophag“, die „Treue Erinnerung“, die „Immortelle“, der „Gedanke an's Jenſeits“ u. ſ. w. ſind allbekannte Firmen. Wer möchte nun z. B. läugnen, daß eine junge Wittwe, NB. wenn ſie ihren Seligen wirklich ge-

liebt hat, ihre Beſtellungen lieber in der „Treuen Erinnerung“, als bei Schwips und Co. machen wird?

Nicht zufrieden auf dieſe Weiſe anzuziehen, fügen einzelne Häuſer ihren volltönenden Namen noch irgend ein Bonmot, einen Witz, einen Calembourg bei. So verſichern die großen Wandgemälde, vermöge deren der „Gute Teufel“ zu reüſſiren ſucht, alles Ernſtes, in ſeinen Magazinen koſte ein vollſtändiger Anzug — Nichts. — Dem Theater der Porte Saint-Martin gegenüber liegt ein Flanell-Magazin, das ſich folgendermaßen ankündigt: „Maison de Flanelle de Santé, contre le théâtre de la Porte Saint-Martin et les rhumatismes.“ — Ein Reſtaurant zeigt an, daß er jedem Gaſte, dem das Eſſen nicht bekomme, das Geld zurückgeben werde und dgl. m. Auch die Poeſie muß herhalten, und namentlich in den Vorſtädten gehören anmuthige Quatrains im Dienſte der Induſtrie nicht zu den Seltenheiten.

Seitdem in Folge der zahlreichen Neubauten die freiſtehenden Brandmauern nach Tauſenden zählen, hat das Wandgemälde, resp. die Annonce in Oelfarbe, eine hervorragende Bedeutung gewonnen. Bis zur Höhe von dreißig Metern findet man die grauenerregende Geſtalt des mehrfach citirten „Guten Teufels“, wie er aus einem rieſigen Füllhorn Röcke, Weſten und Beinkleider über die Erde ſchüttet; oder den ſtruppigen Kopf des „Heriſſé“, von einer reichen Auswahl blauer, grüner und ſcharlachrother Hüte umgeben. Meiſtens wird indeß die Wand in regelmäßige Felder getheilt, ganz ſo wie der Inſeratentheil einer Zeitung, und alsdann carréweiſe verpachtet. Für eine Wandannonce von mäßiger Größe zahlt man jährlich bis zu 1000 Francs. Dieſe Methode gehört unſtreitig zu den ſicherſten und lohnendſten. Unwillkürlich

haftet der Blick des Vorübergehenden auf den rieſigen bunten Buchſtaben, und wenn er die Adreſſe des annoncirenden Hauſes auch zwanzigmal vergißt: das einundzwanzigſtemal behält er ſie doch!

Ein erſt zu Anfang des Jahres 1870 in Schwung gekommenes Genre der Wandreclame iſt das Nebelbild. Der Ruhm dieſer Idee gebührt einem ſpeculativen Kaufmann auf dem Boulevard Montmartre. Er ließ allabendlich einen Cyclus von Landſchaften und grotesken Figuren in Scene gehen, zwiſchen denen die Annonce geſchickt angebracht war. Das Publikum ſammelte ſich maſſenweiſe vor den unterhaltenden Schaufenſtern, und las nolens volens die Anpreiſungen der Schuſter, Schneider und Handſchuhmacher. Es dauerte keine vierzehn Tage, ſo zählte man allein auf den Boulevards du Centre ein Dutzend ſolcher Lichtſpiele und der Reiz begann rapid zu ſchwinden. Es galt alſo auch hier durch originelle Ueberraſchungen zu feſſeln, und alsbald ſuchten ſich die Nebelbilder in dieſem Punkte zu überbieten. Kam heute der A. auf den Gedanken, die Rivoliſtraße mit beweglichen Wagen und Fußgängern darzuſtellen, ſo brachte morgen B. den Volksmann Rochefort, „wie er ſich ſelbſt verſchlingt“ — und C. ſchlug übermorgen mit einem naturgetreuen Brande des Hippodroms alle Zwei aus dem Felde. Demungeachtet ſchmolzen die Schaaren der Zuſchauer immer mehr zuſammen, und nach einem Vierteljahre fiel es keinem Pariſer mehr ein, ſich nach dieſen Banalitäten umzuſehen.

Die Reclamen auf den Theatervorhängen ſind älteren Urſprungs. Größere Bühnen halten es für ungentil, ſich zu ſolchen Speculationen herzugeben; um ſo üppiger blühen ſie in den Muſentempeln dritten und vierten Ranges. Die Vor-

hangsannonce bietet eine nicht zu verachtende Einnahmequelle. Das Châtelet verdient 20 bis 30,000 Francs damit. Nach Ablauf eines Jahres werden die Carrés von Neuem vermiethet.

Die Annoncen in der Preſſe werden, wie bereits angedeutet, nur ſehr bedingungsweiſe für wirkſam erachtet. Der Pariſer lieſt die Inſerate nicht zum Zeitvertreib wie der Deutſche, ſondern höchſtens, wenn er einen beſtimmten Zweck dabei verfolgt. Die meiſten Blätter beſitzen daher die Einrichtung der ſogenannten „Faits divers“, eine Rubrik, unter welcher gegen verdreifachte Gebühren jede beliebige Marktſchreierei zum Abdruck gelangt, und zwar ſo, daß der Unerfahrene glauben ſoll, der fragliche Artikel rühre von der Redaction des Journals her, und biete alſo gewiſſe Garantien. Schwerlich exiſtirt heutzutage in Paris eine Seele, die naiv genug wäre, ſich durch dieſe „Faits divers“ Sand in die Augen ſtreuen zu laſſen; allein die Gewohnheit iſt allmächtig. Weiß doch z. B. auch Jedermann, daß die Beifallsbezeugungen der Claque erkauft ſind — und demungeachtet fehlt den Autoren und Schauſpielern die ſittliche Energie, auf dieſen Unfug zu verzichten. Eine Nebenart der „Faits divers“ iſt die gleichfalls anſcheinend aus dem Schooße der Redaction hervorgehende Illuſtration mit witzigem Text. Die „Vie Parisienne“ brachte zuerſt dieſe Methode in Aufnahme. Einige Beiſpiele werden ſie am beſten erläutern. Wir finden in der „Vie Parisienne“ eine treffliche Skizze, einen jungen Mann darſtellend, der vor dem Spiegel ſeinen Hemdkragen arrangirt. Der Text ſchiebt ihm nun folgenden Monolog unter: „Es iſt wahr, Gaſton beſitzt Geiſt und diſtinguirte Manieren; er weiß zu reden; er tanzt gut . . . aber Eins habe ich vor ihm voraus: die

Hemdkragen aus den Magazinen ‚Zur blendenden Wäſche‘.“ — Oder: Zwei junge Leute befinden ſich in einer Soirée und ſehen dem Tanze zu. „François“, ſagt der Eine zum Andern, „ſieh' doch, wie der Schwerenöther Jérôme den jungen Damen die Köpfe verdreht!“ — „Und doch“, erwidert François, „verdankt er ſein exorbitantes chic nur ſeinem neuen Anzuge aus den Magazinen des ‚Tadelloſen Frackes‘.“

Einige Firmen haben dieſes Genre auf eigene Fauſt ausgebeutet und eine Art Bilderbogen unter das Publikum vertheilt, auf denen eine Reihe von Anecdoten des oben ſignaliſirten Geſchmacks figurirt. Man wird geſtehen, daß der Gedanke vom induſtriellen Standpunkte aus genial zu nennen iſt.

Eine Erweiterung dieſer Methode führt zu der Reclamen-Novelle, an welcher ſich gewöhnlich mehrere Häuſer zugleich betheiligen. Dieſelbe ſchildert, wie Arthur in einem geſchmackvollen Sommeranzuge aus dem Geſchäfte H. Brémieux, Rue Noire N. 99 zu Amalien in's Zimmer tritt, die ſanft auf einem Divan aus der Fabrik der Gebrüder Barbaroux, Rue Fauve N. 88 ſchlummert. Er beugt ſich über ſie und erblickt an ihrem Finger einen Ring aus dem Juwelenladen der Herren Weinheimer und Co. im Palais-Royal und ruft entſetzt: „Ha, Treuloſe! wer gab dir dieſes unvergleichlich funkelnde Kleinod?“ ꝛc. —

Die höchſte Stufe erreichte die Reclame indeß unſtreitig in der wandelnden Annonce: im Reclame-Wagen, im Reclame-Velociped, im fahrenden Magazin und in dem placatbeklebten Menſchen!

Der Carneval gab zu dieſen Erfindungen den erſten Anſtoß. — Am Faſtnachtstage durchzogen abenteuerlich ausgeſchmückte Fuhrwerke die Stadt: auf ihren Seiten trugen ſie

rieſige Annoncen. Später erklärte man dieſe Wagen in Permanenz, und gegenwärtig iſt Paris von ſolchen vierräderigen Reclamen überſchwemmt. Das Velociped iſt neuerdings gleichfalls in den Dienſt der Induſtrie gezogen worden: vor dem Juſtizpalaſte tummelt ſich tagaus tagein das ſchönſte Specimen dieſer neuen Errungenſchaft. Die fahrenden Magazine beſchränken ſich nicht auf die bloße Anpreiſung; ſie geben gleich Proben und Beweiſe. In großen Glaskaſten führen ſie zahlreiche Exemplare des betreffenden Productes mit ſich herum; ja ſie vermerken den Preis jedes einzelnen Stückes in lesbaren Ziffern und laſſen ſich auf offener Straße in Verkäufe ein. Der placatbeklebte Menſch endlich, die Krone des ganzen Gebäudes, gehört in Paris noch zu den Seltenheiten. Seine eigentliche Heimat iſt England. Allein auch in der franzöſiſchen Hauptſtadt hat er eine Zukunft! Schon läßt der Jockey-Club bei jedem bevorſtehenden Rennen ein Dutzend rothgekleideter Bürſchchen herumlaufen, deren Rücken und Bruſt zum Aushängeſchild dient, oder er ſetzt ſie gar auf Ponies und benutzt auch die Hintertheile dieſer Vierfüßler zu Ankündigungen.

Wenn wir bedenken, daß die erſte Zeitungsannonce aus dem Jahre 1826 datirt, um welche Zeit ein ſpeculativer Apotheker am Maubert-Platze, Namens Lepère, die vierte Seite der Journale zu Lobeshymnen auf ſeine Heilmittel gegen Hautkrankheiten in Anſpruch nahm, ſo müſſen wir geſtehen: Unſer Jahrhundert reitet ſchnell! Was wird das zwanzigſte bringen?

Zum Schluſſe noch ein hübſches Beiſpiel von einer Reclame poetiſcher Art, das ich in Berlin erlebte. Es war im Woltersdorftheater. Die dicke Agnes Rathey fuhr mit vieler Grazie eine Kanone vor und ſchoß ſie zum Entſetzen der anweſenden Damen in's Publikum ab. Ein Meer von blauen

Zetteln ergoß ſich über das Parterre und auf dieſen Zetteln ſtand zu leſen, wie folgt:

„Und er ſteigt hinab in den furchtbaren Zwinger,
Und nimmt den Handſchuh mit keckem Finger,
Und ſpricht: ſein Leder iſt ſo fein,
Der kann doch nur von N. N. ſein.“

Und nun kam die Adreſſe, die wir an dieſer Stelle nicht reproduciren, um nicht der heiligen Marktſchreierei in's Handwerk zu pfuſchen. Aber war die Geſchichte nicht nett? Enfoncés, Messieurs les Parisiens!

Küchen-Myſterien.

Die Gegenſätze der menſchlichen Exiſtenz treten bekanntlich nirgends ſo handgreiflich zu Tage, als in einer Weltſtadt. Hier brüſtet ſich der wahnwitzigſte Luxus neben dem enſetzlichſten Elend. Während Tauſende kein wichtigeres Problem kennen, als die Frage: „Wie werde ich heute meine Hundertfrancsnoten mit möglichſt viel Behagen und Genuß losſchlagen?“, erwachen andere Tauſende mit dem niederdrückenden Bewußtſein, nicht ſo viel in der Taſche zu haben, um eine warme Suppe oder einen Biſſen Brod bezahlen zu können. Zwiſchen beiden Extremen liegt eine ununterbrochene Kette von Mittelgliedern, deren nähere Betrachtung eben ſo unterhaltend als lehrreich erſcheint. Wenn der Leſer dieſe Anſicht theilt, ſo begleitet er uns vielleicht auf einer kleinen Rundreiſe durch die zahlreichen Etabliſſements der franzöſiſchen Hauptſtadt, in welchen die verſchiedenen Klaſſen der Pariſer Geſellſchaft ihre Mahlzeiten einnehmen. Wir beginnen mit den Reſtaurants erſten Ranges, um ſchließlich in Regionen anzulangen, von denen man ſich nur durch eigene Anſchauung einen Begriff zu bilden vermag. Die Redensart: „Sie leben ſchlechter, als

die Hunde", hört in dieſen Tiefen auf, eine Hyperbel zu ſein; und als unterſte Stufe der Scala finden wir jenes blaſſe Geſpenſt, das uns angrinſt, wie ein Hohn auf die Menſchheit — den Hungertod.

Die Stätten, an welchen die „Elite der Gaſtronomie" ihre ſchwelgeriſchen Mahlzeiten einnimmt, liegen faſt ſämmtlich im Mittelpunkte der Stadt, „zwiſchen Madeleine und Château d'Eau", wie der Pariſer zu ſagen pflegt. Im „Café Anglais", im „Café Bignon", in der „Maiſon Dorée", bei den „Drei provençaliſchen Brüdern", bei „Véfour", bei „Bréband" ꝛc., koſtet ein normales Mittagseſſen kaum unter 20 Francs. Man verſteht unter dieſer Bezeichnung etwa folgende Speiſen: Auſtern. Eine Suppe. Fiſch. Braten. Gemüſe. Süße Speiſe. Käſe. Diverſe Früchte. Eine Flaſche Tiſchwein. Sobald man von dieſer Norm abgeht und ſogenannte erleſene Schüſſeln beanſprucht, ſteigert ſich der Preis ins Unberechenbare. — So koſtet z. B. die zuerſt im Café Anglais aufgekommene Camerani-Suppe per Teller 25 Francs. Sie beſteht aus einer ebenſo theuren, als abſonderlichen Miſchung, vornehmlich aus fetten Hühnerlebern, bei denen es aus feinſchmeckeriſchen Gründen unumgänglich iſt, daß die betreffenden Vögel nicht geſchlachtet, ſondern durch die Entladungen einer elektriſchen Batterie getödtet worden ſind. — Die echten Feinſchmecker halten an dieſer conditio sine qua non mit unglaublicher Hartnäckigkeit feſt, und die Reſtaurants ſchlagen aus der Albernheit ſolcher Leute klingende Münze.

Zum richtigen Verſtändniß eines ſolchen Etabliſſements iſt ein Blick hinter die Couliſſen erforderlich. Verlaſſen wir daher das eigentliche Speiſelokal, deſſen luxuriöſe aber langweilige Einrichtung ſo wie ſo wenig Bemerkenswerthes

bietet und treten wir an die Stätte der Vorbereitung, — in die Küche!

Wir befinden uns in einer großen unterirdiſchen Halle. — Unſere Aufmerkſamkeit wird zunächſt durch einen rieſigen Kamin in Anſpruch genommen, vor welchem acht oder zehn Bratſpieße von einem uhrwerkartigen Mechanismus in Bewegung geſetzt werden. — Auf dem Geſimſe über dem Bratofen blitzt und funkelt, was der Koch ſeine Batterie nennt, d. h. die achtzig oder hundert kupfernen Keſſel, Pfannen, Töpfe und ſonſtigen Gefäße. — Es iſt vier Uhr. — Die Arbeit beginnt. — Der „Grand-Chef", auch „Chef-Chef" geheißen, ſchreitet mit emſiger Würde auf und nieder und leitet die Thätigkeit ſeiner Untergebenen. Er prüft jedes Gericht; kein Mißgriff, keine Unregelmäßigkeit entgeht ſeinem Scharfblicke. Hier weiſt er einen Küchenjungen zurecht, deſſen Kleidung in Unordnung gerathen iſt; dort kritiſirt er die Zubereitung einer Paſtete; dort endlich wirft er eigenhändig ein paar Meſſerſpitzen Pfeffer an eine mangelhaft gewürzte Sauce. Für ſeine Bemühungen erhält er ein ſehr anſtändiges Gehalt, ein Neujahrgeſchenk und einen Antheil an den Trinkgeldern der Kellner. Im Ganzen ſteht er ſich nicht leicht unter 4000 Francs, wobei die freie Koſt nicht mit in Anſchlag gebracht iſt.

Seine nächſten Untergebenen ſind die „Chefs de partie", deren jeder drei oder vier Gehilfen zur Seite hat. Je nach ihren Functionen heißen dieſe Unterköche rôtisseur (Brater), entremetier (Zwiſchengerichtler), légumier (Gemüsler), saucier (Saucenkoch) ꝛc. Der Rôtiſſeur hat außer der Oberaufſicht über die Bratſpieße die Verantwortlichkeit für alles Gebackene, Geröſtete oder Geſchmorte, während der Entremetier neben den ſüßen Speiſen auch die Suppen beſorgt. Alle haben ein

Fixum von mindeſtens 1800 Francs. Eine nicht weniger wichtige Rolle ſpielt der Aufſeher der Speiſekammer. Er übermittelt ſeinen ausübenden Kameraden das erforderliche Material an Fleiſch und Fiſchen. Die Speiſekammer befindet ſich unmittelbar neben der Küche; die Vorräthe liegen auf Lattengerüſten und werden durch täglich erneuertes Eis friſch erhalten. (Das Café Riche verbraucht an Eis im Durchſchnitt täglich drei Centner.) Der Aufſeher der Speiſekammer ordnet überdies alle kalten Gerichte und die ſogenannten Garnituren, jene Verzierungen, beſtehend aus Gelée, harten Eiern, Gurken, Früchten ꝛc., in deren künſtleriſcher Anordnung er ein wunderbares Geſchick zu entwickeln pflegt. Er ſteht ſich faſt auf 3000 Francs jährlich.

Die „Gehilfen“ ſind mit dem vierten Theil dieſer Summe zufrieden: dafür haben ſie ein Anrecht auf das „bijou“, auf die Reſte, für die man in der Wirthſchaft ſelbſt keine Verwendung mehr hat. Das „bijou“ wandert gegen eine mäßige Zahlung in die Markthallen und findet dort willige Abnehmer.

Zu einer Küche erſten Rangs gehört ferner ein eigens hierzu angeſtellter Spüljunge; in den kleineren Wirthſchaften liegen dieſe Geſchäfte den „Gehilfen“ ob. — Der Spüljunge erhält nur 60—70 Francs per Monat, allein es erſchließt ſich ihm eine Quelle des Verdienſtes in dem rieſigen Napfe, in welchem er die Teller und Schüſſeln reinigt. Er ſchöpft das Fett ab, welches im Spülicht an die Oberfläche ſteigt, und verkauft es, in kleine Fäßchen gefüllt, an die Seifenfabrikanten. Der Spüljunge des Reſtaurants Vachette erzielt auf dieſe Weiſe eine Nebeneinnahme von monatlich 300 Franken! Wenn die Arbeit an dem dampfenden Keſſel nicht gar

ſo aufreibend wäre, ſo würde dieſer Poſten der beſte im ganzen Lokal ſein, allein wie die Bergleute in den Queckſilbergruben, leidet der Spüljunge meiſt an einer unheilbaren Krankheit.

Wenn wir nun außerdem das ſehr beträchtliche Kellnerperſonal und die bedeutende Miethe in Erwägung ziehen, ſo können wir uns über die hohen Ziffern der Speiſekarte kaum wundern, zumal das Bereithalten aller erdenklichen Gerichte, die manchmal ganze Wochen hindurch nicht verlangt werden, die einzelnen Schüſſeln ungemein vertheuert. Der jährliche Umſatz in einem Reſtaurant erſten Rangs zählt nach Hunderttauſenden; die Gäſte dieſer Kategorie beſtehen aus vergoldeten Diplomaten, reichen Aerzten und Advokaten, Parvenüs aller Art, zweideutigen Frauenzimmern, Mitarbeitern des „Figaro“, Herzögen und Opernſängern.

Steigen wir eine Stufe abwärts. Als Typus der Häuſer zweiten Rangs mag die Wirthſchaft von Bonvalet am Boulevard du Temple gelten. — Der Uneingeweihte merkt beim erſten Anblick wenig Unterſchied. Nur das Publikum dünkt ihm weniger vornehm. Die Speiſen ſind theilweiſe ebenſo vortrefflich, als in den Reſtaurants der vorigen Gattung; nur ihre Auswahl iſt etwas beſchränkter. Auch der äußere Luxus des Lokals iſt nicht ganz ſo ſplendid, wie der in Nr. 1, aber noch immer glänzend genug, um das Gefühl eines verſchwenderiſchen Ueberfluſſes in uns zu erwecken. Das weſentliche Kennzeichen dieſer Klaſſe im Vergleich zu der vorgenannten iſt ihre verhältnißmäßige Billigkeit. Hier kann man ſich ſchon einmal die Zügel ſchießen laſſen, ohne vor der bevorſtehenden Rechnung Alpdrücken zu empfinden. Fleiſchſpeiſen, Fiſche, Paſteten ſind ſämmtlich von tadelloſer Qualität; der Wein iſt gut und billig; drei Perſonen

können für 2 Napoleons alle erdenklichen Genüsse haben. Ein normales Essen, bestehend aus Suppe, Fisch, Braten, Gemüse und Dessert, sowie einer halben Flasche Wein, kostet nicht leicht über 6 Franken, wobei zu bemerken ist, daß die Portionen für einen ganz bedeutenden Hunger berechnet sind. — Das Publikum, welches diese Lokalitäten besucht, gehört dem Mittelstande an.

Die dritte Klasse umfaßt alle diejenigen Wirthschaften, welche Diners zu festen Preisen geben. An ihrer Spitze steht das „Diner de Paris" im Passage Jouffroy; Preis: 4 Fr. 50. — Wer es nicht vorzieht, sich die freie Wahl seiner Gerichte vorzubehalten, der mag in einigen dieser Wirthschaften seine Rechnung finden; im Allgemeinen ist jedoch wenig von ihnen zu halten. Von 4 Fr. 50. geht es abwärts bis zu 65 Centimes; allein schon bei 2 Franken beginnt das Uebel. — Es besteht eine große Anzahl von Wirthschaften, welche für 1 Franken 50 Centimes ein Essen geben, das auf den ersten Anblick das Unmögliche zu leisten scheint: Eine Suppe, drei Gerichte nach Belieben, ein Dessert, eine halbe Flasche Wein, und Brod à discrétion. Ich möchte jedoch Niemanden rathen, auf diesen Köder anzubeißen. Wer nur $1\frac{1}{2}$ Franken auf sein Diner verwenden kann, der versuche sein Heil in den „Etablissements de Bouillon" von Duval oder Porret. Er wird dort allerdings sehr haushälterisch zu Werke gehen müssen, denn die Portionen sind sehr, sehr klein, und um satt zu werden, dürfte er sich genöthigt sehen, der Suppe und dem Brod stark zuzusprechen, allein er ist doch wenigstens sicher, eine gute, schmackhafte, gesunde Nahrung zu finden, während die „Diners à 1 Fr. 50." in den andern Lokalitäten nur für sehr abgehärtete Gaumen genießbar sind.

— Man hat es oft räthſelhaft gefunden, wie ein Wirth, bei der übermäßigen Theuerung aller Lebensmittel, im Stande ſein mag, für 1 Fr. 50 Cent. die oben angeführten Leiſtungen zu bieten. Allein ſehen wir einmal näher zu. Eine Suppe! Verdient das grünlichgelbe Gebräu, das man uns auftiſcht, dieſen Namen? Unter drei Gäſten laſſen zwei ihren Teller unberührt; er wandert in die Küche und wird wieder in den Keſſel gegoſſen. Auf dieſe Weiſe macht ſich die Sache billig. — Eine Portion Fiſch! Wenn Dir der Appetit nicht vergehen ſoll, ſo befrage den Turbot, den man Dir reicht, nicht um ſeine Biographie; iß muthig drauf los und halte dir die Naſe zu. Die Reſtaurants dieſer Art kaufen die Reſte aus den Centralhallen auf und ſuchen den Mangel an Friſche durch ſtarkduftende Knoblauchſaucen und dergleichen zu bemänteln. Auch das Wildpret leidet an ähnlichen Schwächen, abgeſehen davon, daß der Chef-de-Cuiſine zwiſchen Katze und Haſe keinen ſtrengen Unterſchied macht. Das Roaſtbeef erinnert an die Wettrennen von Vincennes und Véſinet; hunderte von lebensmüden Mähren finden im Reſtaurant à prix fixe ein ruhmloſes Grab. Das Deſſert beſteht aus einem beſcheidenen Apfel, einer halben Orange, oder einigen Pflaumen. In Summa koſtet die ganze Geſchichte noch keinen Franken. Dem Ausländer pflegt namentlich die „halbe Flaſche“ Wein zu imponiren; das Staunen hört jedoch auf, wenn man erfährt, daß das Faß, aus welchem der Reſtaurant 800 halbe Flaſchen ſchenkt, mit Octroi und Steuer nicht mehr als 120 Franken koſtet.

Wir ſind nunmehr bei der eigentlichen Volksküche angelangt. — Die große Maſſe des Verbrauchs und der Mangel an allem äußeren Comfort ermöglicht hier das Beſchaffen

einer unſrer Anſicht nach beſſeren und geſünderen Nahrung, als in den Wirthſchaften mit feſten Preiſen. Hier ſpeiſt der bemitteltere Arbeiter. — Als Vertreter dieſer Klaſſe mag die „Californie“ an der Barrière du Maine gelten. — Dieſes Rieſenetabliſſement verbraucht monatlich 100 Ochſen, 500 Hämmel, 350 Kälber und 2500 Kaninchen. Seine Säle faſſen 2000 Perſonen. Man ſitzt dort an rohen Holztiſchen und ißt von irdenen Platten. Jeder Gaſt holt ſich ſeine Portion ſelbſt aus der Küche und zahlt ſofort beim Empfang. Kellner im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht; ſie ſind durch handfeſte Hausknechte erſetzt, welche die Ordnung aufrechtzuerhalten, und eintretenden Falls die Ruheſtörer an die Luft zu befördern haben. Der Wein wird in Krügen ſervirt; die Flaſchen würden eine zu verführeriſche Handhabe bei Streitigkeiten bieten. Das Publikum macht einen Lärm, der jeder Schilderung ſpottet; es wird fortwährend geſungen, gepfiffen und auf die Tiſche getrommelt; dazwiſchen laſſen fahrende Spielleute ihre ſchreienden Melodieen erklingen; Bettler wimmern um eine milde Gabe; Hunde bellen und Gläſer klirren, — kurz, es iſt eine babyloniſche Wirthſchaft. Wenn ein Gaſt aufſteht, ſo ſtürzen ſechs, acht gierige Geſellen auf die Speiſereſte, die er auf dem Teller gelaſſen, und prügeln ſich um einen abgenagten Knochen, oder um eine ausrangirte Kartoffel. Man ſpeiſt hier bequem für 80, 90 Centimes, — allein ſtarke Nerven ſind eine unerläßliche Vorbedingung . . .

Die Volksküche wird kleiner, ſchlechter, ärmlicher. — Der übermüthige Lärm verſtummt. Wir befinden uns an einer Stätte des Elends. Treten wir ein. Welche Umgebung! Ein enges, niedriges, verräuchertes Loch, deſſen un-

geſunde Atmoſphäre uns faſt den Athem benimmt. Ein ſchmutziges altes Weib verabreicht für drei Sous ein abenteuerliches Gericht, deſſen Ingredienzien wir auf den erſten Anblick nicht unterſcheiden können. Wir ſehen näher zu, — Fiſchköpfe, Knochen, Fleiſchreſte, Brodfragmente, Kohlblätter... dies alles miſcht ſich hier, halbverfault, in grauenvollem Durcheinander. Es ſind die verdorbenen Ueberbleibſel aus allen möglichen Markthallen, Reſtaurants und Fleiſcherladen... Die techniſche Sprache bezeichnet dieſes bunt zuſammengeſetzte, gräßliche Mahl als „arlequin“ ... Die Reſte ſind großentheils von der Straße aufgeleſen; die Lumpenſammler, welche Abends die Kehrichthaufen durchſtöbern, rühmen ſich, die Hauptlieferanten dieſer Wirthſchaften zu ſein ... In den Polizeiannalen von Paris iſt ein Fall verzeichnet, der für die Arlequins und ihre Geſchichte charakteriſtiſch erſcheint. Aus Geſundheitsrückſichten wurde früher allwöchentlich in den hieſigen Markthallen eine Razzia auf verdorbene Fiſche angeſtellt: die erbeuteten Opfer fuhr man nach der Vilette und warf ſie dort in die Cloaken. Eines Tags verhafteten die Sergeanten zwei Burſchen, welche hier „im Trüben“ fiſchten, d. h. die Fiſche aus jener unbeſchreiblichen Flüſſigkeit wieder herausholten, um ſie, horribile dictu, für menſchliche Gaumen herzurichten.

Wo ſind wir hingerathen! Welche Gegenſätze: das Café Riche und der Arlequin! Aber ſo ſcheußlich dieſer Auswurf auch ſein mag, er friſtet doch noch nothdürftig das Daſein.

Die unterſte Stufe der „Dineurs“ von Paris dinirt gar nicht. — Die amtlichen Berichte ſchweigen von den Opfern des Hungertodes. Gleichwol ſteht es feſt, daß jährlich viele Hunderte dem Mangel an Nahrung erliegen. Auf 16 Men-

ſchen kommt hier ein Paria, der weder beſitzt noch erwirbt... Was vermögen die Wohlthätigkeitsanſtalten gegen ein ſo rieſiges Elend! Die Summen, über die ſie verfügen, ſind lächerlich klein im Vergleich zum obwaltenden Bedürfniß; — es trägt dem Einzelnen täglich etwa einen Centime! Wenn aber beiſpielsweiſe jeder, der mehr als fünf Franken für ſein Diner verwendet, auch nur ein Zwanzigſtel von dem, was er in die großen Reſtaurants wandern läßt, dem darbenden Proletariat zukommen ließe, ſo wäre mit einem Schlage geholfen! Leider weiß die eine Hälfte der Geſellſchaft abſolut nicht, wie die andre lebt: was kümmert ſich der Boulevardier um die Entbehrungen der Faubourgs!

Ein Beſuch bei Erckmann-Chatrian.

Paris, im September 1869 *).

Vor einigen Wochen äußerte ich gegen einen hieſigen Freund den Wunſch, die beiden Verfaſſer der „Histoire d'un Conscrit de 1813“ kennen zu lernen, und fragte ihn, ob er in der Lage ſei, mir zu dieſem Zwecke ein Empfehlungsſchreiben zu verſchaffen.

„Wozu dieſe Umſtände?“ erwiderte er; „ich weiß allerdings unter meinen nächſten Bekannten zwei oder drei, die mit Erckmann-Chatrian ſehr liirt ſind, aber in Paris führen derartige Formalitäten zu unabſehbaren Weiterungen.

*) Obgleich die nachmaligen Leiſtungen des berühmten Schriftſtellerpaares geeignet ſind, unſer definitives Urtheil einigermaßen zu modificiren, ſo glaubte ich doch an dem vorliegenden Aufſatze, der im Jahre 1869 geſchrieben wurde, keine Veränderungen vornehmen zu ſollen, da ſolche unorganiſch aufgekleiſterte Emendationen ſtets zu Widerſprüchen und Mißklängen führen. Ich ſchildere im Folgenden einfach meine Erlebniſſe und Eindrücke von ehedem, unbekümmert um die ſpäteren Albernheiten, deren ſich die damals auch in Deutſchland allgemein bewunderten Autoren ſchuldig gemacht haben.

Ich will Ihnen einen Rath geben. Chatrian hat eine Stelle in der Verwaltung der Straßburger Eiſenbahn; jeder Schaffner gibt Ihnen Auskunft. Gehen Sie einfach nach dem Chemin de fer de l'Est, und ſtellen Sie ſich ſelbſt vor. Die beiden Schriftſteller haben ſo ungezwungene, patriarchaliſche Sitten, daß Sie auf dieſe Weiſe am ſicherſten und ſchnellſten zum Ziele kommen."

Der Vorſchlag leuchtete mir ein. Des andern Vormittags warf ich mich in eine Droſchke, fuhr nach dem Bahnhof und drang durch ein wahres Labyrinth von Gängen, Vorzimmern, Sälen und Corridoren nach dem Cabinet vor, wo Alexander Chatrian gegen einen Gehalt von tauſend Franken monatlich die Oberaufſicht über die Titres und Obligationen der Bahngeſellſchaft führt.

Der Vogel war ausgeflogen. „Herr Chatrian iſt vor fünf Minuten zum Déjeûner gegangen," erklärte mir einer der Unterbeamten.

Ich dachte: um ſo beſſer! erkundigte mich nach dem Reſtaurant, wo Herr Chatrian zu ſpeiſen pflegte, und bat ſchließlich um eine kurze Perſonalbeſchreibung . . .

„O, Sie brauchen nur ſeinen Namen zu nennen, — jedes Kind kennt ihn", erwiderte der Employé lächelnd; „Herr Chatrian gehört bereits zu den legendenhaften Figuren der Metropole."

Ich wußte genug. Zehn Minuten ſpäter befand ich mich in dem Duvalſchen „Établissement de bouillon" an der Ecke des Boulevard Sébaſtopol und der großen Boulevards du Centre.

Die „Établissements de bouillon" ſind trefflich eingerichtete Garküchen, in denen eine ſehr geſunde und ſchmack-

haſte Nahrung verabreicht wird*), allein ſie gelten bei der feinen Pariſer Geſellſchaft nicht für faſhionable. Es erſchien mir daher als ein nicht unwichtiger Zug in der Charakteriſtik des biederen Elſäſſers, daß er die Lockungen des Café Riche verſchmähend, an dieſer beſcheidenen Stätte ſeinen Frühimbiß einzunehmen liebte.

Eine hübſche Kellnerin wies mich auf meine Frage an einen abgelegenen Seitentiſch, wo ein kleiner Herr mit dunklem lockigem Haar und hoher Stirn damit beſchäftigt war, ein gebratenes Huhn zu vertilgen. Seine ſtark ausgeprägten Geſichtszüge, ſein martialiſch geſchwungener Schnurrbart, ſein tiefdunkles Auge mußten gleich auf den erſten Augenblick frappiren. Er war fein, jedoch nachläſſig gekleidet. Um den Hals trug er eine Binde à la Byron.

Ich weiß nicht mehr, mit welcher Redensart ich mich bei dem einſamen Frühſtücker einführte: gewiß iſt nur ſo viel, daß nach wenigen Minuten ein Geſpräch im Gange war, deſſen Verlauf mich im höchſten Grade intereſſirte. Ich ſagte Herrn Chatrian geradezu, daß ich die unbeſcheidene Abſicht hätte, mich direct an der Quelle über ein pſychologiſches Räthſel aufzuklären. „Unſere deutſchen Kritiker“, fuhr ich fort, „behaupten ein für allemal, das gemeinſchaftliche Produciren könne nie zu einer künſtleriſchen Einheit führen und doch liegt eine ſolche in Ihren Werken vor . . . Es iſt derſelbe Stil, dieſelbe Individualität, die uns aus jeder Zeile entgegentritt; nie und nirgends haben wir den Eindruck einer Moſaikarbeit . . . Wie iſt das möglich?“

Chatrian lächelte. „Das iſt möglich“, ſagte er, „ſobald

*) Vergl. den Aufſatz „Küchenmyſterien“.

zwiſchen den beiden Mitarbeitern eine vollſtändige Identität der moraliſchen, politiſchen, religiöſen und künſtleriſchen Anſchauungen beſteht; das iſt möglich, ſobald einem jeden von beiden das Kunſtwerk ſelbſt mehr am Herzen liegt, als der individuelle Ruhm; das iſt möglich, ſobald ſich einer dem andern in wahrer Selbſtverläugnung unterordnet und nie aus perſönlicher Eitelkeit auf einer Meinung beſteht, wenn ſeine Einſicht ihm ſagen muß, daß die Meinung ſeines Gefährten die richtigere iſt.“

„Wir ſind“, fuhr er nach einer Pauſe fort, „in denſelben Verhältniſſen geboren und erzogen; daſſelbe Licht hat unſere Augen gebadet, dieſelbe Scenerie, dieſelben Menſchen haben auf uns ihren Einfluß ausgeübt: eine jetzt mehr als zwanzigjährige Freundſchaft hat die obwaltenden Verſchiedenheiten nach und nach geebnet, und was ja noch an Differenzen erübrigen ſollte, das wird durch wahre Hingebung an die Sache vollſtändig unwirkſam gemacht.“

Das war alles, was ich von Chatrian herauszubringen vermochte. Dies oder Aehnliches hatte ich mir ſelbſt geſagt, aber das Räthſel ſchien mir durch dieſe vagen Andeutungen in keiner Weiſe gelöſt.

Chatrian war im Uebrigen auffallend zurückhaltend. Als ich ihm mein Erſtaunen darüber ausſprach, daß er ungeachtet ſeiner ausgedehnten ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit noch Zeit finde, ſeinen Functionen bei der Oſtbahngeſellſchaft zu genügen, lächelte er wiederum ſein feines, ſarkaſtiſches Lächeln und ſagte: „Meine Arbeit bei der Oſtbahn beſteht darin, die Andern arbeiten zu ſehen. — Ich habe überdies mein Privatzimmer, in das ich mich jeden Augenblick zurückziehen kann.“

Das ſeltſame Benehmen Chatrians, dem es ſichtlich nicht darum zu thun war, mich aufzuklären, reizte meine Neugierde. Ueber die Art und Weiſe ihrer gemeinſchaftlichen Thätigkeit war ich trotz der mannigfachſten Anſpielungen nicht im Stande, das Geringſte zu ermitteln. Ich legte mit verſchiedenen Hypotheſen die Sonde an, in der Erwartung, er werde mir widerſprechen. Umſonſt! Geſchickt wußte er jedem Griffe auszuweichen, und als er ſchließlich aufſtand, ſeine Cigarre anzündete und mir einen vergnügten Nachmittag wünſchte, war ich im Grunde ſo klug wie zuvor.

Ich mache mir keine Illuſionen darüber, daß meine Methode der Selbſteinführung und die etwas indiscrete Art der Aeußerung meines Intereſſes Herrn Chatrian einigermaßen ſonderbar vorkommen mußte; allein ich hatte eine Andeutung über meine Abſicht fallen laſſen, demnächſt eine pſychologiſch-literariſche Studie zu ſchreiben, und ſo war ich in ſeinen Augen gewiß hinlänglich entſchuldigt. Wenn er gleichwohl den Mantel einer nahezu ängſtlichen Reſerve umhängte, ſo hatte er offenbar andre Motive, und ich war feſt entſchloſſen, trotz aller Schwierigkeiten dahinter zu kommen.

Während Chatrian in Paris damit beſchäftigt iſt, „Andre arbeiten zu ſehen“, ſitzt Erckmann wie ein Eremit in dem gemeinſchaftlichen Landhauſe zu Raincy und handhabt die Feder. Chatrian hatte mir ſeinen geiſtigen Zwillingsbruder als einen „Bären“ geſchildert, der nur in den ſeltenſten Ausnahmefällen Beſuch annehme: „Geben Sie Acht, die Bonne wird Ihnen ſagen: Monsieur est sorti — und dann haben Sie's.“

Ich ließ mich durch dieſe dunkle Warnung nicht abſchrecken, ſondern zahlte meine Zeche und ſchritt kühn

dem Bahnhofe zu. Eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich im Coupé.

Raincy liegt einige Meilen öſtlich von Paris, an der Straßburger Linie. Der Name: Dorf würde für dieſe höchſt eigenartige Niederlaſſung eben ſo wenig paſſen, als die Bezeichnung: Stadt, oder: Flecken. Raincy war ehedem ein großer, prächtiger Park und gehörte dem Könige Louis Philipp. Das zweite Kaiſerreich confiscirte dieſe Beſitzung und legte inmitten der romantiſchen Wildniß Boulevards an, die ſich binnen Kurzem mit zahlreichen zerſtreuten Landhäuſern und Villas bedeckten.

Ein Gang durch die Straßen von Raincy bietet dicht nebeneinander die überraſchendſten Gegenſätze. Undurchdringliches Waldgeſtrüpp wechſelt mit anmuthigen Gärten und labyrinthiſchen Schlingwegen. Bald wandeln wir an großen Erdbeer- oder Kartoffelfeldern vorüber, bald an einer ſchwereichnen Hausthüre mit breiter Marmortreppe. Jetzt glauben wir uns in ein elegantes Vorſtadtviertel von Paris, jetzt in einen lauſchigen Winkel des Thüringer Waldes oder des Speſſarts verſetzt. Ueberall herrſcht jedoch der tiefſte Friede, die feierlichſte Sabbathſtille. Kein Omnibus, keine Droſchke ſtört hier die Betrachtungen eines ſchlendernden Parkperipatetikers. Nur dann und wann ein ſonnverbrannter Blouſenarbeiter, eine Landſchöne mit Eier- und Butterkörben, — und wenn es hoch kömmt, ein langſam dahin rollender Gemüſekarren, — das iſt die Staffage der Raincyſchen Straßenſcenerie . . .

Das Landhaus der beiden „Unzertrennlichen“, wie der Volksmund ſie ſeit lange betitelt, liegt weit, weit vom Bahnhofe, am Boulevard du Nord. Es iſt eine kleine Reiſe,

die bei einer brennenden Auguſtſonne ihre Strapazen hat. Anmuthig in die Umgebung von dichtbelaubten Kaſtanien und Buchen geſchmiegt, bietet die zweiſtöckige Villa unſrer Elſäſſer das Bild der tiefſten Zurückgezogenheit, — ein Tusculum von durchaus deutſchem Charakter, wie denn auch ſeine Bewohner ihrem Weſen nach mehr Deutſche als Franzoſen ſind.

Ich trat an die Gartenthüre und klingelte. Sofort ertönte ein lebhaftes Hundegebell, und als die „Bonne“ mir öffnete, ſprangen ein großer, ſchwarzer Neufundländer und ein muntrer Spitz ſchweifwedelnd auf mich zu und bewillkommten mich mit vieler Zuvorkommenheit. Dieſer Empfang war nichts weniger als ungaſtlich, und ſo zog ich denn mit wachſendem Sicherheitsgefühl eine Karte hervor, und ſchrieb mit Bleiſtift auf die Rückſeite:

„— désire voir Mr. Erckmann pour une minute et demie.“

Die Wirthſchafterin hatte nämlich die Anweſenheit ihres Gebieters keineswegs in Abrede geſtellt, ſondern nur hinzugefügt, Herr Erckmann ſei außerordentlich beſchäftigt.

Nach wenigen Augenblicken kam mir aus der Thüre des Landhauſes ein Mann entgegen, der das leibhaftige Wohlwollen in Perſon zu ſein ſchien. Eine kräftige, etwas beleibte Figur von mittlerer Größe, mit kurzem, blondem, in ſich zurückgebogenem Schnurrbart, weitblinkender Glatze und einem breiten, roſigen Vollmondsgeſicht, — ſo trat Emil Erckmann auf mich zu und reichte mir, dem völlig Unbekannten, treuherzig und trotz alledem graziös und chevaleresk die biedre rundliche, grübchenreiche Rechte. Aus ſeinen kleinen grauen Augen blitzte ein ungebändigtes jugendliches Feuer, eine Klarheit des Geiſtes, eine Friſche der Thatkraft, deren Eindruck

wiederzugeben mir unmöglich iſt. Ueber der ganzen Erſcheinung lagerte der Schimmer eines ewig heiteren, glücklichen, ſonnigen Gemüths.

Ich bat ihn wegen meiner unbeſcheidenen Störung — die Feder hinter ſeinem Ohre bewies mir, daß ich ihn bei der Arbeit unterbrochen hatte — um Verzeihung und rückte unverblümt mit dem Zwecke meines Beſuches heraus. Ich ſagte ihm, ich bereite eine kleine Studie über „Erckmann-Chatrian“ vor, d. h. nicht über ihre Werke, ſondern über ihre Perſonen, und zu dieſem Behufe hätte ich meine Helden von Angeſicht zu Angeſicht ſehen müſſen . .; bei Chatrian ſei ich bereits geweſen, und wenn er nun liebenswürdig ſein wolle, ſo würde er mir nicht grollen, ſondern mich in ſeine Idylle am Boulevard du Nord einen theilnehmenden Blick werfen laſſen.

Mit einer Artigkeit, die ich nicht genug rühmen kann, erwiderte mir der ſo ſeltſam überfallene Schriftſteller, es könne ihm nur ſchmeichelhaft ſein, wenn man in Deutſchland für ſeine Perſonalien ſo viel Intereſſe hege, und erbot ſich, mir zu zeigen, was ich nur immer wünſchte.

„Ich ſprech' auch e biſſel Deitſch“, fügte er in ſeinem gemüthlichen Elſäſſer Dialect hinzu, und in dieſem Augenblicke kam er mir vor wie ein alter Bekannter.

Er führte mich nun zunächſt in den Garten und zeigte mir ſeine Tauben, ſeinen Hühnerhof und die traulichen ſchattigen Plätzchen, an denen Raincy ſo reich iſt.

„Arbeiten Sie zuweilen im Freien?“ fragte ich.

Er verneinte. „Die Inſpiration“, ſagte er, „kommt mir nur an meinem Schreibpult. — Können Sie ſich denken“, fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß es mir rein unmöglich

iſt, eine Scenerie zu beſchreiben, ſo lange mich dieſelbe umgibt? Ferne von meiner Heimat, dem Elſaß, male ich ihn aus der Erinnerung. Wenn ich in einigen Jahren Raincy verlaſſen haben werde, ſo denke ich einen Roman hier an dieſen romantiſchen Park-Boulevards ſpielen zu laſſen . . ."

Dieſe Bemerkung führte das Geſpräch auf ſeine ſchriftſtelleriſche Vergangenheit.

Er ſchilderte mir die Begebniſſe, in deren Folge er die Mitarbeiterſchaft mit Chatrian begonnen, folgendermaßen:

Ich bin am 20. Mai 1822 zu Pfalzburg im Niederelſaß geboren, und beſuchte daſelbſt bis zu meinem 19. Jahre das Lyceum des Profeſſors Perrot. Der vier Jahre jüngere Chatrian, der in Boldeſtenthal, nicht weit von Pfalzburg, das Licht erblickte, war bei meinem Abgang nach der Univerſität in demſelben Lyceum Unterſecundaner. Wir hatten von einander kaum Notiz genommen. Ich ging nach Paris, ſtudirte Jura und machte meinen Doctor. Inzwiſchen war ich einmal wieder in Pfalzburg geweſen und hatte auch begreiflicher Weiſe meinen alten Lehrer Perrot beſucht, mit dem mich eine intime Freundſchaft verband.

„Nun, was macht die Schule?" fragte ich ihn, nachdem die erſte Freude des Wiederſehens vorüber war.

„Ach Gott", ſeufzte er, „ſeit du weg biſt, habe ich nur wenig Schüler, die für die Wiſſenſchaft ein ernſtes Intereſſe zeigen, oder eigentlich nur einen . . ."

Ich mußte laut auflachen. Aber Perrot meinte es ganz ernſtlich.

„Und der eine wäre?" fragte ich neugierig.

„I nun, der junge Bauernſohn aus Boldeſtenthal, der Chatrian . . . . — Erckmann, den Burſchen ſollteſt

du näher kennen lernen, — ich glaube, ihr paßt zu einander."

Er lud uns beide zum Nachteſſen ein, wir waren zuſammen bis gegen Mitternacht, trennten uns in gehobener Stimmung, aber das war Alles. Chatrian gefiel mir recht gut, ich lernte ſeine bedeutende Begabung würdigen, allein ein Gedanke an eine gemeinſame Thätigkeit kam uns beiden nicht in den Sinn. Ich reiſte wieder ab und hatte die Geſchichte bald vergeſſen. Chatrian abſolvirte inzwiſchen ſein Abiturientenexamen, und da ihn ſeine Eltern für den Kaufmannsſtand beſtimmten, ſo ging er nach Belgien in ein Glaswaarengeſchäft.

Abermals verfloſſen zwei Jahre, und abermals beſuchte ich Pfalzburg und meinen alten Freund Perrot. Wen treffe ich da bei ihm auf ſeinem Zimmer? Niemand anders als Chatrian, der ſeinem Prinzipal Knall und Fall aufgeſagt und ſich hoch und theuer verſchworen hatte, lieber zu ſterben, als in die Brüſſeler Zwangsjacke zurückzukehren. Dieſe Selbſtändigkeit machte mir den jungen Mann intereſſant. Perrot zeigte mir gelegentlich eine Abhandlung über eine wichtige ſociale Frage, zu deren Bearbeitung Chatrian inmitten ſeiner täglichen Plackereien Muße gefunden hatte, und die Arbeit frappirte mich ſo, daß ich dem Verfaſſer meine Vorſchläge machte . . . .

Chatrian acceptirte. Ich will Sie mit einer detaillirten Schilderung der Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden hatten, ehe wir mit unſern Schriften durchdrangen, nicht ermüden. Unſere erſten Feuilletons erſchienen im „Démocrate du Rhin": acht Tage ſpäter war das Blatt von Regierungswegen unterdrückt . . . Wir ſchrieben ein vieractiges Drama:

„Der Elſaß im Jahre 1814“: zwei Tage vor der Aufführung legte der Präfect ſein Veto ein. Ein Jahr ſpäter gingen wir nach Paris. Mit Mühe hatten wir uns Eingang bei dem Feuilleton der „Revue de Paris“ verſchafft: vierzehn Tage ſpäter wurde die „Revue de Paris“ von dem Gouvernement ſuspendirt . . .

Da offerirte uns der „Moniteur Universel“ gegen ein ſehr anſtändiges Honorar ſein Rez-de-Chauſſée. Wir brauchten damals Geld . . . und ſomit acceptirten wir . . .

Unſere politiſchen Anſichten erlaubten uns jedoch nicht, dieſe Mitarbeiterſchaft fortzuſetzen. Hätten wir nur Feuilletons im eigentlichen Sinne geliefert, ſo konnte uns die politiſche Färbung des Blattes, das ſie abdruckte, gleichgültig ſein. Allein wir producirten vorzugsweiſe Novellen und Erzählungen, deren Charakter eine Tendenz erheiſchte — und die Unterdrückung dieſer Tendenz aus Rückſicht auf die Richtung des publicirenden Blattes ſchien uns mit unſerm Gewiſſen und unſerer Ueberzeugungstreue unvereinbar.

Wir gaben alſo den „Moniteur“ auf, und waren nunmehr wieder auf dem alten Fleck. Unſer Genre ſagte den Franzoſen nicht recht zu. Unſere Bildung war eine zu deutſche, um dem damaligen Pariſer Publikum ſympathiſch zu ſein . . .

Zehn Jahre lang pochten wir vergeblich an die Pforten der Pariſer Redactionen, bis endlich das „Journal des Débats“ unſere Specialität begriff und einen größeren Roman von uns veröffentlichte, der gründlich durchſchlug. Gleichzeitig machte uns die „Revue des deux mondes“ glänzende Anträge — und unſer literariſches Glück war gemacht.“

Erckmann hielt inne. Seine Augen leuchteten. Die Erinnerung an die beſtandenen Kämpfe hatte ihn ſichtlich ergriffen.

Ich ſchwieg, denn ich fühlte, daß eine banale Bemerkung ihn verletzen würde.

Er zeigte mir nunmehr ſämmtliche Räumlichkeiten des Hauſes. Chatrian bewohnt den untern Stock, Erckmann den obern. Unten, gleich dem Eingang gegenüber, befindet ſich der gemeinſame Speiſeſaal, ein etwas altfränkiſch möblirtes, aber höchſt gemüthliches Zimmer. Schwere Bänke aus Eichenholz ſtehen an den Wänden entlang. Das bekannte Bild „Rouget de Lisle, die Marſeillaiſe vortragend", hängt über der Thüre, und rechts und links prangen zwei prächtige Nachbildungen der Venus von Milo und des Belvederiſchen Apollo. Die übrigen Zimmer ſind moderner ausſtaffirt; indeß athmen auch ſie eine wohlthuende Einfachheit. Im obern Stock ſind zwei gaſtliche Fremdenzimmer hergerichtet. Erckmanns Arbeitsſtube iſt ein kleines blautapeziertes Quadrat ohne jeden äußeren Schmuck. Auf einem runden Tiſche aus Tannenholz iſt eine kleine pultartige Einrichtung angebracht, und rings herum am Boden liegen Stöße von Büchern und Manuſcripten. Nie ſah ich eine regelmäßigere Schrift, als die Erckmanns: in den langen Zeilen ſeiner Quartbogen iſt keine Ausweichung, keine Unebenheit zu bemerken; das Ganze ſieht faſt aus wie armeniſche Typographie. Die Bibliothek der beiden Freunde beſteht faſt ausſchließlich aus hiſtoriſchen und philoſophiſchen Werken: die belletriſtiſche Literatur der Gegenwart iſt gar nicht, die claſſiſche nur ſehr ſpärlich vertreten. Erckmann ſagte mir ſpäter einmal, jedes Genießen fremder Schöpfungen ſei für ihn mit dem eigenen Produciren unvereinbar.

In einem Nebengebäude befindet ſich ein allerliebſtes Billardzimmer, deſſen Wände mit Alterthümern aller Art geſchmückt ſind. Dieſer Platz iſt das Rendezvous eines kleinen

Kreiſes von Pariſer Schriftſtellern, Künſtlern und Theaterdirectoren, die ſich hier allwöchentlich einmal einfinden, Bier trinken, caramboliren und Erckmann-Chatrians treffliche Cigarren rauchen. Erckmann ſelbſt iſt in die Geheimniſſe des Billardſpieles nicht eingeweiht, und oft ſitzt er noch ſtundenlang oben in ſeinem „blauen Loch“, wie ſeine Freunde zu ſagen pflegen, während es unten ſchon toll genug hergeht. Er muß ſich alsdann noch eine Scene von der Seele ſchreiben, — ſonſt iſt er für den ganzen Abend unbrauchbar.

Im Uebrigen fehlt der allerliebſten Villa Nichts, was zum Comfort gehört. Ein Badezimmer, ein hübſcher Balkon und eine Veranda bedürfen kaum der Erwähnung, denn ſie verſtehen ſich bei einem franzöſiſchen Landhauſe von ſelbſt.

Nachdem ich alle dieſe Einrichtungen ausgekundſchaftet hatte, ſetzten wir uns an den Eichentiſch im Speiſeſaal; die Bonne brachte in einem humpenartigen Steinkruge ſchäumendes Straßburger Bier, die Cigarren wurden angezündet, und nun erzählte mir mein gefälliger Wirth, was ich zu wiſſen brannte: nämlich, wie Erckmann-Chatrian arbeitet. Laſſen wir den wackeren Pfalzburger ſelbſt reden: —

„Chatrian fährt jeden Morgen um neun Uhr nach Paris, und kehrt jeden Abend um ſechs Uhr wieder hierher zurück. Ich bin dagegen Tag für Tag von früh bis ſpät zu Hauſe: den Schluß können Sie ſich ſelbſt ziehen. Sie werden die Thätigkeit Chatrians und ſeine Bedeutung für mich und unſere Arbeiten nicht unterſchätzen, wenn ich Ihnen ſage: Chatrian hat, ſeitdem wir mit einander zu thun haben, noch nicht die Feder angeſetzt!“

Ich drückte mein Erſtaunen aus. — „Ja, ſo iſt es“, fuhr er fort. „Da haben Sie das ganze Geheimniß der

Stileinheit, welche ſelbſt unſere Gegner in unſeren Romanen nicht wegläugnen können: der Stil aller unſerer Schriften iſt mein.“

Ich begriff jetzt, warum Chatrian ſich geweigert hatte, mir reinen Wein einzuſchenken. Offenbar fürchtete er, eine oberflächliche Beurtheilung werde aus der wahren Kenntniß der Thatſachen einen einſeitigen Schluß ziehen. Daß das Verdienſt Chatrians bei ihren gemeinſamen Leiſtungen indeß kein Geringes iſt, wird aus dem Folgenden erhellen.

„Jeden Abend nach Tiſche“, erzählte Erckmann weiter, „wenn die Bonne von Neuem die Humpen gefüllt, beginnt unſre gemeinſchaftliche Thätigkeit. Ich leſe dann zunächſt vor, was ich den Tag über geſchrieben habe. Chatrian beſitzt in hohem Grade, was man Compoſitionstalent nennt. Faſt immer hat er in dieſer Richtung etwas an meiner Arbeit auszuſetzen. Ich, vorzugsweiſe Coloriſt, verfalle nur allzuleicht in den Fehler, die Perſpective zu vergeſſen, und z. B. unwichtige Nebenperſonen mit einer gleichen Detailmalerei zu beehren, wie die Hauptcharaktere. Hier legt denn Chatrian ſein Veto ein. Er weiſt mir mit einem kritiſchen Scharfſinn, den ich nicht genug bewundern kann, die Irrthümer und Schwächen meiner Anordnung, meiner Entwickelung nach und ſtreicht mit ſtoiſcher Hartherzigkeit alles Ueberflüſſige und Unmotivirte. Auch in ſtiliſtiſcher Hinſicht beſitzt er ein ungemein feines Gefühl; er hat ein Verſtändniß für die Nuancen der Rede, für die Abdämpfungen der Begriffe, wie kein Zweiter. Demungeachtet würde er, ſeinem eignen Geſtändniß zufolge, nicht ſo wie ich, im Stande ſein, die eigentliche Ausarbeitung zu übernehmen. Chatrian iſt kein Proſaiker. Seine Verſe ſind dagegen allerliebſt und erinnern mehr als alle übrigen franzöſiſchen Poeſien an die deutſchen Lyriker. Iſt nun der erſte

Theil unſrer Aufgabe, die Durchſicht des bereits Vollendeten, erledigt, ſo beginnt die Vorbereitung, Beſprechung und Sichtung deſſen, was ich etwa am folgenden Tag vorzunehmen gedenke. Der Plan des ganzen Werkes liegt uns ſelbſtverſtändlicher Weiſe vor, ehe ich überhaupt die Feder anſetze: dieſe Präparation für den andern Tag bezieht ſich immer nur auf die Einzelheiten unſres Entwurfes. Hier kommt denn das Talent Chatrians zu ſeiner vollen Geltung. Er iſt Meiſter im Gruppiren; er hat einen tiefen Blick für die Verſchlingungen der Intrigue; er verſteht es, den Charakteren Relief zu geben. So ſitzen wir oft bis Mitternacht und länger den Bleiſtift in der einen, die Brieftaſche in der andern Hand, und tauſchen, halblaut redend, unſre Gedanken aus. Um ein Uhr hat die Wirthſchafterin Auftrag, uns an die Bürgerpflicht der Ruhe zu erinnern. Gehorchen wir alsdann ihrer Mahnung nicht, ſo löſcht ſie uns die Lampe aus. Es iſt indeß ein paar Mal vorgekommen, daß wir im Dunkeln bis gegen drei Uhr fortdebattirten. Seitdem haben wir die Bonne autoriſirt, zu Zwangsmaßregeln zu ſchreiten: ſie hat das Recht, nach ein Uhr ein Hackebretconcert anzuſtimmen, das uns jede Converſation unmöglich machen würde."

Ich mußte laut auflachen. Archimedes und ſeine Cirkel fielen mir ein, und die ganze Komik dieſer nächtlichen Scene trat ſo lebhaft vor meine Seele, daß es mich Mühe koſtete, meine Zwerchfellmuskeln wieder zur Ruhe zu bringen.

Auch Erckmann lachte herzlich mit.

„Ja", ſagte er ſchließlich, „ſo iſt's! Wie wir collaboriren, ſo können es alle, ſelbſt die größten Poeten, ohne daß ſie fürchten müſſen, die neun Himmliſchen zu beleidigen! Sagen Sie das Ihren Landsleuten!"

Noch einmal goß er die Becher voll bis zum Rande, erhob das Glas und ſprach mit warmer, klangvoller Stimme:

„A votre santé!“

„A votre santé!“ erwiderte ich, und nie war dieſer Wunſch aufrichtiger über meine Lippen gekommen.

Zwei Minuten ſpäter ſaß er wieder oben, an dem vierten Bande ſeiner „Histoire d'un Paysan“. Wenn dieſe Zeilen die Preſſe verlaſſen, iſt das Buch vielleicht ſchon erſchienen.

Pariſer Wucherer.

Das egoiſtiſche Geſchöpf, Menſch genannt, hat es von jeher verſtanden, aus der Verlegenheit und dem Unglück ſeiner Brüder Capital zu ſchlagen. — Mit der fortſchreitenden Ueberfeinerung der Sitten, mit der Steigerung der Lebensbedürfniſſe, hat auch dieſe illiberalſte aller Profeſſionen eine erhöhte Bedeutung gewonnen, und in einer Stadt wie Paris ſpielen die Wucherer eine Rolle, von deren Wichtigkeit ſich nur derjenige eine entſprechende Vorſtellung macht, der entweder thöricht und unglücklich genug iſt, mit dieſem Auswurf in „geſchäftliche“ Beziehungen zu treten, oder der dem Geſindel zum Zwecke culturhiſtoriſcher Studien eigens hinter die Couliſſen blickt.

Wenn wir das Corpus Juris aufſchlagen und die Beſtimmungen über die Zinsnahme leſen, denen zufolge Personae illustres nur 4, Kaufleute 8, und alle Uebrigen nur 6 Prozent nehmen durften; wenn wir das Verbot finden: „Es iſt Niemanden erlaubt, die Zinſen zum Capital zu ſchlagen, und Zinſeszins zu nehmen!“ — ſo muthet uns das angeſichts der Pariſer Escompteur-Verhältniſſe wie ein Lied aus mythiſcher Vorzeit, wie eine Sage an, für deren ſüße Klänge uns das

Verſtändniß fehlt. — Es gibt in Paris eine Sorte Wucherer, die fünftauſend Prozent nimmt! Wie iſt dies möglich? Wer iſt bornirt, wahnſinnig genug, einer ſolchen Blutſaugerei ohne Gleichen in die Hände zu fallen? Lieber Leſer! Bei Gott und in Paris ſind alle Dinge möglich! Der Hunger thut weh, und ein Herz, an das die Verzweiflung anpocht, iſt zum Aeußerſten fähig.

Die berüchtigtſten Wucherer des mittelalterlichen Paris waren die lombardiſchen Juden, die ihr Quartier in jener Straße aufgeſchlagen hatten, welche noch heute ihren Namen trägt. — Jahrhunderte erhielt ſich der Lombarde in ſeiner vollen unverfälſchten Eigenart. — Die Revolution von 1789 machte ihm den Garaus. — An ſeine Stelle trat die weitverzweigte Familie jener widerlichen Geſtalten, als deren Typus der Gobseck Balzac's zu betrachten iſt. — Dieſe gemeinen Durchſchnitts- und Allerwelts-Wucherer bewohnten eine Baracke von ſo ſchmutzigem Exterieur, daß ſich die Seele des Inſaſſen ihrer eigenen Schmutzigkeit weniger bewußt ward; ſie harmonirte zu vollſtändig mit ihrer Umgebung. Dicker Staub bedeckte die wurmſtichigen Möbel; von den Wänden troff eine ekelhafte Feuchtigkeit; das Licht des Tages erhellte dieſen Aufenthalt menſchlicher Verkommenheit nur ſpärlich. Der Gobseck trug einen langen, vielfach geflickten Paletot, ein lebensmüdes Hauskäppchen, über deſſen Urfarben debattirt werden konnte, Pantoffeln, deren niedergetretene Klappen mit der Sohle im vollen Sinne des Wortes zuſammengeſchweißt waren, und eine Brille mit großen, runden Gläſern, die ſeinem Antlitz einen eulenartigen Ausdruck verliehen. — Stirne und Wangen wetteiferten im Punkte der Runzeln; ſeine ſpitze Naſe, ſein vorgebogenes Kinn, und die ſchmalen, bläulichen Lippen vollendeten

das Bild eines Schurken, der zu klug war, um mit dem Strafgeſetzbuch in ernſtliche Colliſion zu kommen, dafür aber mehr Unheil anrichtete, als alle Tropmann's und Lacénaire's zuſammengenommen.

Heutzutage gehört auch dieſer Typus zu den ſelteneren. — Der Wucherer von 1870 iſt meiſtens ein Mann in den beſten Jahren, ja, oft ein Jüngling in der Blüte der Zwanziger. — Die Arbeitstheilung hat auch hier Platz gegriffen, und ſo kann man denn ſagen, daß gegenwärtig jeder Stand, jede Geſellſchaftsclaſſe ihre eigenen Blutſauger beſitzt, die ſich im Aeußeren gewöhnlich nicht unweſentlich von einander unterſcheiden. Laſſen wir einige dieſer Gauner Revue paſſiren.

Der Wucherer des Petit-Crevés.

Petit-Crevés — ſo nennt die neufranzöſiſche Kunſtſprache bekanntlich jene mehr oder minder lächerlichen Hanswurſte, die keine höheren Beſtrebungen kennen, als die Sorge, ſich nach der neueſten Mode zu kleiden, im Café Riche zu diniren, Cigarren zu einem Franken das Stück zu rauchen, und Pferde, Hunde und Maitreſſen zu halten. — Es gibt Petit-Crevés, die mit der Zeit zur Beſinnung kommen, und die jockeyclubliche Nichts- und Wieder-Nichts-Exiſtenz an den Nagel hängen, um vernünftige Menſchen zu werden; allein dieſe ſeltenen Ausnahmen ſind nie rechte Petit-Crevés geweſen. Sie haben den Stutzer nur aus genialiſcher Launenhaftigkeit geſpielt, wie Prinz Heinz von England das mauvais sujet copirte; oder ſie waren Petit-Crevés aus Pflichtgefühl gegen die Gebote des „Chic“ — ohne ſich jedoch in ihrem Petit-Crevismus recht wohl zu fühlen. Im Allgemeinen iſt und bleibt der Petit-Crevé ein jämmerlicher Tropf, an dem Hopfen

und Malz verloren iſt. (Wir werden uns in einem ſpäteren Aufſatze eingehender mit ihm beſchäftigen.)

Der Wucherer, der ſich die Welt dieſer Taugenichtſe zum Terrain ſeiner Großthaten auserkürt, iſt meiſtens ein Mann von circa vierzig Jahren, derb, ſtarkknochig, breitſchulterig, eher klein als groß, mit dichtem, wolligem Backenbart, gutem Gebiß, riſigem Appetit, und einer Fauſt, deren rundliche ſtumpfe Finger in Verbindung mit dem behaarten Gelenk die maſſivſte Brutalität verrathen. Der Dandy-Wucherer — ſo wollen wir ihn der Kürze und Bequemlichkeit halber nennen — ſieht neben ſeinem Opfer ungefähr aus, wie ein normänniſches Omnibuspferd neben einem Sieger der Rennbahn. — Hier Alles dünn, ſchmächtig, zierlich, — dort Alles geſund, roh, derbſinnlich. — Wir werden den Dandy-Wucherer und ſeine Beziehungen zum Petit-Crevé am beſten kennen lernen, wenn wir eine ihrer „geſchäftlichen" Unterredungen belauſchen. Dem Dandy-Wucherer begegnet man in den eleganteren Stadtvierteln — auf den Boulevards du Centre, am Börſenplatze, in den Paſſagen u. ſ. f. — ſo häufig, daß es verhältnißmäßig wenig Mühe koſtet ſeine charakteriſtiſchen Merkmale ausfindig zu machen. — Hören wir alſo eines jener typiſchen Geſpräche, wie ſie täglich zu Dutzenden ſtattfinden.

Im Café Tortoni ſitzt ein junger Mann, deſſen Geſichtszüge eine gewiſſe Unruhe athmen. Seine Leibwäſche iſt von tadelloſer Reinheit und Feinheit; ſeine Jaquette ſitzt wie angegoſſen; die wohlgepflegten Finger, deren Spitzen von langen, roſigen Nägeln überragt ſind, krauen ängſtlich in dem ſpärlichen Backenbärtchen, das ſich der ihm aufgenöthigten Cotelettesform abſolut nicht fügen will. Der junge Mann iſt Monſieur le Baron Benjamin Baurien.

Unterdeſſen ſchlängelt oder beſſer wälzt ſich über die Asphaltplatten des „Boulevard des Italiens“ die gedrungene Geſtalt des ehrenwerthen Herrn Polydore Fourbe-Floueur, des Gauners, dem Monſieur le Baron Benjamin Baurien um drei Uhr Nachmittags im Café Tortoni ein Rendez-vous gegeben hat.

Fourbe-Floueur legt durchaus keine Eile an den Tag, obgleich es bereits Dreiviertel auf Vier geſchlagen hat. Mit breitem Schmunzeln, die linke Hand in den Beinkleidern, die rechte in der Weſtentaſche, ſchlendert er einher, hier ein wohlwollendes Kopfnicken, dort ein gnädiges Lächeln austheilend. — Jetzt bleibt er ſtehen, um dem Herrn von So und So brüderlich die Hand zu ſchütteln; jetzt zieht er ein Notizbuch aus dem Paletot und nimmt die Miene an, als ſei ihm plötzlich etwas Hochwichtiges eingefallen . . . Herr Fourbe-Floueur hat nämlich immer ein koloſſales Geſchäft „in Petto“, ein zweites nicht minder bedeutendes „im Gange“ und ein drittes „ſoeben erledigt“.

Endlich iſt er am Ziel ſeiner Wanderung angelangt. Nachläſſig und mit ſiegesgewiſſer Gemüthlichkeit betritt er das Kaffeehaus.

Der Jüngling Baurien, der in der Verzweiflung bereits ſeine dritte Halbtaſſe geleert hat, fährt vom Sitze empor.

„Gott ſei Dank, daß Sie kommen! Sie haben mich auf die Folter geſpannt . . .“

„Ah, mein Freund, daran müſſen Sie ſich gewöhnen. Ein Mann von meiner Stellung iſt nie Herr ſeiner Zeit . . .“

„Aber eine Verabredung . . .“

„Durchmuſtern Sie das Leben unſerer bedeutendſten Financiers: Sie werden die Wahrheit meiner Behauptung beſtätigt finden. Die Geſchäfte machen uns zu Sklaven ihrer Laune . . .“

„Trinken wir ein Glas Sherry?“

„Mit Vergnügen. Aber ich habe nur zwanzig Minuten Zeit . . .“

„Das iſt wenig; ich dachte . . .“

„O, die Jugend, die keinen Begriff von dem umfaſſenden Wirkungskreiſe eines Fourbe-Flouneur, keine Idee von der Koſtbarkeit der Minuten hat . . .“

Das Geſpräch dreht ſich nun noch etwa eine Viertelſtunde lang um Gegenſtände von allgemeinerem Charakter, wie z. B. die unangenehme Situation eines Elegants, dem die Kapitalien ausgehen, oder die unſterblichen Verdienſte, die ſich Fourbe-Flouneur um die bedürftige Menſchheit erworben hat. Endlich ſieht der Wucherer auf die Uhr und ſagt . . .

„Donnerwetter! Ein Viertel auf Fünf . . . Wir hatten ja wohl eine kleine Abrechnung zu erledigen . . .“

„Achttauſend Francs“, ſeufzt der junge Mann; die Friſt iſt heute abgelaufen . . .“

„Achttauſend Francs, ſagen Sie . . . hm . . . ich entſinne mich nicht genau . . . man vergißt ſolche Lappalien . . .“

Er blättert eine Minute lang in ſeiner Brieftaſche.

„Achten Mai . . . Neunten Mai . . . Sechstauſend Francs . . . Zweiundzwanzigtauſend . . . hier . . . warten Sie . . . ſechs und ſechs iſt zwölf . . . und Sechstauſendachthundert zu den Zwölfhundert . . .“

Benjamin Vauren ſeufzt noch ſtärker als zuvor.

„Apropos, mein lieber Fourbe-Flouneur“, beginnt er nach einer Pauſe; „habe ich Ihnen ſchon erzählt, daß ich mich nächſtens verheirathe?“

„Ich glaube mich zu erinnern . . . ſechs von neun bleiben drei . . .“

„Die Baroneſſe Titi, eine reizende Blondine . . .“

„Ah? Tant mieux pour vous . . . fünf von zehn macht fünf . . .“

„Dreimalhunderttauſend Francs Mitgift, mein lieber Fourbe-Floueur, und achtmalhunderttauſend in Ausſicht . . .“

„Das iſt recht hübſch, lieber Baron . . . Sie ſchulden mir achttauſendneunhundert Francs.“

„Schön.“

„Sie haben wol Bankbillets bei ſich . . .? (ſieht auf die Uhr) . . . Crénom, ich muß fort . . . wickeln wir die Sache alſo raſch ab . . .“

Es iſt faſt überflüſſig zu bemerken, daß unſer Freund Vaurien nicht nur keine 8900 Francs bei ſich hat, ſondern im Gegentheil die Abſicht hegt, den humanen Fourbe-Floueur um ein neues Darlehen zu erſuchen. — Vauriens Lage iſt kritiſch. — Die Hochzeit mit der Baroneſſe Titi würde vielleicht noch in der elften Stunde zu Waſſer werden, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, bis zum letzten Moment ſein Renommee als begüterter junger Mann aufrecht zu erhalten. Hat er doch in der That von einem Oheim mütterlicher Seits eine reiche Erbſchaft zu erwarten! Nur momentan, momentan iſt er auf dem Trockenen! — Wie kann er vor ſeine Laura treten, ohne mindeſtens vier reizende Iſabellen, ein Tilbury und einen Jockey mitzubringen? Unmöglich! — Er muß Geld auftreiben, um jeden Preis!

Ein inhaltſchweres Wort! Um jeden Preis! Fourbe-Floueur weiß das zu genau, und mit kalter Berechnung ſteuert er auf ſein Ziel los.

„So und ſo liegen die Dinge“, ſagt Benjamin nach einer mehr oder minder beredten Auseinanderſetzung; „zahlen kann ich nicht und wenn Sie mich aufhängen; dagegen wäre

ich Ihnen höchlichſt verpflichtet, wenn Sie mir vor übermorgen fünfundzwanzigtauſend Francs verſchaffen wollten. Ich bin Ihnen ſicher, das wiſſen Sie!"

Jetzt aber ſcheint die Sache unſerem Wucherer zu toll zu werden. Er ergreift ſeinen Hut.

„Ich weiß nur dies: daß ich in Geſchäftsſachen die Pünktlichkeit liebe. — Adieu!"

„Aber, Fourbe-Floueur, Mann meines Herzens, zum Fliegen gehören doch Flügel! Was kann Ihnen daran gelegen ſein, ob Sie noch vier Monate länger warten? — Kommen Sie her! Wie viel Zinſen ſoll ich Ihnen bezahlen?"

„Sparen Sie Ihre Mühe. Adieu!"

Der Petit-Crevé faßt den Wucherer am Arme.

„Liebſter, beſter Fourbe-Floueur, wollen Sie, daß ich mir eine Kugel durch den Kopf jage?"

„Halten Sie das, wie Sie wollen; wir ſind fertig."

Es fallen nun noch einige Dutzend ähnlicher Redensarten. Endlich ſcheint der Wucherer ein menſchliches Rühren zu fühlen.

„Gott, mein lieber Baron", ſagt er; „ich würde ja ſchon allenfalls mit mir reden laſſen, aber ich verſichere Sie auf Cavaliersparole, — ich habe kein Geld zur Hand . . ."

„Pah! ein Finanzmann wie Sie und kein Geld! Machen Sie das einem Andern weiß."

Schließlich beginnt Fourbe-Floueur hin und her zu ſinnen.

„Voyons", — dies iſt die übliche Rede, wenn man in nebelgrauer Ferne eine Idee dämmern ſieht — „voyons . . . ich habe da in Paſſy eine Ladung friſcher Ochſenfelle . . . etwa für 15,000 Francs . . ."

„Ochſenfelle? aber was ſoll ich mit Fellen thun? Geld brauche ich, aber keine Felle . . ."

„Hm! voyons! ich würde Ihnen vielleicht die Adreſſe eines ſoliden Käufers übermitteln können, an den Sie die ganze Ladung en bloc losſchlagen und . . . hm . . . Sie würden allerdings dabei verlieren . . . der Termin iſt ſo kurz . . . übermorgen, ſagen Sie? . . .“

Dem Petit-Crevé wird Angſt und bange.

„Gut alſo!“ ſagt er ſeufzend; — „aber weiter! Ihre Ochſenfelle decken doch erſt einen Theil meines Bedürfniſſes.“

„Hm! voyons“, fährt Fourbe-Floueur fort, indem er eifrig in ſeiner Brieftaſche hin und her blättert, — richtig . . . da fällt mir ein . . . in den Weinhallen liegt mir eine Sendung Burgunder, über die ich noch nicht verfügt habe . . .“

Kurz, nach langer Debatte „kauft“ der Petit-Crevé für 40,000 Francs diverſe Waaren, ſchlägt ſie Tags darauf an einen Spießgeſellen des Wucherers für 25,000 Francs los und fühlt ſich nun überglücklich im Beſitze eines Darlehens, das er nur mit 15 Prozent zu verzinſen braucht.

Dabei iſt noch zu bemerken, daß nicht Jedermann von Fourbe-Floueur ſo liberal behandelt wird. Wenn der Baron Benjamin Vaurien nicht ſo ganz zuverläſſige Garantieen böte und überdies nicht ein alter Kunde wäre, ſo würde man ihn ganz anders geſchröpft haben. So aber thut man ein Uebriges!

* * *

An dem entgegengeſetzten Ende der geſellſchaftlichen Scala „arbeitet“ die zweite Nummer unſerer Galerie:

Der Wucherer des Proletariers.

Er iſt ungleich verwerflicher, als der oben geſchilderte Dandy-Wucherer. Fourbe-Floueur ſpeculirt auf die menſch-

lichen Schwächen, Leidenſchaften und Laſter; ſein Opfer ſpielt nicht ſelten eine komiſche Figur. — Der Wucherer des Proletariers nährt ſich dagegen von den Thränen der Verzweiflung, von den Seufzern der Sterbenden; er entreißt dem Hungernden die letzte Brodrinde; er mißgönnt dem Kranken das ſchmutzige Strohlager, auf dem er den Tod erwartet. Seine Opfer erregen nie unſere Spottluſt.

Auf den Straßen von Paris blüht der Kleinhandel mit Gemüſe, Obſt, Fiſchen und anderen Eßwaaren. Die Verkäufer fahren ihre beſcheidenen Vorräthe auf kleinen Handkarren von Haus zu Haus, von Platz zu Platz, in der Hoffnung, den Markthallen einige Concurrenz zu machen. Leider beſitzen dieſe beklagenswerthen Sklaven nicht ſo viel, um ſich aus eigenen Mitteln verproviantiren zu können — Jeden Morgen wandern ſie daher zum Wucherer und borgen je nach dem Umfange ihres Unternehmens drei, vier bis zwölf Franken. Des Abends entrichten ſie das geborgte Capital nebſt einem Sous Zinſen per Franken. Fünf Franken tragen dem Wucherer auf dieſe Weiſe monatlich 7½ oder jährlich 90 Franken ein. Der Leſer wird ſich leicht ausrechnen, um wie viel menſchlicher noch Herr Fourbe-Floueur mit ſeinen Stutzern verfährt.

In der St. Jacques-Straße wohnte noch vor drei Jahren ein Jude Namens Bernier, der auf Pfänder lieh. — Einer ſeiner täglichen Kunden war eine arme Wittwe: ſie pochte regelmäßig Morgens und Abends an die Pforte des ruchloſen Schächers, bis man ſie eines Tages todt aus der Seine zog. Sie hatte jeden Morgen die Bettdecken ihrer Kinder verpfändet, um deren Kleider auslöſen zu können; Abends trug ſie die Kleider hin, um das Bettzeug in Empfang zu nehmen. Dieſer Austauſch koſtete ihr jedesmal 25 Cen-

times, — alſo 50 Centimes täglich. — Die Sprache entbehrt der Worte, um eine derartige Schurkerei in verdienter Weiſe zu brandmarken. Das „Geſchäft“ dieſer Blutſauger — (denn Bernier zählt in Paris gar manchen Collegen) — trägt nicht weniger als fünftauſend Prozent ein; (ſiehe oben!) — mit einigen Goldſtücken verſchaffen ſich die Berniers alſo eine recht hübſche Rente!

Es wirft ſich hier naturgemäß die Frage auf: wie vermag die Geſellſchaft dieſem ſchandbaren Treiben, das großentheils die Schuld an dem Elend der unteren Klaſſen trägt, zu ſteuern? Wir können uns an dieſer Stelle begreiflicher Weiſe nicht auf weitläufige wiſſenſchaftliche Erörterungen einlaſſen. Es ſei indeß des Vorſchlags eines franzöſiſchen Publiciſten gedacht, der die großen Bankiers der Metropole auffordert, eine Volks-Bank zu gründen, welche Beträge auch von noch ſo geringer Höhe zu geſetzmäßigem Zinsfus ausleihen und ſo das Uebel mit der Wurzel ausrotten würde! Der Wucher unterbindet dem Kleinhandel alle Lebensadern: eine Volks-Bank wäre die ſiegreiche Vernichterin des Wuchers.

Die Berniers und Conſorten unterſcheiden ſich auch in ihrer äußeren Erſcheinung weſentlich von den Fourbe-Floueurs. — Während dieſe derb, geſund und plump auftreten, ja nicht ſelten eine gewiſſe brutale Gutmüthigkeit athmen, kennzeichnet den Wucherer des Proletariers eine lauernde Miene, ein gebeugter Gang, eine Unſicherheit im ganzen Weſen. — Er kommt unter allen Arten der ganzen Gattung dem Balzac'ſchen Gobseck am nächſten. —

Eine dritte Species iſt der Damenwucherer, oder richtiger

die Damenwuchererin,

denn dieſe Klaſſe gehört faſt ausſchließlich dem ſchwächeren Geſchlecht an. — Nennen wir die wohlbeleibte Fünfzigerin, von der wir hier reden wollen, Madame Sangſue. — Sie iſt ſtets nach einer überlebten Mode gekleidet, nicht übermäßig reinlich, und eine heimliche Abſinth-Trinkerin. — Eine geſchäftige Lebendigkeit und Packete in allen Taſchen ſind ihre vorzüglichſten Merkmale. — Wie ein brüllender Löwe umſchleicht ſie die Wohnungen und ſucht, wen ſie verſchlinge. — Der Gatte iſt ausgegangen. — Es klingelt. — Mit einſchmeichelnden Verbeugungen tritt Madame Sangſue vor die ſchutzloſe Gattin und öffnet unter einer wahren Sturmflut von verführeriſchen Redensarten ihre Büchſen und Schachteln.

„Sehen Sie, gnädige Frau, — dieſer Brillantſchmuck! Wie geſchaffen für Ihre nußbraunen Locken! Entzückend, ſage ich Ihnen! Und hier dieſer prächtige Kaſchmir-Shawl! Welche Falten er wirft! Geſtehen Sie ſelbſt, gnädige Frau, Sie ſahen nie in Ihrem Leben ein ähnliches Meiſterſtück . . .“

Und ſomit breitet ſie ihre Schätze aus. — Wer die Pariſerinnen kennt, der weiß die Unwiderſtehlichkeit einer ſolchen Verſuchung zu würdigen.

Aber die junge Frau hat kein Geld! Nicht Jedermann verfügt über die Renten einer Fürſtin Metternich . . .

Thut Nichts! Ein Wechſel, zahlbar in drei Monaten, genügt vollkommen . . . Natürlich verlangt Madame Sangſue Zinſen . . . die Zeiten ſind ſchwer, und das Verdienſt karg . . .

Wehe der Unglücklichen, die ſich durch die verlockenden Reden der liſtigen Schlange kirren läßt! Der Verfalltag naht heran — aber die Gelder, die man aufzutreiben hoffte,

ſind unter hundert Fällen neunundneunzigmal ausgeblieben. Der Gemahl ſoll nicht wiſſen, daß man insgeheim über die Schnur gehauen. — Die Lage iſt verzweiflungsvoll.

Iſt die junge Frau ſchwach oder leichtſinnig, ſo ſinkt ſie bald von Stufe zu Stufe. Madame Sangſue jedoch reibt ſich vergnügt die Hände, und fragt nicht weiter darnach, wie viel Glück ſie im Keime zerſtört, wie viel Elend ſie geſä't hat und wie viel Flüche ſie ernten wird. Vorerſt zählt ſie die ergaunerten Doppellouisdor's — und ſchmunzelt. —

Betrachten wir zum Schluß eine vierte Species von Wucherern, die ihre Geierfänge über alle geſellſchaftlichen Klaſſen zugleich erſtreckt, ich meine die Species der

Rückverkäufer.

Nehmen wir an, ich brauche vor Ablauf zweier Tage tauſend Francs — ein Fall, der in Paris nicht zu den Seltenheiten gehört. — Ich habe vielleicht im Trente et quarante verloren, — oder ein vergeſſener Wechſel wird mir präſentirt, oder es gilt die Auslöſung einer Wette . . . Ich öffne meine Portefeuille: leer! Ich durchſuche meine Pulte: noch leerer!

Que faire? Geld muß ich haben, das ſteht feſt, — aber woher nehmen?

Da fällt mein Blick auf den koſtbaren Diamantring, den mir Tante Lottchen bei meinem verwichenen Geburtstag an den Finger geſteckt hat. Sofort durchzuckt der Gedanke an den „Rückverkäufer" mein aufgeregtes Hirn! Nicht losſchlagen, nicht preisgeben will ich ja das köſtliche Kleinod meiner zärtlichen Verwandtin — um Gotteswillen, nein! Dieſe Idee wäre um ſo frevelhafter, als Tante Lottchen mich ob einer ſolchen Mißachtung ihrer Geſchenke unfehlbar ent=

erben würde; — nur zum „Rückverkäufer“ will ich den Ring tragen, einen Scheinverkauf eingehen, und nach vier Monaten mein Eigenthum gegen Entrichtung des Kaufpreiſes und der entſprechenden Zinſen zurückverlangen. — Zum Verleiher mag ich nicht gehen, da dieſer Spitzbube auf das beſte Pfand nur eine Kleinigkeit, und zwar zu den haarſträubendſten Bedingungen zu geben pflegt. — Der „Rückverkäufer“ dagegen zahlt mir doch wenigſten ein Drittel des Werthes, und verlangt nur zehn Prozent . . . Freilich . . . wenn ich nach Ablauf der beſtimmten Friſt die erforderliche Summe nicht in Händen habe, ſo kann ich bei dem Verleiher prolongiren, während der „Rückverkäufer“ mein Kleinod ein für alle Mal einſtreicht . . . Das kömmt mir doch einen Augenblick bedenklich vor . . . Aber Unſinn, ſage ich zu mir ſelbſt! Was kann ſich in vier Monaten nicht Alles ereignen . . . Ich kann im Whiſt gewinnen . . . ich kann irgend eine unerwartete Erbſchaft antreten . . . Das große Loos kommt doch auch noch anders wo als in mangelhaft motivirten Komödien vor! . . . und ganz abgeſehen von dieſen außerordentlichen Ereigniſſen, darf ich nicht meiner eigenen Kraft vertrau'n? Ich werde arbeiten . . . ich werde . . . Gott, was werde ich nicht Alles! — wenn ich nur jetzt erſt einmal glücklich meine tauſend Francs habe . . .!

Gedacht, gethan. — Ich verkaufe meinen Ring unter dem Vorbehalte des Rückkaufs. — Der Wucherer grinſt, wie er mir die gewünſchte Summe auf den Tiſch zählt. Ich glaube, der Kerl moquirt ſich über mich! Er meint vielleicht einen guten Fang gethan zu haben! Quod non! Ich werde ihm zeigen, daß er ſich grimmig verrechnet!

Schade, Jammerſchade, — aber der Mann verrechnet

ſich eben nicht! Ich gewinne weder im Whiſt, noch erbe ich einen Sous, und was das große Loos betrifft, ſo genügt die Bemerkung, daß ich mich überhaupt an keiner Lotterie betheilige. Auch mit dem Arbeiten und allen anderen guten Vorſätzen iſt's nicht weit her; die Unruhe läßt mich kaum zu Athem kommen; Tante Lottchen ſchwebt als nächtliches Geſpenſt ob meinem Lager, und zerſchlagen wache ich auf. Tag um Tag, Woche um Woche zerrinnt, und meine Lage hat ſich eher verſchlechtert als verbeſſert. Der verhängnißvolle Moment naht heran: ich habe gerade ſo viel in der Taſche, um meine täglichen Bedürfniſſe zu beſtreiten, — aber auch keinen Sous mehr . . . Mit gerungenen Händen eile ich zu meinem Blutſauger und bitte um Aufſchub... Umſonſt... Der koſtbare Ring iſt verſchleudert, und ich darf noch von Glück ſagen, wenn der Wucherer mir geſtattet, nach dem Muſter des echten einen falſchen verfertigen zu laſſen, mit dem ich bei meinem nächſten Beſuch in Fontenoy-les-Oies der guten Tante Lottchen Sand in die Augen ſtreuen kann.

In der vorgeſchilderten Weiſe geht es, wie geſagt, unter hundert Fällen neunundneunzig Mal. Uhren und Landhäuſer, Zweigeſpanne und Tabaksdoſen werden ſo für eine Bagatelle der Raub eines Speculanten. — Dieſe Sorte von Wucherern ſendet ſogar Reiſende in die Provinzen aus, um die harmloſen Landbewohner, die Kleinbürger und Bauern zu prellen. — Vorzüglich nach einer Mißernte machen beſagte Commis-Voyageurs glänzende Geſchäfte.

Wie heißt der alte, philoſophiſche Wahrſpruch . . .?

„Homo homini lupus!“

Das verſteht erſt ganz, wer Paris kennt!

Ein Künſtler des „Charivari“.

Wir befinden uns im Departement der Hautes-Pyrénées, auf dem Landgute eines patriarchaliſch geſinnten Edelmanns. Das Diner iſt vorüber. Die Geſellſchaft hat ſich in dem geräumigen Salon vor dem Kamin verſammelt. Luſtig praſſeln die mächtigen Eichenſcheite; luſtig blitzen die dunkeln Augen der beiden Schloßfräulein, die plaudernd und lachend in einem illuſtrirten Modejournal blättern. Hinter ihnen ſteht ein junger, ſchmächtiger Menſch, deſſen beſcheidener Anzug mit der Eleganz ſeiner Umgebung zu contraſtiren ſcheint. Doch verräth ſeine Haltung jenes angeborene Sicherheitsgefühl, wie es lebhafte und begabte Naturen ſelbſt in ungewohnten Verhältniſſen kennzeichnet. Weiter abſeits lehnt der Herr des Hauſes behaglich in einem Schaukelſeſſel und converſirt mit einem ſtattlichen, vollgewachſenen Manne, den er „Monsieur le directeur“ anredet. Die Mutter des blühenden Mädchenpaares und der Geiſtliche des Dorfes vollenden die gemüthliche Gruppe.

Der Herr, mit welchem der Beſitzer des Schloſſes über die Leiden und Freuden einer kürzlich ſtattgehabten Fuchsjagd

plaudert, iſt der Director des Cataſteramtes. Er verweilt ſeit einiger Zeit zum Behuf geometriſcher Aufnahmen in der zurückgezogenen Stille des Pyrenäen-Dörfchens, und verbringt allabendlich ein paar Stunden im Schooße der gaſtfreien Adelsfamilie, die ihrerſeits froh iſt, wenigſtens ein paar Wochen lang nicht ausſchließlich auf Monsieur le curé angewieſen zu ſein.

Der zarte, ſchmächtige Jüngling iſt Guillaume Sulpice Chevalier, des Directors Gehilfe.

„Nun, Monſieur Guillaume“, beginnt die eine der beiden Schloßprinzeſſinnen, „Sie ſind ja heute ſo ſchweigſam. Was fehlt Ihnen?“

Der junge Mann lächelt.

„Ich denke eben darüber nach“, verſetzt er in einem Tone, deſſen ſarkaſtiſcher Anflug ihm vortrefflich zu Geſicht ſteht, „wie Sie in dieſem Coſtüm da ſich ausnehmen würden . . .“

Er deutet auf ein Kupfer in dem Modejournal, das die Mädchen auf den Knieen halten.

„Ah, die Zeichnungen mißfallen Ihnen?“ fragt die andere . . . „Sie gehen doch ſtets kritiſch zu Werke! Aber Tadeln iſt leicht . . .“

„Und Beſſermachen ſchwer, wollen Sie ſagen! Im Allgemeinen ja — aber im vorliegenden Falle . . .“

„Wie, Sie machen ſich anheiſchig . . .?“

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, vermag denn dieſe ewige Monotonie Ihren Geſchmack zu befriedigen? Der Carneval iſt die Zeit der Ausgelaſſenheit, der Keckheit, der Originalität und doch ſerviren uns die Coſtümkünſtler ſtets dieſelben abgedroſchenen Masken, nur ein wenig variirt . . . Der Pierrot,

der Polichinel . . . Es iſt immer die alte Leier! Ich dächte, es gehörte wenig Erfindungsgabe dazu, um etwas Beſſeres und Intereſſanteres zu liefern!“

„So zeichnen Sie uns was Neues!“ ſagte die erſte der beiden Jungfrauen.

„Mit Vergnügen. Morgen Nachmittag habe ich eine freie Stunde . . .“

„Warum nicht gleich?“

„Nun, ich muß doch ein wenig überlegen.“

„Nicht doch! Wer ein ſo vernichtendes Urtheil wagt, wie Sie, Monſieur Guillaume, der muß zu jeder Zeit ſchlagfertig ſein! Wir wollen Sie einmal ordentlich in die Klemme bringen . . .“

„Sie ſind grauſam“, verſetzte der junge Mann mit überlegenem Lächeln.

„Hier — nehmen Sie Platz“, fuhr das Mädchen fort, „ich werde Papier und einen Bleiſtift holen . . . Nun?“

„Ich ſitze ja ſchon.“

„Gut! Sie ſollen ſehn, wir verſtehn es, die Leute beim Wort zu nehmen!“

Sie verſchwand im Nebenzimmer und kehrte nach wenigen Minuten mit den erforderlichen Utenſilien zurück. Der junge Geometer ergriff den Stift, legte ein weißes Blatt auf die geſchmähte Toilettenzeitung und begann mit unglaublicher Schnelligkeit eine menſchliche Geſtalt zu entwerfen.

Er hatte die ſpäterhin ſo weltberühmte Figur des Debardeurs erfunden!

Die Damen überhäuften ihn mit Lobſprüchen. Joſephine, die ältere, erbat ſich die Erlaubniß, die reizende Skizze an die Redaction des Modejournals einſenden zu dürfen.

„Meinetwegen“, ſagte Guillaume, indem er aufſtand. „Man kann nie zu früh in die Oeffentlichkeit treten, und debutirte man ſelbſt mit einer Stegreif-Kritzelei . . .“

„Zeichnen Sie uns ein Gegenſtück!“ rief Eugenie, die jüngere. „Es iſt beſſer, wir ſchicken dem Redacteur zwei Skizzen; dann hat er die Auswahl!“

„Gut!“ entgegnete Guillaume — ſetzte ſich und entwarf eine zweite Zeichnung.

Er hatte die unſterbliche Figur des Titi geſchaffen . . .

„So, und nun ſchreiben Sie Ihren Namen bei!“ ſagte Joſephine, in die Hände klatſchend.

„Wozu?“ fragte Guillaume.

„Nun, ich dächte, das wäre bei den Künſtlern ſo Sitte . . .“

Guillaume lachte.

„Wenn Sie meinen . . . Aber warten Sie! Die Künſtler lieben es, ihren Familiennamen mit einem volltönenderen zu vertauſchen. Der berühmte Maler der Hochzeit von Canaan nannte ſich, nach ſeiner Vaterſtadt, Veroneſe . . .“

„So nennen Sie ſich Guillaume Chevalier le Pariſien oder einfach Le Pariſien!“

„Aus Paris ſind ſo viele Leute, gnädiges Fräulein; das wäre nicht originell!“

„Aber was wollen Sie ſonſt wählen? Sie ſind doch nun einmal ein geborener Pariſer!“

„Allerdings. Meine Eltern ſiedelten ſich ein Jahr vor meiner Geburt in der Metropole an. Ich bin mit Seine-Waſſer getauft!“

„Ergo!“

„Daraus folgt nicht das Geringſte! Nein, mein Fräulein! Ich weiß ſehr wohl, was ſich ſchickt! Ich werde die Skizzen mit dem Namen des Dörfchens ſchmücken, in deſſen Weichbild ich die Ehre hatte, Sie kennen zu lernen!“

Sprach's und zeichnete die beiden Blätter mit dem Namen des Dörfchens: Gavarni.

Die drei melodiſchen Silben waren bis dahin völlig unbekannt; der junge Geometer ſollte ihren Klang bis weit über die Grenzen Frankreichs hinaus berühmt machen! Er hat den Namen behalten, ja, das gebildete Europa kennt ihn nur unter dieſem Pſeudonym.

Die jungen Mädchen ſteckten die Skizzen in ein Couvert, verfaßten ein zierliches Begleitſchreiben und ſchickten das Ganze recommandirt und franco an Herrn Lameſſangère, Director des mehrfach genannten Wochenblattes.

In einer der nächſten Nummern wurden die Bildchen veröffentlicht. Der Erfolg war ein ungeheuerer. Als Gavarni nach einem mehrwöchentlichen Ausflug ins nordſpaniſche Hochland nach Paris zurückkehrte, beſtürmte man ihn von allen Seiten um Skizzen, Skizzen und Skizzen. Er gab die Geometrie auf und verlegte ſich mit einem enthuſiaſtiſchen Feuereifer auf's Zeichnen. Man honorirte ihn glänzend. Im Gegenſatze zu vielen anderen Talenten erſten Rangs hatte Gavarni durchaus keine Kämpfe durchzumachen. Er producirte mit einer ſo unerhörten Leichtigkeit und war ſo unerſchöpflich an neuen Ideen, witzigen Einfällen, geiſtvollen Geſichtspunkten und kühnen Streiflichtern, daß er, trotz ſeiner mangelhaften ökonomiſchen Grundſätze, über die achtungswertheſten Capitalien verfügte. Die Mode- und Theaterzeitungen brachen ſich um ſeine Beiträge faſt die Hälſe. Drei, vier Jahre lang konnte

neben Gavarni abſolut Niemand aufkommen; er verſorgte die illuſtrirte Preſſe ſo reichlich, daß jeder deus minorum gentium überflüſſig wurde — ein Umſtand, der ihm viele heimliche Feinde machte. Nur das Charivari, das humoriſtiſche Blatt par excellence, war bis zur Stunde außer dem Bereiche ſeines Wirkungskreiſes geblieben . . . Mit Einem Worte, Gavarni's eigentliches Genre ſchlief noch im Schooße der Zukunft.

Da ſitzt der junge Künſtler eines Nachmittags im Kaffeehauſe und ſchlürft, heiter beobachtend, ſeinen petit noir. Caboche, der Director des genannten Witzblattes, tritt ein, wandelt nachdenklich an den beſetzten Tiſchen vorüber und ſtolpert über das vorgeſtreckte Bein des Croquiszeichners. Mit vieler Wucht und wenig Grazie fällt er dem überraſchten Künſtler in den Schooß, die umgeworfene Taſſe überſprudelt beide mit ihrem zuckergeſättigten Inhalt, die Cigarette Gavarni's erzeugt auf der Wange des Directors eine Brandblaſe, und des Directors Ellbogen zerreißt Gavarni's Uhrkette. Kurz, die Situation war mehr pittoresk als gemüthlich, und die Schreckensrufe der herzueilenden Kellner trugen nicht dazu bei, das klägliche Intermezzo zu vertuſchen.

Caboche war eine leidenſchaftliche Natur; die Brandwunde that weh, und der Fluch des ridicule laſtet bekanntlich jedem Franzoſen wie Blei auf der Seele.

„Herr!“ donnerte er, als das körperliche Gleichgewicht wieder hergeſtellt war, „Sie ſind . . .“

In dieſem Augenblick erkannte er in dem Gegenſtand ſeines Zornes den geiſtvollen Verfaſſer der Mode- und Theaterſkizzen.

Er unterbrach ſich und ſchlug ſich heftig wider die Stirne.

„Das iſt ein Wink des Schickſals!“ murmelte er vor

ſich hin. „Der Zufall ſtößt mich im buchſtäblichen Sinne des Wortes mit der Naſe darauf.“

Er verneigte ſich.

„Sie ſind Herr Gavarni?“

„Zu dienen! Was Sie betrifft, Monſieur, ſo ſcheinen Sie mir..“

— Er wollte eine Verbalinjurie ausſtoßen, aber der Andere nahm ihm das Wort vom Munde, und es entſpann ſich ein geordnetes, ruhiges Geſpräch.

„Ich bin François-Caboche, vom Charivari“, ſagte der Director. „Wir bringen Pariſer Carricaturen, ſatiriſche Actualitäten — Sie kennen uns ja! Wollten Sie nicht unſer Mitarbeiter werden?“

„Pah“, entgegnete Gavarni, „ich habe mich auf dem Gebiet der Carricatur noch nicht verſucht!“

„Das ſchadet nichts . . .“

„Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, das Genre iſt meine Sache nicht. Sie ſpeculiren falſch.“

„Mein Gott, ſo zeichnen Sie mir, was Sie wollen. Ich laſſe Ihnen freie Hand und genehmige Alles im Voraus.“

„Nun, wenn Sie meinen . . . Mir ſoll's recht ſein. Ich habe Sie gewarnt!“ —

Wenige Tage erſchien im Charivari die erſte Nummer der famoſen Skizzen-Serie „La Boîte aux Lettres“. Zunächſt lieferte Gavarni nur die Zeichnungen und überließ den epigrammatiſchen Text einem der literariſchen Mitarbeiter des Blattes. Bald jedoch entwickelten ſich zwiſchen ihm und dem Collegen von der Feder unerquickliche Streitigkeiten, die ihn bewogen, auch das Wort — die „légende“, wie der Franzoſe ſagt — zu übernehmen. Er bewies auch auf dieſem Felde eine unnachahmliche Meiſterſchaft.

In der Regel entwarf er die Skizze, ohne an den Text zu denken. Wenn die Zeichnung fertig war, betrachtete er ſie einen Augenblick und fragte ſich, was die Figuren wol mit einander reden könnten . . .? Zwei Minuten ſpäter war das Zwiegeſpräch gefunden! Er verſtand es wunderbar, die unbedeutendſte Phraſe mit Eſprit zu ſättigen . . . Mirécourt hat einen glücklichen Moment gehabt, als er den Künſtler mit der Wendung charakteriſirte: „C'est l'esprit français au bout d'un crayon!“ Das Motto gilt in gleicher Weiſe „von ſeinen Linien wie von ſeinen Silben!“

Von dieſem Zeitpunkte an datirt Gavarni's eigentliche ſchöpferiſche Thätigkeit. Seine Productionskraft, ſeine Vielſeitigkeit überſteigt Alles, was jemals und irgendwo dageweſen. Guſtav Doré, Paul de Kock und Friedrich Gerſtäcker rangiren doch auch unter den fruchtbarſten Geiſtern aller Zeiten und Völker: aber ſie haben zuſammengenommen nicht annähernd ſo viel hervorgebracht als Gavarni. Seine Zeichnungen nehmen die unerhörte Zahl von fünfhundert dickleibigen Quartbänden ein. Man hat ausgerechnet, daß die zur lithographiſchen Vervielfältigung dieſer Skizzen erforderlichen Steine ausreichen würden, um die Seine an ihrer breiteſten Stelle mit zwei maſſiven Brücken zu verſehen!

Trotz der phänomenalen Ergiebigkeit ſeines Talentes iſt Gavarni ſelten platt oder geſchmacklos. Seine Beobachtungsgabe grenzt an's Märchenhafte. Es entgeht ihm kein Zug, keine Miene, keine auch noch ſo ſchwach accentuirte Bewegung. Während ſeiner Glanzperiode verbrachte er den größten Theil des Tags auf der Straße. Das Schauen war ihm die wichtigere und ernſtere Hälfte ſeiner Arbeit: Das Entwerfen der empfangenen Eindrücke ſpielte eine weit untergeordnetere

Rolle und nahm kaum den dritten Theil der Zeit in Anſpruch, die er auf ſeine peripatetiſchen Studien verwendete.

Gavarni hat das ganze moderne Frankreich wie in einem Zauberſpiegel aufgefangen. Wenn alle geſchichtlichen und culturhiſtoriſchen Documente des 19. Jahrhunderts verloren gingen, man könnte die Pariſer Civiliſation aus den Werken Gavarni's bis in die feinſten Details zurück conſtruiren. Da ſeine Arbeiten, wie geſagt, nicht lediglich aus „Linien“, ſondern auch aus „Worten“ beſtehen, ſo lohnt es ſich, eine oder die andere ſeiner berühmteſten Sammlungen an dieſer Stelle zu durchmuſtern.

Blättern wir auf's Gerathewohl!

. . . Auf der Straße. Ein Titi verfolgt eine Dame, die er jedenfalls für hinreißend ſchön hält. Vorläufig hat er ſie nur von der Rückſeite geſehen — aber er verſteht ſich darauf! So elaſtiſch wandeln nur zwanzig Jahre . . . Plötzlich ſieht er ſich am Arme gefaßt. Er erkennt Zidore, ſeinen Freund, Kameraden und Nachbar.

Zidore (mit Pathos): „Halt, Unglücklicher . . . Es iſt meine Tante!“

Die Phyſiognomie des enttäuſchten Amoroſo iſt bezaubernd.

. . . Monolog eines Studenten, der mit untergeſchlagenen Armen im Zimmer auf und ab geht:

„Voyons! mein Papa behauptet immer, ich ſei ein energieloſer Bonvivant! „Eugène, du arbeiteſt nicht!“ — Voyons! Ich habe in dieſem Semeſter fünf Meerſchaumköpfe angeraucht und ſieben Poliziſten geprügelt — ungerechnet die eingeworfenen Fenſterſcheiben! Das will auch gelernt ſein!“

. . . Feines Boudoir in der rue Notre Dame de Lorette. Die „Dame“ des Hauſes und Gaſton . . .

„A propos, Nichette, Dein Portier iſt abſcheulich . . .“

„Das finde ich auch.“

„Grob, ungeſchliffen, ein rechter Bauernlümmel, und dabei kaum zu verſtehen mit ſeinem unausſtehlichen Auvergnaten-dialekt.“

„Ja, ja, Du haſt Recht.“

„Ich hätte ihn längſt zum Teufel gejagt, wenn ich Du wäre.“

„Hm, daran habe ich auch ſchon gedacht — aber es geht nicht . . .“

„Warum nicht?“

„Er iſt — mein Vater!“

In dieſem kurzen Zwiegeſpräch liegt ein ernſtes Stück franzöſiſcher Sittengeſchichte.

. . . Um das Leben und Treiben im Schuldgefängniſſe von Clichy zu ſtudiren, ließ ſich Gavarni eines Tages durch Vermittlung ſeines Schneiders in Haft bringen. Mehr als drei Wochen ſaß er hier unter den Dulдern und Sündern, und zeichnete mit einer Emſigkeit, die ſelbſt ſeine Freunde vom Charivari überraſchte.

Man erzählt aus dieſer Clichy-Epoche eine reizende Anecdote. Die Gefangenen beklagten ſich, daß Gavarni ſie ſtets als fidele, ſorgloſe Geſellen darſtelle. Dieſe Methode ſei nicht geeignet, das öffentliche Mitleid zu erregen.

„Zeichnen Sie etwas Ernſteres“, ſagte ein alter, grau-bärtiger Herr. „Es giebt hier Leute, denen es durchaus nicht heiter zu Muthe iſt.“

Gavarni erkannte ſeinen Mißgriff und beeilte ſich, ihn nach Kräften wieder gut zu machen. Er ſkizzirte einen armen Handwerker, der im Kerker von ſeiner jungen Gattin beſucht

wird. Die Züge des Gefangenen tragen den Stempel des Grams und der Sorge. Das junge Weib führt ein dreijähriges Kind an der Hand. Sie legt ein Buch, eine Pfeife und verſchiedene andere Kleinigkeiten auf den Tiſch und ſagt:

„Da, mein Lieber, da bringe ich Dir Deine Mütze, Deine Pfeife und Deinen Montaigne.“

Die Skizze ward alsbald nach dem Redactionsbureau geſchickt. Wenige Stunden ſpäter kam folgende Botſchaft:

„Monſieur T... (einer der Redacteure) findet die Skizze reizend, aber er meint, es ſei eine bizarre Idee von Ihnen, den kleinen Knaben „Montaigne“ zu nennen. Er hat ſich erlaubt, dieſen ungewöhnlichen Namen mit „Auguſt“ zu vertauſchen.“

Die Anecdote beweiſt, daß man in Frankreich ein großes Blatt redigiren kann, ohne etwas von Montaigne, dem berühmten Schriftſteller und Moralphiloſophen, zu wiſſen!

Monſieur T. wurde ſpäter Abgeordneter und noch ſpäter Theaterdirector. Es muß nett geweſen ſein, unter ſeiner Direction dramatiſche Arbeiten einzureichen! —

Gavarni war begreiflicherweiſe ein leidenſchaftlicher Freund der Geſelligkeit. Er verſäumte keinen Opernball, kein Maskenfeſt. „Ich gehe in die Bibliothek“, pflegte er dann zu ſagen. In der That, die Menſchen waren ſeine Bücher und Papyrusrollen. Er ſchöpfte ſeine Weisheit unmittelbar aus dem Borne des Lebens; er bedurfte keines Mediums, um die geheimſten Tiefen der Natur zu ergründen.

Seine Wohnung, rue de la Fontaine St. Georges Nr. 1, war der Sammelplatz einer ganzen Colonie von Künſtlern, Schriftſtellern, Dichtern und Schauſpielern. Zweimal in der Woche vereinigte man ſich hier zu zwangloſer Unterhaltung.

Alle vierzehn Tage gab es eine „tolle Soirée“, die ſich bedenklich dem näherte, was man anderwärts Orgie nennt. Gavarni war ein Kind ſeiner Zeit.

Im Salon der Madame Waldor lernte unſer Künſtler drei oder vier Blauſtrümpfe kennen, die er in ſeinen Skizzen mit vielem Humor verwerthete. Madame Waldor zürnte ihm anfänglich ob dieſer Indiscretion, aber die Bêtiſen des Meiſters waren zu köſtlich, um ihm dauernd grollen zu können.

Eine dieſer Zeichnungen ſtellt eine Dichterin dar, die nicht wohlhabend genug iſt, um ſich eine Köchin zu halten.. Sie verwaltet dieſes Amt daher ſelbſt. Seufzend legt ſie die Feder weg, bindet die Schürze vor und tritt zum Herde. Die „légende“ lautet:

„Ach die Hymne, die Apollo
In die Seele ihr geflötet,
Läßt ſie unvollendet liegen:
Nied're Sorgen, qualmumnebelt,
Heiſchen jetzo ihren Eifer . . .
Anadyomenens Vögel
Brät' ſie ſanft mit friſchen Erbſen,
Und die Leyer wird zum Roſte!“

Im Jahre 1846 trat Gavarni in den Stand der heiligen Ehe. Wenn jemals ein Künſtler für die Bande Hymens zu flott und zu unbeſtändig war, ſo gilt dies von dem Zeichner der „Gens de Paris“. Gleichwol behandelte er ſeine Gattin liebevoll und zuvorkommend. Wenn er ſie zeitweilig, ohne Abſchied zu nehmen, zwei, drei Monate lang allein ließ, ſo war das die Folge ſeiner raſtloſen, extravaganten Natur.

Gavarni hatte zwei Söhne. Um ſeinen Künſtlernamen fortzupflanzen, ließ er Beide „Gavarni“ taufen. Der Beamte auf der Mairie machte Einwände.

„Monſieur Chevalier“, ſagte er, „man tauft ſeine Kinder regelrecht und geſetzmäßig. Man wählt einen Namen . . . einen Namen, wie er eben vorzukommen pflegt . . . einen Namen aus der alten oder aus der neuen Geſchichte . . .“

„Ganz recht“, entgegnete Gavarni, „ich habe einen Namen aus der Kunſtgeſchichte der Gegenwart gewählt.“ —

Der Beamte war auf den Mund geſchlagen.

Einige Jahre ſpäter trat unſer Freund eine längere Reiſe nach England an. Mehr als ein halbes Luſtrum verbrachte er unter den philoſophiſchen Briten, eifrig ihre Eigenthümlichkeiten, Sitten, Einrichtungen und Anſchauungen ſtudirend. Der Aufenthalt jenſeit des Kanals ſcheint ihn ein wenig angliſirt zu haben — nota bene ſo weit dies bei einem ſo prononcirt franzöſiſchen Talente möglich iſt. Seine ſpäteren Arbeiten tragen den Stempel einer originell-populären Weltweisheit. Die „Propos de Thomas Vireloque“ könnten der Seele eines in England anſäſſigen Diogenes entfloſſen ſein. Vireloque iſt ein denkender Proletarier, der über alle Erſcheinungen des Lebens ſeine trocknen, ſchlagenden, halb ernſten, halb cyniſch-humoriſtiſchen Bemerkungen macht.

Zum Beiſpiel:

Er ſitzt nachdenklich auf einem Steine und verzehrt eine Artiſchocke.

Monolog: Der Menſch iſt der Herr der Schöpfung!... Wer hat das geſagt? — Der Menſch!

Ein anderesmal zieht er beim Anblick einer prachtvollen Kuh den ſchäbigen Hut und bricht in die Worte aus:

„Ein herrliches Geſchöpf! Und ſie trägt kein Corſet...!“

Er ſieht zwei Knaben, die eine Ratte quälen. „Nicht doch!“ ruft er. „Was macht ihr da? Man muß das Zeug

nicht malträtiren! Das ſind Thierchen wie wir! Sie freſſen ſich unter einander auf!“

Zwei Gymnaſiaſten plaudern mit ihm über die Geheimniſſe der Weltgeſchichte. Er belehrt ſie, wie Mephiſto den Schüler:

„Der ganze Witz, meine Jungens, iſt der: die alte Geſchichte heißt Freſſer und Gefreſſene; — Schwindler und Beſchwindelte, das iſt die neue!“ . . .

Gavarni verbrachte den Reſt ſeines Lebens in ſeiner reizenden Villa, unweit des Bois de Boulogne. Seltſamer Weiſe begann er hier zu dichten. Er hielt ſich für einen großen Poeten, während er ſeinem Crayon nicht den geringſten Werth beilegte. Als Ricourt die Zeitſchrift „L'Artiſte“ gründete, bat er den Meiſter um einen Beitrag. Natürlich erwartete er eine Zeichnung, und war nicht wenig überraſcht, als Gavarni ihm eine „Ode an den Frühling“ ſchickte! In ähnlicher Weiſe hat ſich bekanntlich Goethe viel auf ſein Kupferſtechen und Zeichnen zu Gute gethan. War der Altmeiſter doch eine Zeit lang unſchlüſſig, ob er ſich nicht lieber auf die Kunſt Raphael's und Leonardo's werfen und die Poeſie nur ſo nebenbei treiben ſolle. Amüſant iſt die Thatſache, daß Ricourt ſich gleichzeitig an Victor Hugo wandte, und von dem Dichter der „Chants du Crepuscule“ eine ſehr ſorgfältig ausgearbeitete Kreidezeichnung erhielt!

„Man iſt auf eingebildete Vorzüge ſtets eitler, als auf wirkliche“, ſagt Madame de Sévigné . . .

Kurz vor ſeinem Tod hatte Gavarni die fixe Idee, er ſei zur Umgeſtaltung des Luftballonweſens berufen. Jedem, der es hören wollte, entwickelte er in weitſchweifiger Rede, wie er eine Entdeckung gemacht habe, vermöge deren es kinder-

leicht ſei, die Ballons nach Willkür zu lenken. Er war gegen etwaige Zweifel an der Ausführbarkeit ſeines Projectes in hohem Grade empfindlich. Mit einem ungeheueren Aufwand von algebraiſchen Gleichungen bewies er, daß ſeine Idee unfehlbar ſei. Nur erheiſchte ihre Inſcenirung einige Millionen, über die er, trotz ſeiner glänzenden Einnahmen, niemals verfügte.

Fünfundſechszig Jahre alt, ſtarb er eines plötzlichen Todes — vermuthlich am Schlagfluß.

So lange es eine franzöſiſche Sittengeſchichte gibt, wird der Name Gavarni unvergeſſen bleiben!

Paris im Theater.

Ein Viertel nach ſechs! Unruhig läuft Madame aus einem Zimmer in's andere. Ninie, die Köchin, iſt heute unausſtehlich langſam! Präcis um ſechs Uhr ſollte ſervirt werden, aber noch immer hat Jerome nicht die erſehnte Kunde gebracht! Madame fängt an, die Geduld zu verlieren. Aergerlich zieht ſie die Klingel.

„Mais, Jérôme . . .“

Der Bediente verſichert, er ſei unſchuldig. Ninie habe ſich vermuthlich mit dem Turbot verrechnet . . .

Jetzt betritt auch Monſieur den Schauplatz.

„Nun, liebe Eulalie?“ fragt er lächelnd, indem er den Chronometer aus der Taſche zieht . . .

. . . Ein paar hundert Schritte weiter abwärts in der Straße prangt die Façade eines der zahlreichen „Cercles“, deren vornehmſter Typus der „Jockei-Club“ iſt. Die Stammgäſte ſitzen ſchon ſeit einer halben Stunde vor den elegant gedeckten Eßtiſchen.

„Das ſoll wol bis morgen früh dauern?“ murmelt ein

alter, weißbärtiger Herr vor ſich hin, indem er einen Blick nach der broncenen Standuhr auf dem Kamine wirft.

„Das Diniren ſcheint hier überhaupt abgeſchafft zu ſein!“ bemerkt ein junger, braunlockiger Dandy, indem er lebhaft ſeinen Stuhl hin und her rückt . . .

Dem Cercle gegenüber liegt ein vielbeſuchter Reſtaurant. Vier oder fünf Gäſte ſcheinen ähnliche Gefühle zu haben, wie die beiden Herren im Geſellſchaftshauſe.

„Kellner, vor einer Stunde habe ich ein Filet mit Trüffeln beſtellt!“

„Kellner, wollen Sie mir meine Taube nun endlich bringen, oder nicht!“

„Es iſt wirklich ein Scandal, Kellner. Ich habe Ihnen doch geſagt, daß ich keine Zeit habe . . .“

— Wer Paris kennt, der weiß, was dieſe ſonſt ſo ſanften Gemüther ſo ungeduldig macht. Monſieur und Madame, der alte weißbärtige Herr und der junge, braunlockige Dandy, der Mann vom Filet und der Mann von der Taube — ſie alle haben den gleichen Gedanken: ſie wollen heute in's Theater!

Der Franzoſe iſt in ſeinem Privatleben die Pünktlichkeit ſelber. Wenn er z. B. einen Genuß in Petto hat, ſo hält er darauf, daß derſelbe auch regelrecht und vollſtändig in Scene geſetzt werde. Um keinen Preis will er zu ſpät kommen — weder zur muſikaliſchen Matinée, noch zur politiſchen Verſammlung, noch zur Beerdigung eines guten Freundes — am wenigſten aber zu einer Theatervorſtellung. Der Pariſer verſchlingt ſein Diner mit der Haſt eines verfolgten Deſerteurs; er begnügt ſich im Nothfall mit einem Teller Suppe und einer Brodrinde: er dinirt gar nicht — wenn ihm nur als Lohn

für dieſes Opfer das Bewußtſein winkt, beim Aufgehen des Vorhangs an Ort und Stelle zu ſein.

Den erſten Rang unter den faſhionablen Theatern der Hauptſtadt nimmt das Theatre-Italien ein: ihm zunächſt und beinahe gleich ſteht die große Oper. Wer in der eleganten Welt eine hervorragende Rolle ſpielen will, der wird nicht umhin können, ſich auf beide Bühnen zu abonniren. Ein feſter Platz in den „Italiens“ und der „Oper“ verleiht ſeinem glücklichen Beſitzer ein wunderbares Relief, obgleich dieſer Luxus keineswegs zu den allzu koſtſpieligen gehört. Für ungefähr tauſend Francs jährlich hat man in der Oper dreimal wöchentlich einen ſogenannten Orcheſter-Fauteuil. Eine Loge mit ſechs Plätzen, gleichfalls dreimal in der Woche zu benützen, koſtet jährlich ungefähr achttauſend Francs. Beanſprucht man ſeine Plätze wöchentlich nur Einmal, ſo beläuft ſich die Taxe auf ein Drittel der genannten Summen. Im Vergleich mit anderen Erforderniſſen der reichen Leute, wie z. B. mit den Equipagen und Lakaien, verſchlingen die beiden faſhionablen Theater alſo einen verhältnißmäßig geringen Betrag, zumal ſich gewöhnlich zwei, drei Perſonen an einem Platze betheiligen.

Die Logen der „Italiens“ und der „großen Oper“ dienen der vornehmen Welt als kleine Empfangsſalons. Man lädt ſeine Bekannte „in's Theater“ ein — nicht um zu hören oder zu ſehen, ſondern um zu plaudern. Junge unverheirathete Cavaliere revanchiren ſich auf dieſe Weiſe den Familien gegenüber, bei denen ſie aus- und eingehen. Sie bitten ſich von Monſieur, Madame und Mademoiſelle, bei denen ſie vor acht Tagen dinirt oder getanzt haben, das Vergnügen zur „Nachtwandlerin“ oder zur „Stummen von Portici“ aus, und Monſieur, Madame und Mademoiſelle ſagen nicht Nein — am wenigſten

Mademoiſelle, in deren Augen ein logenbeſitzender Junggeſelle das Höchſte iſt, was der Erdball an begehrenswerthen Männern hervorbringt. Eine junge Pariſerin, die eben die Penſion verlaſſen hat, iſt unfehlbar gekettet, wenn ein ſolcher privilegirter Sterblicher zweimal ihr Tiſchnachbar geweſen iſt. Uebrigens bietet ein „Empfang" in der Loge die trefflichſte Gelegenheit, den Charakter der jungen Dame zu ſtudiren. Die Art und Weiſe, wie die mannichfachen künſtleriſchen und unkünſtleriſchen Eindrücke auf ihre Seele wirken; die mehr oder minder naive Manier, mit der ſie ihren Beifall, ihre Bewunderung, ihr Entzücken zu verſtehen gibt; die ſorgfältige Beobachtung derjenigen Momente, die ihr am lebhafteſten zu Herzen gehen; — dies Alles wird den Schleier der geſellſchaftlichen Convenienz, den Mademoiſelle ſonſt vor ihrem wahren Weſen trägt, zerreißen, und einen Blick in's Innere geſtatten. Jungen Männern, die ſich verheirathen wollen, iſt ein ſolcher Logenabend auf's Dringendſte zu empfehlen.

Weniger unumgänglich zum Begriff eines vollendeten Gentleman iſt der Beſuch des Theatre-Français. Sein Publikum ſetzt ſich mehr aus ſolchen Perſönlichkeiten zuſammen, die ein wirkliches Intereſſe an der dramatiſchen Darſtellung nehmen. Indeß verleiht ein Abonnement auf das Theatre-Français einen gewiſſen Anſtrich von literariſcher Bildung, und ſo gibt es denn Leute von Diſtinction, die in jedem der drei genannten Thalia-Tempel einen Altar beſitzen.

Alle übrigen Pariſer Theater werden ohne Rückſicht auf die Forderungen des „bon ton" und lediglich nach den Eingebungen der individuellen Neigung beſucht.

Es iſt hier nicht der Ort, die zahlreichen Schauſpielhäuſer, deren ſich die Seineſtadt rühmen darf, namhaft zu machen, oder

gar ihre Eigenthümlichkeiten eingehender zu beſprechen. Es genüge die Bemerkung, daß Paris, trotz der Mißwirthſchaft der Commune, die bekanntlich mehrere Theater dem Erdboden gleich gemacht hat, noch über vierzig größere und kleinere Bühnen beſitzt, die alle erdenklichen Gattungen von dramatiſchen Erzeugniſſen — Tragödien, Poſſen, bürgerliche Trauerſpiele, Komödien, Rührſtücke, Melodramen u. ſ. w. u. ſ. w., in mehr oder minder gelungener Weiſe zur Aufführung bringen und, wie ſchon oben bemerkt, gute Geſchäfte machen.

Greifen wir ein Theater mittleren Ranges heraus und betrachten wir, dem Plane unſeres Aufſatzes gemäß, das ſchauluſtige Publikum. Schauluſtig — das Prädicat paßt nicht auf Alle, die den bunten, unruhigen Zuſchauerraum füllen! Eine Reihe von Perſonen will nicht ſehen, ſondern geſehen werden. Da erblicken wir in den offenen Ranglogen zu beiden Seiten der Bühne verſchiedene Damen in glänzender Balltoilette: ſie gehören in die fragliche Kategorie. Ohne Ausnahme Bürgerinnen der höheren Halbwelt, ſpielen ſie, wie Goethe ſagt, ohne Gage mit, und triumphiren, wenn ſie eine möglichſt große Anzahl blitzender Lorgnons und gewaltiger Operngucker „gefeſſelt“ haben. Oft befinden ſie ſich in Geſellſchaft eines flaumbärtigen Stutzers, der dann eine Befriedigung darin ſucht, recht auffällig mit ihnen zu plaudern, und in jedem Zwiſchenakt einen Teller auserleſener Erfriſchungen auffahren zu laſſen.

In den erſten Ranglogen paradiren auch die unbedeutenderen Schauſpielerinnen, die einen freien Tag haben, und nun in ſouveränem Selbſtbewußtſein die Leiſtungen ihrer Colleginnen „genießen“ wollen. Ein faſt unmerkliches, aber herb höhniſches Lächeln kräuſelt die Lippen dieſer Damen, die man, im Gegenſatz zu den echten dramatiſchen Künſtlerinnen,

„Cabotinen", d. h. Vagabundinnen nennt. Wenn man der Cabotine zumuthen wollte, eine Loge zweiten oder dritten Rangs zu besuchen, so würde sie sich in ihrer Stellung als „Artiste" tödtlich beleidigt fühlen. Die wirkliche talentvolle Schauspielerin begnügt sich dagegen mit einem bescheideneren Platze; auch ist es ihr nicht darum zu thun, vom Publikum begafft und beäugelt zu werden.

Die Leute von Distinction, von Welt, oder wie man die Aristokratie des Geldes und der Geburt sonst noch betiteln mag, bevorzugen die Logen, welche der Bühne gegenüberliegen. Dieselben sind nicht ganz so theuer, als die von der Halbwelt mit Beschlag belegten Prosceniumslogen, und gewähren überdies den Vortheil, daß man, ohne sich den Hals zu verrenken, die Scene überblicken kann.

Die Aristokratie des Geistes schlägt ihre Zelte im Parquet, oder, wie der Franzose sagt, im Orchester auf. Die Orchestersessel sind entschieden diejenigen Plätze, von denen aus die Bühne den zweckmäßigsten und natürlichsten Anblick bietet; Spiel und Decorationen sind für das Parquet berechnet; die Illusion ist hier am vollständigsten. In den Fauteuils d'Orchestre sitzen die Künstler, die Journalisten, die Schriftsteller, die Gelehrten, die Advocaten, die Aerzte, die gebildeten Kaufleute, mit einem Worte, das eigentliche Publikum, von dessen Urtheil der Erfolg oder der Mißerfolg eines Stückes abzuhängen pflegt — freilich nicht ausschließlich, wie wir gleich sehen werden. Das Parquet ist mit seinen Beifallsbezeugungen sparsam. Hat eine dramatische Novität indeß erst einmal das Eis gebrochen und einen einzigen lebhaften Applaus von dieser Seite geerntet, so kann der Autor in den meisten Fällen mit dem gezogenen Loose zufrieden sein.

Hinter den Orcheſterſitzen befindet ſich das Parterre — der Lieblingsplatz aller derjenigen Leute, die über beſchränktere Geldmittel verfügen und doch keine Luſt haben, zur Höhe des ſogenannten Paradieſes hinanzuklimmen. Im Parterre ſteht der Handwerker, der Student, der kleine Bourgeois. Keine Fraction des geſammten Zuſchauerraumes — die Parquet-Fauteuils nicht ausgenommen — nimmt ſo regen Antheil an dem, was auf der Bühne vorgeht, als das Parterre. Das Publikum dieſer beſcheidenen, aber einflußreichen Plätze beſtimmt, nächſt den Orcheſterſitzen, am wirkſamſten, ob ein Stück reüſſirt oder nicht. Was bei dem Parquet der geſchulte Geſchmack thut, das erzielt beim Parterre ein gewiſſer künſtleriſcher Inſtinkt. Man darf behaupten, daß das Parterre für Schwächen des Autors oder des Darſtellers noch weit empfänglicher iſt, als das Publikum der Fauteuils. Wenigſtens bedeckt das letztere gar manchen Fehler mit der Hülle chriſtlicher Liebe, den das Parterre auf's Unbarmherzigſte zu rügen liebt. Die Stehplätze waren denn auch von je der Schreck der dramatiſchen Künſtler. Noch unter Louis Philipp gehörte es zu den alltäglichſten Ereigniſſen, daß einzelne Stimmen aus dem Parterre den Schauſpieler direct anredeten und verhöhnten; ja, es kam nicht ſelten zu förmlichen Zwiegeſprächen, von denen uns die Theater-Annalen verſchiedene aufbewahrt haben. So wurde ein unglücklicher Tragöde, der ſich alle erdenkliche Mühe gab, vier- oder fünfmal hinter einander vom Parterre ausgepfiffen. Endlich riß ihm der Faden der Geduld. Er trat mit gekreuzten Armen an die Rampe und rief ſeinen Peinigern folgende geflügelte Bemerkung zu:

„Ihr dahinten habt es darauf abgeſehen, mich zu ruiniren! Aber wartet! Ich habe mir ſechs von Euch gemerkt!

Wenn wir nachher fertig ſind, prügle ich die ſechſe nach einander ſo windelweich, daß ſie das nächſte Mal vor lauter Bravo's rauh und heiſer werden ſollen!"

„Fort mit ihm!" ſchrie das Parterre.

„Ihr wollt alſo nicht, daß ich weiter ſpiele?"

„Fort mit ihm!"

„Gut! So werde ich nie wieder vor Euch auftreten. Das ſei nun Eure Strafe!"

„Um ſo beſſer!" jauchzte die ausgelaſſene Menge. — Das Stück konnte nicht zu Ende geführt werden.

Auch humoriſtiſche Einwürfe aus den Reihen des Parterre's gehörten früher nicht zu den Seltenheiten. Seit den letzten zehn Jahren haben ſich die Verhältniſſe etwas weniger patriarchaliſch geſtaltet. Die lauten Bemerkungen ſind gegenwärtig das ausſchließliche Monopol des „Paradieſes". Hier, unmittelbar unter dem Dache, iſt nämlich das Publikum noch um eine Schattirung naiver, rückſichtsloſer und leidenſchaftlicher als in der Tiefe. Das Lärmen gehört in den Höhen des Paradieſes weſentlich mit zum künſtleriſchen Genuſſe. Es koſtet den Gamin, der droben an der Baluſtrade lehnt, gewaltige Ueberwindung, auch nur während zweier Scenen den Schnabel zu halten. Selten vergeht eine Vorſtellung, ohne daß der Olymp durch irgend einen faulen Witz die äſthetiſche Illuſion beeinträchtigt hätte. Zuweilen ſind dieſe Unarten indeß treffend und von unbeſchreiblich komiſcher Wirkung.

So erinnere ich mich, vor einigen Jahren irgend einer erſten Aufführung im Gymnaſe-Theater angewohnt zu haben, deren ernſter, getragener Charakter jedenfalls nicht auf eine paradieſiſche Störung berechnet war. Ein auffallend häßlicher

Schauſpieler gab die Titelrolle. — Wie das Stück hieß, habe ich leider vergeſſen.

„Ha!“ ſagt im dritten Akte der erſte Liebhaber zu dem Titelhelden — „ha, mein Vater, Du veränderſt Deine Züge ...“

„Sehr gut!“ rief's vom Olymp herunter, „er kann dabei nur gewinnen!“

Ein unbändiges Gelächter war die Folge dieſer malitiöſen Bemerkung; an eine dem Sujet angemeſſene Stimmung war nicht mehr zu denken: das Stück fiel durch. Ich bin überzeugt, ohne die Ungezogenheit des witzigen Bengels würde es wenigſtens einen ſogenannten succés d'estime erlangt haben, denn es war von einem allgemein geachteten Autor.

Das Paradies iſt, wie bereits angedeutet, die leidenſchaftlichſte Fraction des ganzen Hauſes, und zwar entbrennt es mit gleicher Lebhaftigkeit in Haß und Zorn, wie in Liebe und Bewunderung. Folgendes Billet-Doux, welches Fräulein Marie R . . ., eine der hübſcheſten und liebenswürdigſten Pariſer Schauſpielerinnen, von einem jugendlichen Olympier erntete, iſt für den Sturm der Gefühle, wie er den „Titi“ charakteriſirt, gewiß höchſt bezeichnend. Er ſchrieb:

„Mein Fräulein!“

„Sie liegen mir Tag und Nacht im Herzen: ich komme jeden Abend hierher, um Sie zu ſehen. Ich heiße Auguſt, und bin Broncearbeiter. Wenn Sie mir für nächſten Sonntag ein Stelldichein gewähren wollen, ſo ſenden Sie mir Ihren Brief durch die Schließerin. Sie werden mich ſehr leicht erkennen: ich bin der große Blonde, der immer die Beine durch die Baluſtrade hängen läßt.

Ihr Sie liebender

Auguſt.“

Das folgende Gegenſtück möge den Olympier im Zorn illuſtriren.

Es war im Jahr 1870, einige Monate vor der Kriegserklärung. Im Theatre de la Porte St. Martin, das ſeitdem der Beſtialität der Commune zum Opfer gefallen iſt, wurde eine intereſſante Novität gegeben. Wie bei allen erſten Vorſtellungen war die Elite der Kritik zugegen. Drei Reihen Orcheſterſeſſel waren faſt ausſchließlich von den Herren Jules Clarétie, Paul Foucher, Théophile Gautier, Francisque Sarcey und ſo weiter mit Beſchlag belegt. Die Feuilletoniſten warteten mit außergewöhnlicher Spannung. Es war vorauszuſehen, daß ſie einen beſonders ſtrengen Maßſtab anlegen würden.

Der Vorhang geht auf. Das Stück verräth eine unläugbare Lebensfähigkeit, aber eine der Hauptrollen wird gleich von vornherein ſo ſchändlich ſchlecht geſpielt, daß es keiner übermäßig gereizten Kritik bedurft hätte, um den Stab darüber zu brechen. Die Journaliſten gaben denn auch die unverhohlenſten Zeichen des Mißfallens, und enthielten ſich ſelbſt da des Applaudirens, wo die glückliche Anlage des Drama's eine Beifallsbezeugung gerechtfertigt haben würde.

Die Olympier mußten nun der Anſicht ſein, die Haltung der Feuilletoniſten ſei unbillig, oder das Mitleid mit dem unglücklichen Schauſpieler gewann ausnahmsweiſe die Oberhand — kurz, ſie ereiferten ſich mit einem Male wie auf Verabredung und ſchrieen in allen Tonarten:

„Hinaus mit den Journaliſten! — Vor die Thüre mit den Federfuchſern! — Man gibt ihnen Freibillets, und ſie wollen ſich noch obendrein über die Künſtler luſtig machen! Fort mit den Tintenklexern!“

Zwei oder drei der inſultirten Schriftſteller wandten ſich

entrüſtet um, und verſuchten, das Paradies auf das Unanſtändige ſeines Benehmens aufmerkſam zu machen.

Dieſ unglückliche Tactik gab das Signal zu einem neuen Unfuge. Mit einem Male ergoß ſich ein wahrer Hagel von halbfaulen Birnen, Orangeſchalen, Apfelgröbſen und hundert anderen unnennbaren Ingredienzien über die Denkerſtirnen der armen Federhelden, und verurſachte einen ſo paniſchen Schrecken, daß die Vorſtellung unterbrochen werden mußte. Jules Clarétie, der ſich gerade umgedreht hatte, erhielt eine halbe Goldreinette in den geöffneten Mund; die ehrwürdige Glatze Francisque Sarcey's wurde von einer ſteinharten Wallnuß und zwei Bergamotten getroffen, ſo daß ſie noch nach mehreren Tagen die bedenklichſten Spuren zeigte; Paul Foucher ward im Genick verletzt u. ſ. w. u. ſ. w. Nun ſchritt freilich die Polizei ein — aber, wie es in der Fabel heißt, „ein wenig ſpät"! Die Pariſer Kritik hatte die Wuth des Olymps aus eigenſter, perſönlichſter Erfahrung kennen gelernt! Es war amüſant, wie die Herren des Tags darauf in ihren Feuilletons auf die vermaledeiten Titi's loswetterten; ob ihre Moralpredigten dazu beigetragen haben, die verwahrloſten Gemüther zu beſſern?

Eine Rolle von täglich mehr zuſammenſchrumpfender Bedeutung ſpielen die bezahlten Klatſcher, die Claqueurs, auch Römer (Romains) oder Ritter vom Kronleuchter geheißen. Sie ſitzen entweder zwiſchen den Orcheſterfauteuils und dem Parterre in den ſogenannten Stalles, oder im dritten Rang über den Mittellogen. Da ſie nicht zum eigentlichen Publikum gehören, ſo entziehen ſie ſich unſerer heutigen Studie.

Der Pariſer hat die eigenthümliche Gewohnheit, im Theater zu eſſen. Oben unter der Decke verzehrt man, wie aus dem vorhin geſchilderten Vorfall erſichtlich, rohes Obſt,

und zwar vorzugsweise Aepfel. Das Parquet vertilgt Orangen, oder allerlei Gebäck, das in den Zwischenakten herumgetragen wird. In den Logen werden Bonbons, glacirte Ananasscheiben, feine Trauben ꝛc. genascht, und zwar mit Hülfe eines eigens hierzu erfundenen Instrumentes, der Bonbonzange. Der größere oder geringere Grad von Eleganz, den man bei der Handhabung dieses kleinen silbernen Werkzeuges entwickelt, wiegt schwer in der Wage des Urtheils aller „Leute von Welt".

Die Demimonde in den Prosceniumslogen liebt auch im Punkte des Naschens das Extravagante, Originelle. Es gehört zum feinsten Ton, seine Loge in eine Art Bazar zu verwandeln, indem man alle erdenklichen Luxusgegenstände ꝛc. vor sich auf die Brustwehr ausbreitet. Eine Dame von „Chic" sitzt gewöhnlich hinter einer Garnitur, die aus folgenden Dingen besteht: einem Bonbon-Täschchen, einem Obstkörbchen, einem Kuchenteller, einem Bouquet, einem Fächer, einem Operngucker, einem Batisttaschentuch, einem „Figaro", einem Theaterzettel, einem Riechfläschchen. Je reichhaltiger der Bazar ist, um so höher steigt die Dame in der Achtung ihrer Verehrer und ihrer Rivalinnen, denn jeder Gegenstand ist ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit man die Wünsche und Neigungen der Besitzerin zu beobachten und zu befriedigen pflegt.

Fast eben so allgemein, wie die Eßwuth, ist die Manie, den „ersten Vorstellungen" anzuwohnen. Es gibt Leute, die einen Orchesterfauteuil mit fünfzig Franken bezahlen, lediglich um eine „première" mit anzusehen. Tags darauf, bei der zweiten Vorstellung, hätten sie es weit bequemer und weit billiger: aber sie würden für den Platz, der ihnen gestern mit fünfzig Franken nicht zu theuer erkauft schien, am zweiten Tage keine

zehn zahlen! Es iſt vorgekommen, daß bei einer erſten Vorſtellung vier- bis fünftauſend Menſchen zurückgewieſen werden mußten, weil das Haus bis auf den letzten Winkel vermiethet war; — und ſiehe da, bei der zweiten Vorſtellung ſpielten die Künſtler vor leeren Bänken. Das Neue reizt den Pariſer eben lediglich ſeiner Neuheit wegen; ſelbſt das Schlechte, Unbedeutende erringt ſich einen vorübergehenden Erfolg, wenn es in irgend einer Beziehung „noch nicht dageweſen“ iſt. Oft genügt ein pikanter Titel, um ein ſchwaches Stück in Curs zu ſetzen: die Etiquette gilt mehr als die Waare, die Form mehr als der Inhalt. In vielen Fällen iſt es überdies nicht einmal das Intereſſe an der Novität, was den Pariſer in die „première“ treibt, ſondern lediglich das kindiſche Beſtreben, ein theatraliſches Ereigniß früher kennen zu lernen als ſo und ſo viele andere Sterbliche. Der echte Franzoſe ſetzt eine Ehre darein, über alle Zeitbegebniſſe möglichſt raſch unterrichtet zu ſein. Es erfüllt ihn mit Stolz, von dem Selbſtmord des Grafen X. und von dem Erbſchaftsſtreit der Familie Y. mehr zu wiſſen als der ſtaunende Kreis von Freunden und Bekannten, der ihm mit ſchlechtverhohlenem Neide zuhört und ſeine Erzählung mit Oh's und Ah's begleitet. Ein Stück von Sardou womöglich ſchon in der Generalprobe geſehen zu haben, das iſt faſt eben ſo rühmlich, als ein ſolches Stück zu ſchreiben oder zu ſpielen. Glücklich der Menſch, ſagt Pascal, der über einer Armſeligkeit die großen Räthſel des Lebens vergißt. Glücklich die Pariſer!

Die Nouveautés-Magazine.

Die ſchöne Leſerin hat ohne Zweifel eine elegante Mohair-Robe nöthig. Das iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß jede Frage überflüſſig, ja verbrecheriſch wäre. Eine Wanderung durch eines der großen Nouveautés-Magazine von Paris iſt alſo für unſere Freundinnen jederzeit von practiſcher Bedeutung. Wollen ſie uns heute die Ehre ſchenken, ſo werden wir überdies bemüht ſein, ſie auf mancherlei aufmerkſam zu machen, was der flüchtigeren Beobachtung entgangen ſein dürfte; wir werden verſuchen, über Käufer und Verkäufer einige naturgeſchichtliche Details beizubringen, und verſchiedene ſtets wiederkehrende Typen derſelben zu charakteriſiren.

Treten wir ein — gleichviel, wo! . . . Die Pariſer Nouveautés-Magazine ſind ſämmtlich nach einem Modelle gearbeitet. Das „Louvre“, die „Ville de Paris“, der „Coin de Rue“, der „Nordſtern“ und wie ſie alle heißen mögen — ſie variiren ohne Ausnahme daſſelbe Thema. Der ganze Unterſchied beſteht in der mehr oder minder ariſtokratiſchen Nüance.

Unmittelbar am Eingange befindet ſich die Kaſſe. Vor der hölzernen Bruſtwehr, die dieſes unnahbare Heiligthum vom Publikum trennt, wandelt ein ſorgfältig gekleideter Mann in der Mitte der Vierziger. Seine zierlichen Lackſtiefel werfen die blendendſten Lichter. Auf der hellen, nagelneuen Weſte baumelt eine ſchwergoldene, berlockenreiche Uhrkette. Sein Haar iſt gelichtet, aber das liebevolle gewichſte Schnurrbärtchen würde jedem jugendlichen Dandy zum Schmucke gereichen. Die leichte maleriſche Neigung des Hauptes nach rechts und das feine, verbindliche Lächeln, das fortwährend um ſeine roſigen Lippen ſpielt, verleiht ſeiner Erſcheinung den Ausdruck des unendlichſten Wohlwollens, der exquiſiteſten Höflichkeit. Er hat die Hände à la Napoleon auf dem Rücken in einander gelegt. Wie er uns erblickt, macht er eine artige, graziöſe Verbeugung, kommt auf uns zu und fragt mit einer weichen, angenehmen Tenorſtimme:

„Was wünſchen Sie, meine Herrſchaften?“

Wir können nun auf dieſe Frage hundert verſchiedene Antworten ertheilen: die Pariſer Nouveautés-Magazine ſind Univerſalgenies, die für jedes Problem eine Löſung bieten.

Wir wünſchen einen gewirkten Longſhawl, eine ſeidene Robe.

„Bitte, bemühen Sie ſich eine Treppe hoch.“

Wir bedürfen ein Dutzend geſtickter Batiſttaſchentücher.

„Bitte, meine Herrſchaften, drüben links, wenn's gefällig iſt.“

Die gnädige Frau befiehlt Poſamentirartikel, Möbelſtoffe, ein paar ungariſcher Schnürſtiefelchen.

„Haben Sie die Güte, Madame, im dritten Rayon rechts, im vierten Rayon, gradeaus ꝛc. nachzufragen.“

Und gleichzeitig mit dieſer höflichen Auskunft gibt der Herr mit der berlockenreichen Uhrkette und den zierlichen Lackſtiefeln dem Aufſeher der betreffenden Abtheilung einen etwas weniger unterwürfig gehaltenen Wink, ungefähr wie folgt:

„He, Longſhawls!“ oder „Weißzeug!“ oder: „Bitte, Schuhwaaren!“

Der Herr, der uns ſo artig begrüßt hat, iſt „Monsieur l'Inspecteur“, der Oberaufſeher, der „Kundeneinführer“. Von ſeiner größeren oder geringeren Liebenswürdigkeit hängt weſentlich der Erfolg des geſammten commerziellen Unternehmens ab. Auf die Damenwelt macht es einen entſcheidenden Eindruck, ob ſie beim Betreten eines Magazins recht chevaleresk empfangen wird oder nicht. Man wählt denn auch zum „Inſpecteur“ nur ſolche Perſönlichkeit, denen das Savoir-vivre im Blute liegt. Der „Inſpecteur“ iſt meiſtens ein „Ex-Patron“, d. h. ein Mann, der bereits ſelbſtſtändig etablirt war, aber durch Mißgeſchicke wieder von der Höhe der mühſam errungenen Freiheit herabgekommen iſt; oder ein herangereifter Commis, der bis jetzt noch nicht im Stande war, ein eigenes Haus zu gründen.

Das Nouveautés-Magazin iſt in eine Reihe ſtrenggeſonderter Bezirke eingetheilt, die in der Kunſtſprache der Kaufleute „Rayons“ genannt werden. Jedem dieſer „Rayons“ ſteht ein eigener Chef mit unumſchränkter Machtvollkommenheit vor. Der „Chef de Rayon“ iſt für ſeinen Bezirk das, was der „Patron“, der „Herr“, für die kleineren Detailgeſchäfte. Er beſorgt die Engros-Einkäufe, überwacht die Anfertigung der einzelnen Artikel, ſetzt den Verkaufspreis nach Maßgabe der vorgeſchriebenen Normen feſt, ordnet und numerirt

nach Gutdünken und beaufsichtigt seine Leute mit der Würde eines orientalischen Pascha's.

Ihm persönlich fällt es nicht ein, sich unserer anzunehmen. Er macht uns eine galante Verbeugung und spricht dann langsam und gemessen zu einem seiner Untergebenen:

„Bitte, Monsieur Auguste, zeigen Sie den Herrschaften Longshawls, Mohair-Roben u. s. w., u. s. w."

Monsieur Auguste hüpft mit kautschuckartiger Elasticität heran, verneigt sich zwei-, dreimal, bietet uns vier, fünf Stühle an und fragt dann mit einem süßlich lispelnden Organe:

„Zu welchem Preise wünscht Madame den Longshawl, die Mohair-Robe . . . ? u. s. w., u. s. w."

Wir nennen die Summe.

Jetzt nimmt Monsieur Auguste, der Zweite im Rang nach dem „Chef de Rayon", eine ebenso malerische als selbstbewußte Positur an.

„Monsieur", sagt er kalt zu einem der umstehenden Commis, „bitte das U-P-X und das K-V-O . . ."

Der Commis gehorcht dem Befehle mit einer Flinkheit, der man anmerkt, daß Monsieur Auguste, der „Zweite", eine gefürchtete Autorität ausübt. Er holt die bezeichneten Artikel aus ihren Fächern hervor, breitet sie lächelnd vor unseren Blicken aus und entwickelt uns ihre Eigenschaften und Vorzüge.

Monsieur Auguste tritt heran und sucht unsere Wahl zu beeinflussen. Er wird mit einem Male beredt. Sein oratorisches Talent ergeht sich in den gewagtesten Superlativen. Er nennt einen schwarzen Sammtstoff „deliciös", „poesievoll", „träumerisch"; er vergleicht ein blauseidenes Band mit dem Azur eines Frühlingshimmels und spricht von der „rauschenden Farbensymphonie" eines Fußteppichs. Er citirt die Classiker

und bemerkt mit einem verſtändnißinnigen Augenzwinkern, Buffon habe zwar geſagt: „Le style c'est l'homme," aber die Theſe: „La robe c'est la femme" ſei ohne Zweifel eben ſo richtig. Er ſchlägt die Augen auf wie eine verzückte Heilige, wenn wir den unter der Chiffre U-P-X verſtandenen Preis zu hoch finden, und gibt uns in der Blume die verführeriſche Schmeichelei zu genießen, für uns ſei Nichts zu gut und Nichts zu theuer. Er weiß genau, was uns kleidet, was unſeren Teint hebt, was zu unſeren dunkelbraunen Locken paßt, was uns kleiner oder größer erſcheinen läßt. Er „räth" uns dieſen Stoff und nicht jenen, jenes Muſter und nicht dieſes zu nehmen; er verpfändet uns ſein Ritterwort, daß die blaue Farbe ſeiner Bandwaaren nicht verblaſſe, daß ſeine Roben den Regen vertragen, daß ſeine Promenade-Jäckchen gar nicht abzunutzen ſind.

Während Monſieur Auguſte uns auf dieſe Weiſe zu beſtimmen ſucht, muß ſein Unter-Commis rennen und laufen und klettern und ſchleppen ... Ein Berg von Verkaufsartikeln ſtapelt ſich im Handumdrehen vor unſeren Blicken auf; die Wahl wird von Secunde zu Secunde ſchwerer. Endlich indeß kommt der Kauf zu Stande. Der Unter-Commis befördert die Waare, die wir erkürt haben, auf Umwegen nach der Caſſe. Monſieur Auguſte aber gibt ſich die Ehre uns zu begleiten . . .

„Apropos, meine Herrſchaften, haben Sie nicht vielleicht das oder das oder das nöthig? Ich habe da verſchiedene Artikel zu fabelhaft billigen Preiſen, und da Sie gerade hier ſind, bitte, ſo ſehen Sie z. B. hier dieſen Alpacaſtoff an. Noch vor vierzehn Tagen verkauften wir den Meter zu acht Franken. Ich bin jetzt im Stande, ihn für den unglaub-

lichen Preis von zwei Franken und dreißig Centimes zu laſſen."

Wir zögern. Das iſt allerdings nicht theuer. Sollen wir? ſollen wir nicht?

„Sie finden nicht leicht zum zweiten Male eine ſo günſtige Gelegenheit", fährt Monſieur Auguſte fort. „Ich habe ja perſönlich kein Intereſſe dabei . . ."

Wir betrachten uns den Alpacaſtoff näher.

„Hm . . ."

„Ich kann Ihnen wirklich nur dringend zurathen", flüſtert Monſieur Auguſte mit einem verſtohlenen Blinzeln.

Das verſtohlene Blinzeln ſoll ausſehen, als theile er uns Etwas mit, was er eigentlich verſchweigen ſollte, als habe er mehr unſeren Vortheil, als den des Geſchäfts im Auge.

Wir ſind ſchlichte, gutmüthige, jeder Heuchelei unfähige Naturen; wir können uns nicht denken, daß Monſieur Auguſte Komödie ſpielt; wir laſſen uns fünfzehn Meter zu einem Coſtümkleide abſchneiden.

Wären wir echte, geriebene Pariſer, ſo wüßten wir, daß wir einen Stoff gekauft haben, der „veraltet" und „abgefriſcht", d. h. aus der Mode und ſeines urſprünglichen Glanzes beraubt iſt. Oft entdecken wir erſt beim Anprobiren des Gewandes, daß ihm ein gewiſſes unnennbares Etwas, ein Hauch von Neuheit und Eleganz fehlt, den wir ſchmerzlich vermiſſen. Wir haben eben einen „Aü" — einen Ladenhüter — gekauft, der bereits ſeit anderthalb Jahren auf Erlöſung harrte.

Der größere oder geringere Grad von Talent, den der Commis beim Anbringen „Aü's" an den Tag legt, übt einen weſentlichen Einfluß auf ſein Avancement aus. Ueberdies

erhält er von dem Erlös dieſer Schmerzensartikel einen reſpectablen Prozentſatz.

Die meiſten Rayons ſind männlichen Chefs unterthan, die ſämmtlich je nach der Natur der von ihnen commandirten Waaren verſchiedene Namen führen, wie „Soyeux“ (Seidener), d. i. Chef des Seiden-Rayons, „Châlier“, d. i. Chef des Shawl-Rayons, „Fantaisiste“, d. i. Chef des Buntwaaren-Rayons, „Bonnetier“, d. i. Strumpfwaaren-Chef u. ſ. w.

Der vornehmſte unter allen iſt der „Soyeux“; ihm folgt der „Châlier“. Der „Bonnetier“, ſpottweiſe auch „Schlafmütze“ geheißen, iſt der am wenigſten Angeſehene, und demgemäß auch meiſtens der Jüngſte.

Die „Chefs de Rayon“ ſind materiell vortrefflich ſituirt. In den größeren Häuſern beziehen ſie einen Gehalt von 10—15,000 Franken; in den kleineren verdienen ſie doch mindeſtens 5000.

Einige Rayons, wie das Putzwaarengeſchäft, die Weißwaaren, die Damen-Chauſſüre, werden von weiblichen Oberbefehlshabern geleitet, die indeß nicht den amtlichen Titel Chef de Rayon, ſondern die ſchlichtere Bezeichnung „Première“ führen.

Die „Première“ befindet ſich gewöhnlich in jenem Alter, das bei verheiratheten Frauen für liebenswürdig, bei unverheiratheten dagegen für bedenklich gilt: Ende der Zwanziger, Anfangs der Dreißiger. Ihre Züge haben etwas Unſympathiſches, Hartes. Mager bis zum Exceß, trägt ſie ein enganſchließendes Kleid aus dunklem Stoffe und einen ſcharf geſtärkten, ſchmuckloſen Leinwandkragen. Ihr ſpärliches Haar iſt ohne Wülſte und Bänder, ohne künſtleriſche Wellen- und Winkelzüge, einfach geſcheitelt. Doch fehlt nicht der Chignon.

Sie trägt eine etwas kokette Schürze. Darüber baumelt an langer, elaſtiſcher Schnur die blinkende Scheere. Außerdem iſt ſie häufig mit Bleiſtiften, Meterſtangen, Meßkordeln und Notizbüchern bewaffnet. Sie duldet nicht, daß ihre Untergebenen, meiſtens hübſche, luſtige Mädchen von 17 bis 24 Jahren, den Tact verletzen; zu lautes Lachen, zu lebhaftes Plaudern ſind ſtrenge verpönt. Die „Première“ wirft ſich alsbald, ſo weit dies ihre Mittel erlauben, in die Bruſt, und ertheilt mit gerunzelter Stirne ein Mißtrauensvotum.

Hat die „Première“ dieſes Schlags jemals geliebt . . . ? Ach, freundlicher Leſer, du berührſt da eine nur halbvernarbte Wunde! Mademoiſelle Coquelicot hat angebetet — aber unglücklich! Der Gegenſtand ihrer Neigung war ein vornehmer Jüngling, der „Verhältniſſe halber“ nicht zu ihr „herabſteigen“ konnte . . . oder ein ſchöner Blondin aus dem Strumpfwaaren-Rayon, der ſich inzwiſchen mit der kleinen Madeleine aus dem Putzwaaren-Rayon verlobt hat . . . oder . . . gleichviel wer . . . Kurz, „es hat nicht ſollen ſein“, wie Victor Scheffel ſagt, und der Hauch der Wehmuth, der durch der Première verdüſtertes Herz zieht, verleiht ihrer Erſcheinung einen zwiefach herbſtlichen Anſtrich.

Aber nicht alle „Premièren“ ſind aus dieſem Teige gebacken. Die verheirathete Oberaufſeherin iſt meiſtens ſehr friſch und blühend. Sie trägt ein langes, rauſchendes Schleppkleid, eine prachtvolle Uhrkette, die ſich dreimal um ihren vollen weißen Hals windet, und fünf oder ſechs blitzende Ringe. Ihre Stirne iſt ſtets heiter und leuchtend; um ihre roſigen Lippen ſpielt ein unvertilgbares, zauberiſches Lächeln.

Die „Première“ im Genre der Mademoiſelle Coquelicot iſt gewöhnlich die tüchtigere. Ihr Scharfblick für die ver-

ſchiedenen Charactere von Käufern, die ſich ihrem Rayon nahen, grenzt an's Märchenhafte.

Die Pariſerinnen haben ſeit einigen Jahren das „Ladenbummeln" der Amerikanerinnen adoptirt. Junge Frauen, die nicht wiſſen, wie ſie einen überflüſſigen Nachmittag todtſchlagen ſollen, verfallen auf die bizarre Idee, „nur des Scherzes wegen" ein Nouveautés-Magazin zu beſuchen. Sie laſſen ſich alle erdenklichen Stoffe vorlegen, begaffen und betaſten nach Herzensluſt, tadeln und mäkeln ohne jede Rückſicht, und entfernen ſich ſchließlich unter dem Vorwande, das Geſuchte nicht gefunden zu haben.

Die Commis gehen dieſen „Flâneuſes de Magaſin" regelmäßig in die Falle. Die „Première" dagegen kennt ihre Leute nach den erſten zwei Minuten heraus, und legt ihr ſouveränes Veto ein. Sie winkt und läßt die Waaren ſchleunigſt wieder hinwegräumen.

„Die gnädige Frau haben wol die Güte ſich wieder herzubemühen, wenn Sie betreffs der Wahl entſchloſſen ſind..."

Erröthend verläßt die Ladenbummlerin den Schauplatz, auf dem ſie ſo beſchämend entlarvt wurde.

Die „Dame, die Alles ſchlecht findet", wird von der „Première" ebenfalls mit großer Kaltblütigkeit behandelt.

„Bitte, Madame", ſagt ſie mit einem überlegenen Lächeln, „wollen Sie mir nicht gefälligſt genau mittheilen, was Sie eigentlich wünſchen? Ich werde dafür ſorgen, daß Ihre Beſtellung auf's Pünktlichſte ausgeführt wird."

Die „Dame, die Alles zu theuer findet", iſt noch leichter abzutrumpfen. Die Première lächelt noch überlegener und flüſtert mit genialer Gelaſſenheit:

„Unmöglich, Madame, absolut unmöglich. Wir haben feste Preise, von denen wir keinen Centime ablassen können."

Die verheirathete „Première" bewahrt diesen drei Käufer-Typen gegenüber nicht so vollkommen ihre Würde. Sie ist launiger und launischer; sie kann sogar ausnahmsweise recht unartig werden. Die Damenwelt bevorzugt das Genre der Coquelicot bei Weitem, schon aus dem Grunde, weil die andere Gattung hübsch ist, und somit oft die Käuferin in unangenehmer Weise überstrahlt.

Die „Demoiselles", d. h. die weiblichen Unter-Commis, stehen zu der „Première" in einem ähnlichen Kriegsverhältniß, wie der Gymnasialschüler zum Herrn Director, wie der Autor zum Verleger, wie das Pensionsdämchen zur Gouvernante. Hinter dem Rücken der Oberaufseherin wird gezischelt und geschmählt. Man belegt die gefürchtete Persönlichkeit der gestrengen Gebieterin mit allerlei Spitznamen, wie „die lange Stange", die „Schneegans", die „Ellenprinzessin", die „Sauerrampfer" oder der „letzte Versuch" — und erzählt sich in liebloser Schroffheit Episoden aus ihrem Leben. Die unverheirathete „Première" wird mehr gehaßt, die verheirathete mehr beneidet.

Ach, die kleinen Médisancen sind den armen Kindern wahrhaft zu verzeihen! Ihr Leben ist keineswegs ein allzu rosiges — das wissen die Götter! Auch die Herren Commis sind nicht auf Daunen gebettet.

Früh Morgens um acht heißt es: Auf den Posten! Der Commis muß geschniegelt und gebügelt sein, wie ein Mitglied des Jockey-Clubs; auch von der Demoiselle verlangt man eine Eleganz, die mit dem Salair (100 bis 120 Franken per Monat) nicht in logischem Verhältniß steht. Wer

auch nur um eine Minute zu ſpät kömmt, der hat zwei bis vier Franken Strafe zu bluten; das academiſche Viertel oder, wie der Franzoſe ſagt, das quart d'heure de grâce, iſt für das Perſonal der Nouveautés-Magazine ein Mythus.

Um zehn Uhr erklingt der Ruf: „A gauche!“ Das heißt, in verſtändliches Deutſch überſetzt: „Meine Herren und Damen, zum Frühſtück!“ — Das Déjeûner iſt mager, wie Mademoiſelle Coquelicot.

Iſt nach eingenommener Mahlzeit nicht viel zu thun, ſo ergötzen ſich die Commis durch allerlei Unſinn. Die Rayon-Chefs drücken ein Auge zu. Man fürchtet nur das unverhoffte Nahen des „Herrn“, des „Patron“. Wie die Gemſen im Hochlande ſtellen die Calicots daher Wachen aus. Kömmt der Patron in Sicht, ſo läßt der Vorpoſten einen gellenden Warnungsruf erſchallen, der indeß natürlich ſo beſchaffen ſein muß, daß er keinen Verdacht erweckt — etwa: „Acht Franken dreißig“, oder: „He, Weißwaaren!“ Steht das Magazin unter mehreren Patronen, ſo wird Monſieur A. mit dem einen, Monſieur B. mit dem andern Ruf angekündigt, u. ſ. f.

Unterdeſſen müſſen die armen Demoiſelles unermüdlich arbeiten. Sie nähen und ſticken, als hinge von ihren Leiſtungen die ewige Seligkeit ab. Die „Première“ gönnt ihnen keine freie Minute.

Um fünf Uhr Nachmittags erſchallt die frohe Botſchaft: „A gauche!“ zum zweiten Male. Man dinirt.

Um neun Uhr (in manchen Magazinen ſogar erſt um zehn Uhr) wird geſchloſſen. Ehe das Perſonal ſich indeß entfernt, muß es noch die Etalagen — die Schaufenſter — ausräumen.

Müde und zerſchlagen tritt der Commis auf die Straße.

Elegiſch ſeufzend betrachtet die Demoiſelle den ſternklaren Himmel, der ſich ſo ſehnſuchterweckend über ihrem Haupte ausſpannt. Oft iſt ihr Vater, ihr Bruder zu Stelle, um ſie abzuholen; öfter noch wandelt ſie allein über die gefahrvollen Asphaltplatten der Rieſenſtadt, verfolgt und beläſtigt von albernen Crevés und angeheiterten Bummlern.

Die Demoiſelle de Magaſin ernährt nicht ſelten ihre ganze Familie — und ach! gar manchmal erntet ſie für ihre Aufopferung den ſchwärzeſten Undank. Die Mutter wirft ihr die elegante Toilette vor und weiſt ſtirnrunzelnd auf ihr eigenes dürftiges Gewand, ohne zu begreifen, daß die unglückliche Tochter „repräſentiren“ muß. Der Vater wundert ſich, daß ſich noch immer kein reicher Geſchäftsinhaber gefunden hat, um das arme Kind zu heirathen. Der Bruder beſchwert ſich über das mangelhafte Taſchengeld.

Wir unſererſeits wünſchen allen dieſen Demoiſelles von Herzen, daß ſie noch vor Jahresſchluß eine entſprechende Partie machen mögen, um ſo der Sklaverei ihres Metiers thunlichſt raſch zu entrinnen.

Ainsi soit-il!

Ein Beſuch bei dem Pariſer Scharfrichter.

Es iſt nachgerade gäng und gebe geworden, hervorragende Perſönlichkeiten ohne Weiteres in ihren Behauſungen zu überfallen, ſie kurzer Hand um ihre Anſichten und Meinungen zu befragen, ihre äußeren Erſcheinungen zu ſtudiren und alle erdenklichen biographiſchen Notizen zu erpreſſen. Allein den ehemaligen Pariſer Scharfrichter Hendrichs aufgeſucht und bei einem Glaſe Bordeaux mit Sr. Grauſenhaftigkeit über das Köpfen geplaudert zu haben, das iſt eine Idee, die das Niveau des Gewöhnlichen doch um Einiges überragen dürfte.

Es war am 23. Mai des Jahres 1870, Nachmittags um drei Uhr, als ich an der Gartenthüre eines hübſchen Landhauſes, etwa anderthalb Meilen weſtwärts von Paris, läutete.

Ein ſchmuckes Dienſtmädchen öffnete mir und beantwortete meine Frage, „ob Herr Hendrichs zu ſprechen ſei“, mit einem langen, zweifelhaften Blicke, der mich augenſcheinlich bis in die tiefſten Falten meines Herzens durchmuſtern ſollte.

Ich zog eine Karte hervor und ſchrieb mit Bleiſtift ein paar verbindliche Worte darauf.

„So, mein Kind", ſagte ich mit einer Art überlegener Sicherheit, die ihr imponirte, „geben Sie Ihrem Herrn nur dieſe Karte. Ich warte hier in der Laube."

Während das Mädchen langſam dahinwandelte und in verzeihlicher Neugier meinen Namen und die gekritzelten Bleiſtiftzeilen zu entziffern ſuchte, hatte ich Muße, mich in dem kleinen Park des Herrn Hendrichs ein wenig umzuſehen. — Nichts erinnerte hier an das gräßliche Metier des Eigenthümers. — Unmittelbar in meiner Nähe rahmte eine friſchgrünende, wohlgepflegte Wieſenfläche vier oder fünf Beete ein, aus denen die üppigſten Roſen, Stiefmütterchen und Nelken hervorleuchteten. Rechts und links breiteten jahrhundertalte Kaſtanien- und Nußbäume ihre weitumſchattenden Aeſte. — Im Hintergrunde, halb von Linden- und Ahornpflanzungen verſteckt, glänzte die zweiſtöckige Villa mit ihrer epheubewachſenen Veranda. — Aus dem Schornſteine ſtieg friedlich der blaue Rauch auf, und der kleine Springbrunnen am äußerſten Ende des Kaſtanienganges plätſcherte ſo melodiſch, daß ich das Ganze eher für das Tusculum eines ſtillen Gelehrten, eines geiſtreichen Schriftſtellers, als für die ſommerliche Zufluchtsſtätte des „Monsieur de Paris" halten konnte.

Nach Verlauf einiger Minuten kam das Mädchen zurück und meldete, Herr Hendrichs ſei bereit, mich zu empfangen.

Ich warf mich daher in die Bruſt, arrangirte meine Cravatte und folgte der Kleinen, die diesmal lebhaft vor mir einherhüpfte.

Ich geſtehe es, mein Herz ſchlug in hörbarem Allegretto . . . In wenigen Secunden ſollte ich Auge in Auge vor dem

Manne ſtehen, bei deſſen Namen ſich alle Gläubigen ſechsfach bekreuzigten, der, ein ſchreckliches Ueberbleibſel verſunkener Jahrhunderte, das traurige Privilegium genoß, einen Mitmenſchen von Rechts wegen in die andere Welt ſchaffen zu dürfen . . . Noch nie hatte ich einer Hinrichtung beigewohnt; noch nie hatte ich den Henker geſehn . . . Unwillkürlich malte ich mir die Erſcheinung, die meiner harrte, in den unheimlichſten Farben . . . Reminiscenzen aus allen erdenklichen Schauerdramen und Senſationsromanen ſtiegen in meiner Seele auf . . . Der entſetzliche rothe Mantel, das ſchwarzausgeſchlagene, mit ſilbernen Thränen beſtickte Schaffot, das blitzende, mit Blei ausgegoſſene Beil . . . Prozeſſionen vermummter Mönche, das Dies irae ſingend . . . dies Alles zuckte in wilder Verworrenheit durch mein aufgeregtes Hirn, und ich bedurfte aller Energie, um wenigſtens äußerlich ruhig zu bleiben.

Ich trat in eine ſaubere, aber ſehr einfach ausgeſtattete Hausflur. — Einen Augenblick ſpäter ſtand ich vor dem „Mann ohne Namen“ — wie ehedem das grauſende Volk ihn benannte — vor dem „Exécuteur des arrêts criminels“ — wie ſein offizieller Titel unter dem Zweiten Kaiſerreich lautete — vor Herrn Hendrichs, dem Scharfrichter von Paris . . .

Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich in ein Antlitz von milden, faſt wehmüthigen Zügen ſchaue? Mit der Tournüre eines vollendeten Gentleman ging mir Herr Hendrichs entgegen und bat mich, indem er auf einen grünſammtenen Fauteuil deutete, gefälligſt Platz zu nehmen. Ich gerieth förmlich in Verlegenheit; ich ſchämte mich, dem Manne, der mich wie ein feingebildeter Cavalier empfing, ſo ſchmählich

Unrecht gethan zu haben. — Auch weiß ich nur noch unvollſtändig, auf welche Weiſe ich meine ſeltſame Viſite motivirte. Ich ſprach von culturhiſtoriſchem Intereſſe, von eingewurzelten Vorurtheilen, von Humanität, die man ſelbſt in den ſchwierigſten Situationen zu üben vermöge; ich ſtammelte eine Bitte um Entſchuldigung, ſchwatzte etwas von dem „längſt gehegten Wunſche, ihn kennen zu lernen“, und ſchloß mit der Erwartung, bezüglich meiner Abſichten nicht mißverſtanden zu werden.

Der Scharfrichter lächelte und ſtrich ſich über die Stirne, als ſuche er einen unangenehmen Gedanken fortzuſcheuchen.

„Ich ſtehe Ihnen mit Vergnügen zu Dienſten“, ſagte er nach einer Weile. „Meine Pflicht verſetzt mich ſo oft in die Lage, ganze Sturmfluten empörter Gefühle gegen mich wachzurufen . . .; warum ſollte ich nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, im entgegengeſetzten Sinne zu wirken? Wenn ich Sie durch eine oder die andere Auskunft verbinden kann, ſo will ich mich glücklich ſchätzen.“

Bei dieſen Worten ließ er ſich, mir ſchräg gegenüber, auf einen amerikaniſchen Schaukelſeſſel nieder, ſchlug ein Bein über das andre und begann an der Uhrkette zu ſpielen, als gewärtige er der Dinge, die da kommen ſollten.

„Ihre Güte, mein Herr“, ſagte ich lebhaft, „iſt in der That geeignet, mich zu verwirren. Wenn Sie denn, wie Sie verſichern, geſonnen ſind, meine Indiscretion zu verzeihen, ſo geſtatten Sie mir zunächſt, Ihre häusliche Einrichtung ein wenig in Augenſchein zu nehmen . . .“

„Wie Sie wünſchen . . .“, entgegnete er höflich und erhob ſich wieder. — „Verfügen Sie über mich . . .“

Mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gefälligkeit zeigte mir Herr Hendrichs nun das ganze Logis — Küche und Billardzimmer nicht ausgenommen. — Er bewohnte das ziemlich geräumige zweiſtöckige Haus allein mit ſeiner betagten Mutter, einer Haushälterin und dem mehrfach genannten Dienſtmädchen. Der Salon, in welchem er mich empfangen hatte, ſowie ſämmtliche Schlafzimmer lagen ebener Erde. — Oben befand ſich die Eßſtube, das Wohnzimmer der Frauen und die Studirſtube des Hausherrn. — Die letztere intereſſirte mich vorzugsweiſe. — Ich ſah daſelbſt auf Bronze-Poſtamenten die trefflichſten Nachbildungen antiker Kunſtwerke, verſchiedene werthvolle Gemälde und eine ſehr reichhaltige und gewählte Bibliothek. — Auf einem Tiſchchen am Fenſter lag ein Band Lafontaine'ſcher Fabeln. — Der Schreibtiſch war mit Papieren und Manuſcripten aller Art förmlich überſät.

Meine Züge mußten mein Erſtaunen etwas allzudeutlich verrathen, denn der Scharfrichter kräuſelte die Lippen zu einem eigenthümlichen Lächeln und ſagte ſcherzend:

„Sie vermutheten wohl, hier das Meublement meines Collegen aus dem bretoniſchen Märchen zu finden?“

„Ich verſtehe Sie nicht. Was iſt das für ein Märchen . . .“

„Ah, ich vergaß, mein Herr, daß Sie nicht Franzoſe ſind . . . Sonſt würde Ihnen das alte Ammengeſchichtchen ohne Zweifel bekannt ſein.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Eh bien, — in der Wohnung meines Amtsbruders aus der Fabel war Alles ſyſtematiſch geköpft . . . Die Stöcke hatten keine Knöpfe, die Waſſerflaſchen keine Glasſtopfen, die

Stühle keine obere Querlehne . . ., ja ſelbſt die medicäiſche Venus auf dem Kamin und die großen Familienbilder an den Wänden gehorchten dem allgemeinen Geſetze."

„Eine curioſe Phantaſie", ſagte ich, da ich doch etwas erwidern wollte.

„Glauben Sie nicht", fuhr er nach einer Weile fort, „daß nur die Einbildungskraft der Märchendichter derartige Ungeheuerlichkeiten ſchafft. — Der Vollſtrecker der richterlichen Erkenntniſſe iſt der großen Maſſe des Volkes noch heute, wie ehedem, ein Gegenſtand der abenteuerlichſten Vermuthungen... Bald ſchreibt man ihm übernatürliche Kräfte und Fähigkeiten zu, wie beiſpielsweiſe das Vermögen, ſein eigenes Leben künſtlich zu verlängern; bald dichtet man ſeinem Wandel die wunderbarſten Abnormitäten an . . . Es iſt wahr, meine Vorgänger haben namentlich im Mittelalter das Ihrige dazu beigetragen, dieſe Irrthümer zu nähren . . . Sie fanden eben ihre Rechnung dabei, und gar manches Endchen harmloſen Hanffabrikates wurde als angebliches Fragment eines Armenſünderſtricks mit Gold aufgewogen . . .; allein man ſollte doch denken . . ."

„Sie haben Recht, es iſt unbegreiflich; — doch müſſen Sie nicht außer Acht laſſen, daß Dichter und Künſtler von jeher aus leicht begreiflichen Gründen dieſen Zug des Geheimnißvollen und Räthſelhaften mit Eifer erfaßt und in den Vordergrund gedrängt haben . . . Ich erinnere Sie nur an Albrecht Dürer und Alexander Dumas! — Welche Nachtgeſtalten ſind der Phantaſie dieſer beiden, von einander ſo weſentlich verſchiedenen Geiſter entſprungen! Dazu kommt noch der poetiſch gleichfalls ſehr effectvolle Hauch von Cynismus und Frivolität, der ſo häufig den Vollſtrecker der

Juſtiz in Dramen, Romanen und Gemälden charakteriſiren muß.“ —

Wir waren inzwiſchen wieder in den Salon getreten. Man brachte eine Flaſche feinen Weines, und wir nahmen, wie vorher, Platz, — Hendrichs in ſeinem amerikaniſchen Schaukelſeſſel, ich auf dem grünplüſchnen Polſterſtuhl.

Ich hatte jetzt Gelegenheit, mein Gegenüber gründlich zu muſtern.

Der Scharfrichter von Paris war ein Mann von etwa 50 Jahren, ſechs Fuß hoch, und von einer athletiſchen Muskulatur. Seine etwas mit Grau verſetzten Haare beſchatteten eine große, breite Stirne. Unter den ſtarken Brauen leuchteten die gutmüthigſten Augen von der Welt hervor. Sein Geſicht war von geſunder Farbe. Die Hände verriethen ihrer ganzen Structur nach eine ungewöhnliche Kraft. Dieſe körperlichen Vorzüge ſind mitunter ſehr am Platze, wiewol in Frankreich bekanntermaßen die Execution ſelbſt keine beſondere Anſtrengung erfordert. Allein es iſt mehrfach vorgekommen, daß die Delinquenten ſich im entſcheidenden Momente ungeberdig betragen haben, und da war Herr Hendrichs im Stande, ſie zur Ruhe zu bringen.

Unſer Geſpräch drehte ſich zunächſt um die Details einer Hinrichtung. Ich bat meinen gefälligen Wirth um eine recht eingehende Schilderung namentlich derjenigen Vorgänge, die ſich den Augen des Publikums zu entziehen pflegen. — Hendrichs ſtand auf und verriegelte die Thüre. Dann begann er wie folgt:

„Journaliſten und Schriftſteller haben von jeher in der Beſchreibung von Executionen gewetteifert. — Ihre Berichte pflegen von poetiſchen Floskeln und ergreifenden Betrachtungen

zu ſtrotzen, allein ſie entbehren faſt regelmäßig der Treue. Ich will Ihnen eine ſchlichte, einfache Skizze liefern, über deren Genauigkeit Sie nicht klagen ſollen."

„Davon bin ich überzeugt", entgegnete ich nachdenklich. Es überkam mich ein eigenthümliches Gefühl, wenn ich mir vergegenwärtigte, wie ſehr mein Gegenüber in dieſem Falle berechtigt war, ſeine Informationen für die genaueren zu halten!

„Sie kennen das Gefängniß La Roquette?" fragte der Scharfrichter.

„Den proviſoriſchen Aufenthalt der Vagnoſträflinge und der zum Tode Verurtheilten? Gewiß! Gar manchmal, wenn ich den prächtigen Alleen des Père-Lachaiſe einen Beſuch abſtattete, ſind mir die dunklen, unheimlichen Mauern dieſes Schreckensortes aufgefallen . . ."

„So haben Sie auch die berühmten — oder berüchtigten — fünf Platten vor dem Eingangsthore geſehen?"

„Ich glaube mich zu entſinnen."

„Gut! Auf dieſen fünf Steinplatten wird in der Nacht vor der Hinrichtung das Schaffot aufgeſchlagen. Der Delinquent erhält erſt eine Stunde vor dem verhängnißvollen Augenblick die Kunde von der Verwerfung ſeines Gnadengeſuches . . ."

„Das war früher anders?"

„Ehedem benachrichtigte man ihn am vorhergehenden Tage. — Die fortſchreitende Humanität hat dieſe Grauſamkeit abgeſchafft."

Ich ſchwieg. — Ich mochte gerade dieſem Manne nicht ſagen, welche Empfindungen und Gedanken bei dem Worte „Humanität" in mir aufſtiegen! — Ich mochte mit dem Henker

nicht über die Berechtigung oder Verdammungswürdigkeit der Todesſtrafe philoſophiren! Wol ſchwebte mir eine ernſte, ſchwer zurückzudrängende Rede auf den Lippen! Unglücklicher! dachte ich bei mir ſelbſt, fühlſt du nicht, daß der tiefeingewurzelte Abſcheu, den das Volk vor dir und deines Gleichen empfindet, nichts andres iſt, als ein inſtinctiver Proteſt gegen das blutige Geſetz, dem du dienſt?

„Morgens mit dem Beginne der Dämmerung" — fuhr Herr Hendrichs fort — „tritt der Vollſtrecker der Criminal-erkenntniſſe in das Gefängniß und überreicht dem Greffier die übliche Quittung . . ."

„Eine Quittung? Worüber?"

„Ueber den Empfang des ihm verfallenen Verbrechers."

„Weiter, weiter . . ."

„Hierauf wird der Delinquent von den Gefängnißwärtern aus dem Bette geholt und in das Toilettenzimmer gebracht... So nennt man jene kleine, nur ſpärlich erleuchtete Kammer, deren einziges Meublement aus einem alten Strohſtuhle be-ſteht . . . Es iſt ein gräßliches Loch, dieſes Toilettenzimmer! Von den Wänden trieft die ſickernde Feuchtigkeit . . . die Luft iſt dumpfig und drückend . . ."

„Und dort angekommen wird der Delinquent dem Voll-ſtrecker des Geſetzes überantwortet?" ſagte ich halb fragend, halb ſtaunend. — — „Aber gibt man ihm zuvor keinen Prieſter bei?"

„Ah, ich vergaß. — Es iſt der Aumônier — der Abbé Croze, — der den Verurtheilten in die Kammer geleitet . . . Er iſt ihm vom erſten Augenblick an zur Seite. — Wenn die Schließer den Delinquenten wecken, ſteht der Abbé bereits am Bette. Der Unglückliche ahnt ſofort, daß jetzt ſeine letzte

Hoffnung zu Grabe gegangen iſt. Tags zuvor lag eine Begnadigung noch im Reiche der Möglichkeit: jetzt, da er den Prieſter, den Gefängnißdirector und die Gardiens an ſeinem Bette erblickt, weiß er, daß die letzte Stunde geſchlagen hat. Fiebernd kleidet er ſich an. — Zum erſten Male ſeit langer Zeit wird ihm die Zwangsjacke ausgezogen. — Im Toilettenzimmer erwartet ihn der Nachrichter mit ſeinen Gehilfen . . . In dieſem düſteren, traurigen Raume herrſcht eine Todtenſtille. — Kein Wort wird auch nur geflüſtert. — Man ſetzt den Verbrecher auf den Strohſtuhl. — Die Toilette beginnt. — Einer der Gehilfen raſirt ihm die Haare vom Genick weg und entfernt den Kragen des Hemdes — damit das Beil auf kein Hinderniß ſtoße. — Hände und Füße ſind dem Unglücklichen ſchon vorher mit breiten Riemen gebunden worden . . . Auch ein Fortſchritt im Vergleich mit früher . . .“

„Wie ſo?“

„Ehedem wandte man Stricke an, die dem Gefangenen bei der geringſten Bewegung die lebhafteſten Schmerzen verurſachten. — O, mein Herr, glauben Sie mir, ich habe manche Reform bewerkſtelligt, die, ſo unbedeutend ſie dem Unbetheiligten erſcheinen mag, für das bejammernswerthe Opfer von nicht zu unterſchätzendem Belange iſt . . .“

„Zum Beiſpiel?“

„Ich rede nur ungern von dieſen Dingen. Zum Beiſpiel habe ich den Mechanismus des Todesinſtruments dergeſtalt verbeſſert, daß es jetzt nur eines flüchtigen Druckes bedarf, um . . . Sie verſtehen mich! Früher war mitunter ein Hin- und Hertaſten von einer Viertelminute erforderlich, — und eine Viertelminute iſt in dieſer Situation eine Ewigkeit! —“

„Ohne Zweifel! Sie werden mich höchlichſt verbinden, wenn Sie mich mit allen von Ihnen eingeführten Neuerungen bekannt machen . . .“

„Ich verſichere Sie, die meiſten Modificationen ſind dem Laien nahezu unverſtändlich. Doch wenn Sie denn abſolut noch etwas erfahren wollen, ſo mögen Sie wiſſen, daß neuerdings auf meinen Vorſchlag die Rinne, in welche das Beil hinabſtürzt, mit einer dichten Kautſchuklage umkleidet worden iſt. Dies hat den Vortheil, daß der Delinquent im Gefängniſſe die Probe, die vor der Hinrichtung mit einem Bündel Stroh angeſtellt wird, nicht hört... Ueberdies machte das Gepolter des Meſſers einen fatalen Eindruck auf das Publicum, das, wie Sie wiſſen, bei ſolchen traurigen Anläſſen zahlreich vertreten iſt . . .“

„Die Verbeſſerung ſpringt in die Augen“, ſagte ich nicht ohne ein gewiſſes Gefühl der Bewunderung für einen Mann, der trotz ſeines gräßlichen Berufes noch ſo viel Menſchlichkeit bewahrt hatte! Herr Hendrichs hätte mir als einen weiteren Vorzug der gegenwärtigen Ordnung der Dinge die Kürze des Weges namhaft machen können, den der Verbrecher jetzt vom Gefängniſſe bis zum Blutgerüſte zurückzulegen hat, während das früher eine förmliche Reiſe war.

„Wir ſprachen von der Toilette“, fuhr er nach einer Pauſe fort. — „Wenn dieſe Vorkehrungen beendet ſind, ſo . . . ſo ergreife ich meinen Mann unter der rechten Achſel am Riemen, während der Geiſtliche ſeinen linken Arm erfaßt . . . Die Gehülfen eilen voraus und poſtiren ſich am Schaffot.“

„Der Unglückliche iſt natürlich ſchon mehr todt als lebendig?“

„Wenigſtens zittert jeder Nerv an ſeinem Leibe, wie Eſpenlaub; ſein Antlitz iſt aſchfarben; ſein Herz hört faſt auf zu ſchlagen . . .“

„Es kommt alſo äußerſt ſelten vor, daß ein Verurtheilter bis zum letzten Moment ſtandhaft bleibt? —“

„Aeußerſt ſelten, — was auch die Journale darüber phantaſiren mögen! — Bis zum Eintritte der Gardiens, die das Fehlſchlagen der letzten Hoffnung verkündigen, wiſſen ſich die meiſten wenigſtens äußerlich zu beherrſchen; allein angeſichts des entſcheidenden Augenblicks geht dieſe Kraft in Rauch auf. Ich kannte nur einen Einzigen, der in der That wie ein Held geſtorben iſt . . .“

„Und der hieß . . .?“

„Orſini. Noch zwei Secunden vor ſeinem Tode rief er mit feſter Stimme: „Vive la France! Vive l'Italie!“ In ſeinen unerſchrockenen Zügen war keine Ahnung von Furcht oder nur von Bangigkeit zu leſen.“

„Sie ſagen, daß Feigheit die Regel iſt; allein curſiren nicht zahlreiche Anecdoten, welche von der unglaublichſten Kaltblütigkeit ſelbſt ganz gemeiner Verbrecher berichten?“

Der Scharfrichter zuckte die Achſeln.

„Sehr viele Delinquenten affectiren allerdings eine cyniſche Gleichgültigkeit, ſo lange ſie noch einen Schatten von Hoffnung zu erblicken glauben. — Sie täuſchen Andere, um ſich ſelbſt zu täuſchen. Befragen Sie über dieſen Punkt die Gefängnißhüter von La Roquette: ſie werden Ihnen die intereſſanten Aufſchlüſſe geben. — Im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß diejenigen, welche in jedem Momente ein frivoles: „Was liegt mir daran?“ im Munde führen, innerlich viel mehr leiden, als diejenigen, die entweder in ſtilles, dumpfes Dahinbrüten

verſunken ſind, oder laut weinen und ſchluchzen. — Alle, auch die ſcheinbar Indifferenteſten, haben eine Bewegung, die den Zuſtand ihrer Seelen deutlich verräth; ſie ſchütteln von Zeit zu Zeit krampfhaft mit dem Kopfe, als wollten ſie die Haare nach dem Nacken werfen. Das iſt die Verzweiflung, die den quälenden, das ganze Ich beherrſchenden Gedanken mit Gewalt von ſich ſchleudern möchte, und immer und immer wieder auf dem alten, troſtloſen Punkt anlangt . . . Beim Hinanſteigen der verhängnißvollen Stufen vollends verlieren die Elenden faſt alle den letzten Halt... Wie geſagt, Orſini war der Einzige, den ich wahrhaft muthig ſterben ſah... Die Anecdoten, von denen Sie reden, ſind die Erfindungen müßiger Köpfe . . .“

„Auch die Anecdote vom Hecht? . . .“

„Ah, Sie ſcheinen in unſeren Annalen nicht übel bewandert zu ſein. — Sie meinen die Geſchichte jenes Meuchelmörders, der als letztes Mahl einen Hecht verlangt hatte, weil dieſer Fiſch die meiſte Zeit in Anſpruch nehme . . .“

„Der vielen Gräten wegen . . .“

„Je nun, die Geſchichte mag authentiſch ſein, allein ſie ſpricht nicht im mindeſten für die Courage des frivolen Verbrechers. — Der Gefängnißdirector forderte ihn auf, ſich zu ſputen, da die Friſt längſt abgelaufen ſei... „Zum Teufel!“ erwiderte der cyniſche Patron, „Sie können mir doch nicht zumuthen, daß ich an einer Gräte erſticke . . .“

„Es gibt noch eine Lesart. Der Burſche entgegnete, er habe keine Luſt, ſich eine Unverdaulichkeit zuzuziehen . . .“

„Noch beſſer. — Und als der Prieſter nun herzutrat und ihn bat, er möge ſich in eine der Situation entſprechende Stimmung verſetzen und die Sache kurz machen, da verbat ſich der verſtockte Sünder jedes Drängeln und ſagte: „Beruhigen

Sie ſich, Herr Abbé, wir kommen noch zeitig genug; ohne mich wird die Geſchichte nicht losgehen.“ —

„Und Sie glauben nicht, daß zu einem derartigen Galgenhumor ein gewiſſer Muth gehört? . . .“

„Ich erblicke darin nur den Ausfluß einer faſt bis zum Wahnwitz geſteigerten Herzensangſt.“

„Sie mögen Recht haben. Mir fallen hier die Kinder ein, die im Dunkeln zu ſingen anfangen. Doch wir ſind von unſerem eigentlichen Thema abgekommen.“

„Wir waren damit ſo ziemlich zu Ende. Von dem Vollſtrecker des Urtheils und dem Aumônier mehr getragen als geleitet, erklimmt der Delinquent die Plattform, auf welcher das Todesinſtrument aufgeſchlagen iſt. — Die Gehilfen ſchnallen ihn auf das Brett. — Der eine von ihnen — gegenwärtig ein Crinolinenfabrikant Namens Leroy — faßt den Verbrecher beim Schopfe . . . Zwei Secunden ſpäter iſt Alles vorüber.“

„Alles vorüber, ſagen Sie! Alſo theilen Sie nicht die Anſicht des Dr. Pinel? . . .“

„Ich bekenne, daß ich nicht genug Phyſiologie getrieben habe, um ein motivirtes Urtheil abgeben zu können.“ —

„Mir ſchien die Beweisführung, ſoweit ein Laie dergleichen beurtheilen kann, ziemlich einleuchtend.“

„Ich entſinne mich nicht mehr der Einzelnheiten. Wenn ich nicht irre, erſchien der Brief, auf den Sie anſpielen, im „Gaulois“ . . .“

„Ich glaube wol. — Dr. Pinel ſuchte zu erhärten, daß kein Grund zur Annahme eines ſofortigen Eintrittes der Bewußtloſigkeit, reſpective des Todes vorliege. Er ſchätzte die zum vollſtändigen Abſterben des Hirnes erforderliche Zeit auf etwa zwei Stunden . . .“

„Es wird ſchwer halten, über dieſen Punkt jemals abſolute Gewißheit zu erlangen; denn ſelbſt angenommen, der vom Rumpf getrennte Kopf behalte noch eine Zeit lang die Fähigkeit ſinnlicher Wahrnehmung, ſo geht ihm doch unter allen Umſtänden die Fähigkeit ab, dieſe Wahrnehmung durch irgend ein äußeres Zeichen an den Tag zu legen. Mit der Zerſtörung der motoriſchen Nerven hört bekanntlich jede, auch die leiſeſte freiwillige Bewegung auf . . .“

„Aus dieſem Grunde bleibt auch, Herrn Dr. Pinel zufolge, der furchtbare Schmerz, den der Hingerichtete leidet, ohne Einfluß auf ſeine Geſichtszüge.“

„Wie geſagt, das Wiſſen ſtößt hier auf eine unüberſteigliche Schranke und die Hypotheſe beginnt. — Jedenfalls beweiſt der mißglückte Verſuch, den die Academie im Jahre 1844 mit zwei zum Tode verurtheilten Arabern anſtellen ließ, nicht im Geringſten, daß Dr. Pinel Unrecht hat. —“

„Was war das für ein Experiment?“

„Zwei Aerzte wohnten der Hinrichtung bei und ließen alsbald nach vollſtreckter Enthauptung die Köpfe in zwei mit gepulvertem Gyps gefüllte Schüſſeln ſtellen. Der eine der Aerzte beobachtete ſodann die Geſichter der Hingerichteten, während der andere ſie laut beim Namen rief. — Das Reſultat war negativer Natur. Keiner der beiden Köpfe verzog eine Miene, nichts deutete darauf hin, daß der Gehörſinn noch nach der Execution lebendig geblieben ſei. — So berichteten wenigſtens die Aerzte an die Academie. Dr. Pinel erklärt dieſes Experiment für geradezu lächerlich. — Es beweiſe nur, daß dem vom Rumpfe getrennten Haupte die phyſiſche Fähigkeit abgehe, ſeine Eindrücke in Bewegungen umzuſetzen — und zur Erlangung dieſes Reſultats bedürfe man keines Experimentes; man könne es ſich an den fünf Fingern abzählen . . .“

„Uebrigens hat Herr Dr. Pinel die Majorität der wiſſenſchaftlichen Größen gegen ſich", warf ich ein. „So erklärte beiſpielsweiſe Cabanis, der Tod trete geradezu mit Blitzesſchnelle ein; weder der Kopf noch der Leib des Enthaupteten fühle den geringſten Schmerz. Etwaige Zuckungen der Nerven und Muskeln rührten nur von einem Reſte vitaler Kräfte her, die durch die Zerſtörung des Ich nicht ſofort mitvernichtet würden."

Herr Hendrichs zuckte die Achſeln. „So oder ſo", ſagte er, „das Schrecklichſte bei der Todesſtrafe bleibt immer die Zeit, die der Verurtheilte vor der Hinrichtung durchzumachen hat. Die Furcht vor dem Uebel quält gräßlicher als das Uebel ſelbſt."

Es trat jetzt in unſerem Geſpräch eine Pauſe ein, die der Scharfrichter dazu benutzte, ſein Glas zu verſchiedenen Malen haſtig zu leeren. — Mir war, offen geſtanden, die Luſt am Zechen gründlich vergangen; der Rothwein, den ich anfänglich mit einer gedankenloſen Gleichgiltigkeit geſchlürft hatte, muthete mich jetzt an, wie Blut, die ganze Situation regte meine Nerven dergeſtalt auf, daß ich faſt von meinem Sitze in die Höhe gefahren wäre, als es jetzt lebhaft an die Thüre pochte.

Der Scharfrichter ſtand auf und öffnete.

Es war ein allerliebſtes, ſechsjähriges Mädchen, das in einem kleinen Korbe, zierlich auf friſche Ahornblätter gebreitet, einige Erdbeeren — vermuthlich die Erſtlinge des Beetes — trug.

„Ah, du biſt es, Nanette?" ſagte Herr Hendrichs mit einer Stimme, deren ſchmeichleriſche Weichheit mich faſt verblüffte. „Komm näher, liebes Herz. Was bringſt du denn da? Erdbeeren? Ah c'est joli, joli, joli, ça!"

Nanette war das Töchterchen „des Gärtners von drüben“, wie Herr Hendrichs mir ſpäter erklärte, und „ſeine große Freundin“. — Die Art und Weiſe, wie er mit dem Kind verkehrte, hatte etwas ſo Schlichtes, Herzliches, Rührendes, und das kleine Mädchen ſchien ihm ſo aufrichtig zugethan, daß ich meiner Verwunderung kaum Herr werden konnte.

Als Nanette uns verlaſſen hatte, bat ich den Scharfrichter, er möge mir nun noch eine ſehr indiscrete Frage erlauben. — Er ſtellte ſich meiner Neugier zur Dispoſition, und ſo erſuchte ich ihn denn, mir zu ſagen, ob er zur Ausübung ſeines Amtes irgend welcher körperlicher oder geiſtiger Vorbereitung bedürfe.

„Ah, ich verſtehe“, ſagte er. „Sie haben gehört, daß mein Vorgänger Samſon vor dem Beginne der Execution eine Meſſe hörte und zwei Flaſchen Macon hinunterſtürzte. Hm — wenn dieſes unbedeutende Detail Sie intereſſiren kann, ſo mögen Sie wiſſen, daß ich in ſolchen Fällen nur ein Glas kalter Milch trinke . . . voilà tout . . .“

„Iſt es wahr“, fragte ich nach einer Weile, „daß das zweite Kaiſerreich die Gehälter der Executoren beträchtlich verringert hat?“

Herr Hendrichs lächelte.

„Nur ſcheinbar“, erwiderte er mit einem eigenthümlichen Ausdruck von Pfiffigkeit. „Die Stelle in Paris bezog freilich unter Louis Philipp 8000 Franken und iſt gegenwärtig auf 5000 Franken reduzirt; allein der Staat wirft mir volle 10,000 Franken für die Unterhaltung der Guillotine aus, und Sie werden ſich ſelbſt ſagen, daß mindeſtens neun Zehntel dieſer Summe als Gage betrachtet werden können.“

„Wie viele Vollſtrecker criminalgerichtlicher Urtheile gibt es gegenwärtig in Frankreich?“

„Siebenundzwanzig, das heißt alſo genau ſo viele, als Frankreich Appellhöfe zählt. — Unter der erſten Republik hatte jedes Departement ſeinen Executor; das Kaiſerreich und die Reſtauration änderten an dieſem Zuſtand der Dinge wenig oder nichts; Louis Philipp beſchränkte die Zahl auf die Hälfte; — Napoleon III. ließ eine weitere Reduction eintreten.“ —

Es hatte längſt Fünf geſchlagen, als ich ins Freie trat. — Das Gehörte und Erlebte ſchwirrte mir in buntem Wirrwarr durch den Kopf, und als ich mich, von dem ziemlich weiten Spaziergang ermüdet, gegen halb Elf zu Bett legte, da tanzten Tropmänner und Orſini's der verſchiedenſten Art, mit grinſenden Schreckensgeſichtern und blutbeſpritzten Kleidern, auf meiner Decke, und im Hintergrunde nickte die herkuliſche Geſtalt des Scharfrichters, und ſpielte auf einer Drehorgel, deren Pfeifen aus lauter kleinen Guillotinen beſtanden . . .

Mehrere Jahre ſind nun ſeit dieſem meinem Beſuche bei Herrn Hendrichs dahingegangen, ſchwere, ereignißvolle Jahre für die Seineſtadt. Mord und Todtſchlag haben dort unterdeſſen im Großen gewüthet, Ströme von Blut ſind gefloſſen, und die Berühmtheit des „Monſieur de Paris“ iſt dabei zu einem bloßen Schatten verblaßt. Aber dennoch hat die jetzige Regierung Frankreichs ſich bereits damit befaßt, auch das Amt des Pariſer Scharfrichters näher zu präciſiren und neu zu dotiren. Monſieur Hendrichs war mit dem Vollzug der Todesſtrafen auch in den Provinzen beauftragt worden. Er ſollte für dieſe Verrichtungen jährlich 8000 Franken, nebſt weiteren 2000 Franken für Inſtandhaltung der Guillotine erhalten und außerdem für Reiſe- und Transportkoſten entſchädigt werden. Nach der neuen Einrichtung der Guillotine wird der Anblick des Delinquenten dem Publikum vollſtändig entzogen. —

Der durch den Tod von Monſieur Hendrichs in Erledigung gekommene Poſten iſt nicht lange unbeſetzt geblieben. Von nicht weniger als 50 Mitbewerbern erhielt die Stelle der bisherige Scharfrichtergehilfe Ploque, welchem die Liberté „eine bemerkenswerthe Kaltblütigkeit, leichte Hand und savoir-vivre“ nachrühmte. Ein anderes Blatt bemerkte mit Recht, daß es bei dieſem Amte mehr auf savoir-tuer ankäme.

Ein kleiner Beamter.

Es war im Auguſt des Jahres 1871. Wir ſaßen vor einem der großen Kaffeehäuſer des „Boulevard des Italiens“ und ließen die buntwogende Menge Revue paſſiren. Mein Freund war zum erſten Mal in Paris. Die Ruinen der Weltſtadt hatten einen ſo unwiderſtehlichen Reiz auf ſeine Einbildungskraft ausgeübt, daß er nicht umhin konnte, ſich durch den Augenſchein von der Glaubwürdigkeit der Zeichner und Berichterſtatter ſeiner vaterländiſchen Blätter zu überzeugen. Wir waren den ganzen Tag raſtlos herumgelaufen und erfreuten uns nun unſerer „halben Taſſe“, im Bewußtſein, die Labung redlich verdient zu haben.

Es ſchlug Neun. Immer farbenreicher geſtaltete ſich das kaleidoſkopiſche Treiben auf den Asphaltplatten . . . Jetzt trat ein alter zitternder Mann an unſern Tiſch heran. Sein ganzer Körper ſchlotterte wie von einem heftigen Nervenſchütteln. Er bat um ein Almoſen; mein Freund reichte ihm ein Zweiſousſtück. Eine halbe Minute ſpäter legte uns ein junger Burſche einen Zettel neben die Taſſe. Der Wiſch war mit einigen Anekdoten ꝛc. bedruckt und trug auf der Rückſeite die Aufſchrift: „Meine Herren und Damen! Kaufen Sie ge-

fälligſt dieſes Werk Ihrem ergebenen Diener ab, der taubſtumm iſt. Es koſtet nur zwanzig Centimes.“ Mein Freund kaufte. Unmittelbar darauf erſchien eine zerlumpte Frau, die ein Kind auf dem Arme trug und ein zweites, älteres an der Hand führte. „Eine arme Wittwe!“ murmelte ſie in kläglichem Tone .... „Erbarmen, meine Herren! ... Meine Kinder hungern ſeit zwei Tagen.“ ... Dabei warf ſie Blicke gen Himmel, die einer chriſtlichen Märtyrerin keine Unehre gemacht haben würden. Mein Freund reichte auch ihr eine Kleinigkeit und ſchüttelte dann, wie nachdenklich, das lockenumwallte Haupt.

„Es muß doch in dieſer Rieſenſtadt ein entſetzliches Elend herrſchen!“ ſeufzte er nach einer Weile. „Die Parias der Geſellſchaft ziehen ja hier zu Hunderten an uns vorüber ...“

„So ſcheint es — aber der Schein trügt!“

„Wie ſo?“

„Nun, die wahren Armen und Elenden darfſt du nicht hier im Lichte der funkelnden Candelaber ſuchen.“

„Aber ich bitte dich!“

„Lieber Freund, ich kenne dieſes Paris wie meine Rocktaſche. Verlaß dich darauf, deine Mildthätigkeit von vorhin war durchaus nicht am Platze.“

„Der arme zitternde Greis ...“

„Geht des Tags über ſo ſtramm und kräftig umher, wie ein Grenadier. Er begegnet mir oft, wenn ich meinen Morgenſpaziergang mache. Seine Virtuoſität im Schlottern bringt ihm eine jährliche Rente von vier- bis ſechstauſend Francs ein.“

„Unmöglich! Aber der Taubſtumme ...“

„Spielt ſeine Rolle meiſterhaft, iſt aber nichtsdeſtoweniger ein Schwindler! Er gehört zu den bekannteſten Figuren der Boulevards.“

„Und die unglückliche Wittwe . . .“

„Iſt ſo wenig Wittwe als du und ich. Die beiden Kinder hat ſie gemiethet. Sie ‚verdient‘ ſo viel, daß ſie den Eltern der beiden armen Würmer täglich vier Franken Pachtzins bezahlen kann. Nein, mein Beſter, das wahre Elend verbirgt ſich, ſcheu und furchtſam, als ob Armuth ein Verbrechen wäre.“

„Und wo ſind dieſe wahren Dulder zu finden? Sind es die Arbeiter der Faubourgs, die Soldaten der Commune, die Männer des ſocialen Umſturzes?“

„Die Lage der Ouvriers läßt viel zu wünſchen übrig — aber unter zehn Fällen vermag Einer doch neun Mal ſich und die Seinen ehrlich durchzuſchlagen. Geſunde fleißige Hände verdienen ſelbſt unter den ungünſtigſten Verhältniſſen ſo viel, daß von einer eigentlichen Noth nicht die Rede ſein kann. Der Pariſer Arbeiter würde ſich ſogar vortrefflich ſtehen, wenn er beiſpielsweiſe nicht mehr Bedürfniſſe hätte, als der deutſche. Aber das iſt eben der Fluch einer luxuriöſen Stadt; die überfeinerten Lebensformen wirken allenthalben anſteckend, und ſo kommt es, daß ſich allmählich zwiſchen Wollen und Können ein unverſöhnlicher Zwieſpalt ausbildet. Der franzöſiſche Ouvrier beanſprucht bei jeder Mahlzeit ſein Deſſert, ſo gut wie der Petit-Crevé des Boulevards; er gefällt ſich in koſtſpieligen Liebſchaften, ganz nach der Manier der großen Herren. Unter ſolchen Umſtänden muß er ſeine Löhnung knapp finden. Der fleißige ſparſame Familienvater wird dagegen ſein redliches Auskommen erzielen; als Arbeiter braucht er in keiner Beziehung zu ‚repäſentiren‘; ſeine tägliche Tracht iſt die überaus billige Blouſe; er wohnt ohne Rückſicht auf irgend welche geſellſchaftliche Aeußerlichkeit, wo und wie er Luſt hat;

ſeine Frau, ſeine Kinder helfen mit verdienen, denn auch ſie können thun und laſſen, was ihnen behagt; kurz, der Ouvrier gehört, trotz aller Mangelhaftigkeit unſerer ſocialen Zuſtände und unbeſchadet ſeiner berechtigten Anſprüche auf Verbeſſerung, noch keineswegs zu den eigentlichen ‚Miſérables‘. Nein, ich will dir die wahren Parias des modernen Paris nennen: es ſind die Subalternbeamten! Von dem Elende, das dieſe Unglücklichen zerwühlt und zermartert, macht ſich unſere leichtfertige Welt, die nur nach dem Scheine urtheilt, keinen Begriff.“

Mein Freund drückte mir den Wunſch aus, etwas über die Lebensweiſe dieſer modernen Sklaven zu erfahren, und ſo erzählte ich ihm denn, was ich wußte. Vielleicht iſt es dem geneigten Leſer nicht unintereſſant, wenn ich das flüchtige Bild, das ich damals entwarf, an dieſer Stelle nachzeichne — wo nicht, ſo hat er das ſouveraine Recht, die folgende ohnehin düſtere Skizze zu überſchlagen.

Es mag wol drei Jahre her ſein, da fuhr ich eines ſchönen Morgens auf der Omnibus-Impériale von Batignolles-Clichy nach den Weinhallen. Mein Nachbar zur Rechten war ein anſtändig gekleideter, intelligent ausſehender Mann in der Mitte der Dreißiger. Sein blaſſes Geſicht war von einem wohlgepflegten dunkeln Vollbart umrahmt, der die fahle Nüance der Wangen noch auffälliger machte. Es lag Etwas wie ein unſagbarer geiſtiger Druck über der ganzen Erſcheinung; ein Hauch von freudloſer Seelenverfinſterung, vermiſcht mit einer unerquicklichen Reſignation.

Der Mann intereſſirte mich. Nach wenigen Minuten hatte ich ein Geſpräch mit ihm angeknüpft. Er war mittheilſamer, als ich erwartet hatte. Ich erfuhr, daß er

Employé im Hôtel de Ville ſei; daß er erſt vor einem halben Jahre ſeinen Geburtsort — er nannte ein kleines Städtchen der Normandie — verlaſſen habe, um nach Paris überzuſiedeln. Seine Stimme frappirte mich faſt noch mehr, als ſein Aeußeres. In ihrem ſeltſam zitternden Klange lag ſo viel geheimes Weh, ſo viel ungeſprochene Sorge, daß ich alsbald mit dem ernſten blaſſen Menſchen ein aufrichtiges Mitleid empfand, ohne mir völlig darüber klar zu ſein, inwiefern er eigentlich zu dieſen Gefühlen berechtige.

Nach einer Fahrt von etwa zwanzig Minuten grüßte er mich auf's Artigſte und verſchwand in der Nähe des St. Jacques-Thurmes. Ungefähr vier Wochen ſpäter begegnete ich ihm in dem Hausflur meiner Wohnung. Ich erkannte ihn augenblicklich wieder.

„Sieh da, Monſieur", ſagte ich, „wie geht's?"

„Ach, Sie ſind es, Monſieur", erwiderte er lebhaft. „Ich glaube, wir ſind jetzt Nachbarn."

„Wohnen Sie hier im Hauſe?"

„Hinten im Hofbau, fünf Treppen hoch."

„O dieſes Paris! In einer biedern deutſchen Stadt würde man ſich längſt einen Beſuch abgeſtattet haben!"

Er erröthete.

„Meine Verhältniſſe erlauben mir nicht, Jemanden bei mir zu ſehen", ſtammelte er in augenſcheinlicher Verlegenheit, „ſonſt würde ich . . ."

„I", verſetzte ich lachend, „ich kann mir wohl denken, daß Sie da droben unter Ihrem Dache keine Metternich'ſchen Salons etablirt haben . . . Was thut's? Bei mir finden Sie auch keinen überſchwenglichen Luxus."

„Ich bin verheirathet“, fuhr er fort, „und habe fünf Kinder . . . Die Wohnung iſt ſehr, ſehr beſchränkt, — ich kann wirklich nur meinen allernächſten Freunden zumuthen . . .“

„Nun, ſo ſeien Sie außer Sorgen, ich will Sie nicht eher beſuchen, als bis Sie mich direct dazu auffordern. Aber Sie können mir doch wenigſtens die Ehre ſchenken. Wir haben damals auf der Omnibus-Impériale ſo angenehm geplaudert, daß es mir ein ganz beſonderes Vergnügen machen würde, Sie bei mir zu ſehen. Die Viſite engagirt Sie in keiner Richtung. Wenn es Ihnen in meinen vier Wänden nicht behagt, ſo ſind Sie unbedingt ermächtigt . . .“

„O, Sie ſind zu gütig . . . Schön alſo! Demnächſt werde ich an Ihrer Thüre pochen.“

Höflich grüßend eilte er an mir vorüber; ich aber ſann den Tag hin und her, wie es da oben, fünf Treppen hoch wol ausſehen möchte . . . Ich ſollte es früh genug erfahren.

Monſieur Edouard, ſo hieß der Employé, beſuchte mich am folgenden Sonntag. Ich lud ihn ein, mit mir zu Abend zu eſſen, was er auf's Entſchiedenſte ablehnte. Im Uebrigen ſchien er ſich ſehr wohl bei mir zu fühlen. Die Sympathie, welche ich für ihn empfand, mochte meinem Benehmen gegen ihn etwas beſonders Herzliches und Vertrauliches verleihen. Kurz, wir wurden bald gute Freunde, und ehe der zweite Monat verging, hatte Edouard ſein anfangs ſo zurückhaltendes Weſen völlig verändert. Er machte mich mit ſeiner Familie bekannt; er enthüllte mir ſeine Verhältniſſe mit der Offenheit eines Kindes, dem es eine Befriedigung gewährt, ſeinen Kummer ungehemmt ausſchütten zu dürfen. Und Kummer

war es im vollſten Sinne des Wortes, Kummer, Noth und Elend, was dieſer unglücklichen Familie faſt jede Secunde des Lebens verbitterte und ſchließlich ihren Untergang herbeiführte.

Edouard hatte zwölfhundert Franken Gehalt. Er wohnte ſo beſcheiden als möglich; aber zweihundertundfünfzig Franken, das war doch das Wenigſte, was er für Miethe in Abzug zu bringen hatte. Als Employé des Hôtel de Ville mußte er ſtets anſtändig gekleidet gehen; auch ſeine Frau durfte in dieſer Beziehung nicht ganz und gar die Forderungen der Ziemlichkeit verletzen. Trotz aller Vorſicht, trotz aller Berechnung war es unmöglich, dieſen wichtigen Poſten unter die Höhe von hundertundachtzig Franken herabzudrücken. Machte mit der Wohnung in Summa vierhundertdreißig Franken. Setzen wir nun nach einem ungefähren Ueberſchlag für Wäſche ſechszig Franken an, für Feuerung achtzig, für Licht zwanzig, für die Kleidung und das Schuhwerk der Kinder achtzig, für das Schulgeld vierzig, und für unvorhergeſehene und nicht näher zu bezeichnende Ausgaben neunzig Franken, — Alles die faſt unmöglichen Minima —, ſo blieben für den eigentlichen Lebensunterhalt von ſieben Menſchen vierhundert Franken übrig! Man ſollte es für abſolut unthunlich halten, daß eine Familie mit dieſer armſeligen Summe mehr beſtreiten könnte, als die Nahrungskoſten eines Quartals. Edouard und die Seinen mußten mit vierhundert Franken ein volles Jahr hindurch wirthſchaften. „Aber fragt mich nur nicht wie!“ Das Herz blutet Einem bei dieſem troſtloſen, himmelſchreienden Elend!

Ein Franken und zehn Centimes, — alſo noch nicht neun Silbergroſchen täglich in einer Stadt wie Paris! Das war

der langſame Hungertod in allerbeſter Form! In der That ſtarb eines der Kinder noch in demſelben Herbſte — am Schleimfieber, wie die Mutter meinte, in Wahrheit aber aus Entkräftung.

Ich muß es Madame Edouard nachſagen, ſie wußte das Verhungern der Ihrigen meiſterhaft zu verzögern. Sie verſtand es, die knurrenden Mägen doch wenigſtens zweimal in der Woche zu befriedigen. Aber freilich, es waren ſeltſame Diners, die ſie auftiſchte. Bald kochte ſie zwei Pfund Waizenmehl mit Salz und Waſſer zu einem zähen Brei, — eine Delicateſſe, die bereits drei Viertel ihres täglichen Budgets erſchöpfte. Das wurde dann Abends zur Hauptmahlzeit ſervirt, nachdem ein Theil zum Frühſtück für den folgenden Tag bei Seite geſtellt worden war. Dazu gab es mikroſkopiſche Brodportionen, aber nicht einen Tropfen Wein, ſo unentbehrlich dieſer billige Trank ſelbſt den beſcheidenſten Anſprüchen erſcheinen mag. Bald kaufte ſie in den Markthallen verdorbene Fiſche und ſuchte die ſcheußliche Waare durch eine beizende Zwiebelbrühe weniger ungenießbar zu machen. Bald warf ſie etwas Kohl in einen großen Keſſel und bereitete eine „Suppe“, das heißt, ſie ſättigte ihre Familie mit Waſſer, in welchem einige Blätter herumſchwammen. Kurz, es war im beſten Falle ein ſinnreiches Belügen der gebieteriſch fordernden Natur, und heute noch iſt es mir räthſelhaft, wie es den Unglücklichen gelingen konnte, ſo lange den verheerenden Wirkungen der Entbehrung Widerſtand zu leiſten. Zwei der kleineren Kinder ſind offenbar von Zeit zu Zeit wider Wiſſen der Eltern — betteln gegangen . . . Paris iſt groß und der Hunger thut weh . . . Alle mütterlichen Moralpredigten, alle Grundſätze des

Stolzes ſchmelzen vor dem quälenden Gefühl der Leere, das der junge Organismus, der da wachſen will, doppelt ſchmerzlich empfindet!

In Deutſchland hätte Madame Edouard über ein koſtbares Hilfsmittel verfügt, das ihr den grenzenloſen Jammer wenigſtens um Einiges erleichtert hätte, — über die Kartoffeln. In Paris ſpielt dieſes Hauptnahrungsmittel des deutſchen Proletariats eine untergeordnete Rolle, weil es zu theuer iſt. Auch das Brod hat nicht die gleiche Bedeutung wie in Deutſchland. Mit Einem Worte, die Armen und Elenden von Paris ſind die Elendeſten unter der Sonne!

Die Wohnung der Edouard'ſchen Familie beſtand aus zwei Räumen: einem Zimmer und einer Küche, die indeß faſt einem Verſchlage glich. In dieſem Zimmer befand ſich ein Ameublement der dürftigſten Art: drei Betten, ein Tiſch, ſechs Stühle und ein Schrank aus Eichenholz; das war Alles! Hier waltete von früh bis ſpät Madame Edouard und nähte, ſtrickte, flickte, bügelte und bürſtete ſich ſchier den Baſt von den Fingern. Nur ſo war es möglich, die Garderobe der Familie mit den oben angedeuteten Auslagen zu beſtreiten. Unter dieſen Umſtänden konnte von einem Nebenverdienſte der Frau natürlich nicht die Rede ſein.

Aber — wird man fragen — hätte nicht vielleicht Monſieur Edouard in ſeinen Mußeſtunden . . .? Vollende nicht, grauſamer Leſer! Monſieur Edouard war von Morgens Sechs bis Mittags Zwölf und von Nachmittags Eins bis Abends Sechs beſchäftigt, um nach eingenommener Mahlzeit abermals ins Joch geſpannt zu werden. Manchmal kam er erſt um halb Elf vom Bureau zurück. Nur Sonntag Nachmittags war er frei, aber ſo abgeſpannt, daß er dieſe Friſt unbedingt

ſeiner Erholung widmen mußte, wenn er nicht krank werden wollte!

Eines Tags kam Edouard zu mir auf's Zimmer und bat mich mit zitternder Stimme um ein kleines Darlehn... Seine Frau war ſeit drei Tagen bettlägerig ... Sie bedurfte der Pflege, der Medicamente, des ärztlichen Beiſtandes, ... aber es waren keine hundert Sous mehr in der Haushaltungscaſſe vorräthig ...

Nie hat mich eine ähnliche Bitte mehr erſchüttert als dieſe. Es lag ſo viel Beſcheidenheit, ſo viel Zartgefühl in der Art und Weiſe des unglücklichen Mannes, daß ich in dieſem Augenblick gewünſcht hätte, über die Renten Rothſchild's zu verfügen, — nur um dem Aermſten ein paar Tauſendpfundnoten zu Füßen legen zu können. Ich wußte wohl, daß Edouard, der ſeit Jahren mit dem Deficit rang, kaum jemals im Stande ſein würde, ein eventuelles Darlehn zurückzuzahlen; aber ich glaube, wenn ich Harpagon in Perſon geweſen wäre, ich hätte dieſem bemitleidenswerthen Opfer unſerer ſocialen Mißverhältniſſe gegenüber nicht Nein geſagt. Eine beredtere Berufung an das menſchliche Erbarmen, als Edouard's trüben Blick, hätte ſelbſt Thomas Hood, der Dichter des mark- und beinerſchütternden „Sang of de Shirt", nicht erträumen können!

Dies ereignete ſich im Juni 1870. Zwei Tage darauf trat ich eine Reiſe in die Schweiz an, wo ich von den gewaltigen politiſchen Begebniſſen des Juli, unvorbereitet wie alle Welt, überraſcht wurde. Ich ſollte Edouard nicht wiederſehen. Bei meiner Rückkehr nach Paris fand ich ſeine Wittwe in den jammervollſten Verhältniſſen... Folgendes hatte ſich inzwiſchen zugetragen:

Während der ersten Monate des Krieges ging das Leben der unglücklichen Familie seinen alten gewohnten traurigen Gang. Auch die Belagerung verschlimmerte ihre Lage nicht wesentlich. Die stillen Dulder waren ja von je an die härtesten Entbehrungen gewöhnt, und jetzt lieferte man ihnen die nothdürftigsten Lebensmittel, die sie aus eigenem Vermögen nicht erschwingen konnten, gratis. Im März aber, als die Versailler Regierung vor einer anfangs leicht zu bewältigenden Emeute kopflos zurückwich und Paris dem Pöbel der Vorstädte preisgab, da stürzten so viele Verhältnisse über den Haufen, daß Edouard seinen Posten verlor und im buchstäblichen Sinne des Wortes brodlos wurde. Die Gutherzigkeit der Hausbewohner bewahrte ihn und die Seinen vor dem Aeußersten, und er nahm die freundlich gebotenen Unterstützungen dankbar entgegen, obgleich ihm das Bewußtsein, von der Gnade Anderer zu leben, wie Blei auf der ächzenden Seele lastete . . .

Die Commune organisirte sich. Sie brauchte Beamten. Man gab es Monsieur Edouard an die Hand, sich zu melden. Er zögerte, aber der Hunger überwog. Mit hundertfünfzig Franken monatlicher Besoldung trat er in ein städtisches Bureau ein. Die Familie athmete auf. So glänzend war sie noch nie situirt gewesen.

Aber der Traum war nur von kurzer Dauer. Die regulären Truppen schienen nach wochenlangem Geplänkel endlich Ernst machen zu sollen. Die Unhaltbarkeit der schon um ihrer Principien willen nicht lebensfähigen Commune ward von Tag zu Tag sichtbarer. Der grollende Donner der Versailler Geschütze schien den verblendeten Machthabern des Stadthauses ein nahes, unvermeidliches, furchtbares Ende zu weissagen . . .

Die Maitage erfüllten dieſe Prophezeihung in ungeahnter Weiſe. Mord und Brand wütheten beſtialiſch durch die Straßen der rieſigen Seinekönigin. Die Bataillone Mac Mahon's, durch den zähen Widerſtand der Föderirten erbittert, begingen himmelſchreiende Grauſamkeiten. Wehrloſe Männer und Frauen wurden zu Tauſenden ohne Urtheil und Recht füſilirt. Auch Edouard ſollte ſeinen „Hochverrath" mit dem Leben bezahlen. Irgend ein hämiſcher Schurke denuncirte ihn als Beamten und Helfer der Herren Pyat, Aſſy und Conſorten. Eine Rotte betrunkener Musketiere drang in ſeine Wohnung, riß ihn aus den Armen ſeiner zitternden Familie und ſchleppte ihn an die nächſte Hofmauer, wo er, von fünf Kugeln durchbohrt, ſeine Seele aushauchte. Sein Verbrechen beſtand darin, daß er nicht gelernt hatte, zur größern Ehre des Herrn Thiers Hungers zu ſterben . . .

Wie viele ähnliche Opfer hat die Barbarei der Mac Mahon'ſchen Soldateska geſchlachtet! Und wie viele Unglückliche vom Schlage Edouard's gehen auch ohne das tödtliche Blei in Elend und Verzweiflung langſam zu Grunde! Wahrlich, die Arbeiter in einem Queckſilberbergwerke ſind nicht mehr den nagenden Würmern der körperlichen und geiſtigen Vernichtung ausgeſetzt, als die Pariſer Subalternbeamten! Und Edouard gehörte noch zu denjenigen, die ſich den Forderungen der äußeren Form mehr entziehen, als höheren Ortes eigentlich erwartet wird. Viele ſeiner Collegen halten darauf, wenigſtens ein anſtändiges Empfangszimmer zu beſitzen, und beſchneiden auf dieſe Weiſe ihr Ernährungsbudget noch um ſechszig oder ſiebenzig Franken!

Sollte man es für möglich halten, daß ſich unter dieſen Umſtänden gleichwol bei einer neuerlichen Vacanz in einem der Municipalbureaux dreihundertneunundſiebenzig Bewerber, darunter neunundachtzig verheirathete, gemeldet haben? Das Gehalt der ausgeſchriebenen Stelle betrug neunhundertfünfzig Franken jährlich — und dreihundertneunundſiebenzig Candidaten. O menſchlicher Jammer!

Der Tag eines Petit-Crevé.

Das Wort Petit-Crevé iſt unüberſetzbar, wie alle Bezeichnungen eigenartiger Localproducte*). Seiner buchſtäblichen Bedeutung nach bildet es einen ironiſchen Gegenſatz zu dem Gros-Crevé, dem dickbäuchigen Phlegmatikus, deſſen ewig gültigen Typus wir in dem berühmten Bürger'ſchen Abt von St. Gallen erblicken. Ohne behaupten zu wollen, daß der Name beſonders glücklich gewählt ſei, behalten wir ihn bei, da keiner unſerer begriffsverwandten deutſchen Ausdrücke die culturhiſtoriſche Idee des Petit-Crevé zu erſchöpfen vermag. Unſer „Stutzer" iſt eine weit harmloſere Erſcheinung; noch weniger paßt der „Lebemann", und der „Bummler" müßte zuvor ariſtokratiſch vergoldet werden, wenn er halbwegs genügen ſollte. „Taugenichts", „Tagedieb", ja ſelbſt das vernichtende, mit der gehörigen Betonung zu ſprechende „Bube", — dies Alles enthält ſynonyme Anklänge, ohne das „Petit-Crevé" zu decken.

*) Der nachſtehende Aufſatz folgt in ſeinen weſentlichen Grundzügen einem franzöſiſchen Vorbilde.

Der geneigte Leſer wird das Weſen dieſes moraliſchen Zerrbildes am ſchnellſten und ſicherſten kennen lernen, wenn wir alle Theorie bei Seite laſſen und mit kühner Hand in's volle, practiſche Menſchenleben hineingreifen. Beobachten wir einen Petit-Crevé bei ſeinen „Tagesgeſchäften".

Es iſt zehn Uhr Morgens . . . Jahreszeit und Epoche ſind gleichgültig . . . Der Petit-Crevé macht in vereinzelten Exemplaren Paris ſelbſt im Hochſommer unſicher; und ſtaatliche Umwälzungen vermögen ihn eben ſo wenig zu beeinfluſſen, als den kleinen Bourgeois, den Rentier des Maraisviertels, und viele andere unſterbliche Phyſiognomieen des neunzehnten Jahrhunderts, die unter dem Bürgerkönigthume genau ſo glorreich gediehen, wie unter dem Kaiſerreiche und der Republik.

Zehn Uhr . . . aber noch regt es ſich nicht hinter Gaſton's purpurnen Damaſtvorhängen. Der weiche Pfühl, auf dem der junge Gott ſeinen olympiſchen Rauſch verträumt, iſt noch in tiefes Dunkel gehüllt. Langſam und eintönig tickt die koſtbare Stutzuhr auf dem ſchwarzen Marmorkamine. Eine lebensmüde Nachtlampe, die an ſchweren, ſilbernen Ketten von der Decke herabhängt, gießt über alle Gegenſtände ein roſiges Dämmerlicht. Die Fenſter ſind hermetiſch verſchloſſen . . .

Jetzt ertönt durch die poetiſche Stille dieſes teppichbelegten Putzkäſtchens ein proſaiſches Gähnen. Gaſton wirft ſich drei-, viermal mit ſteigendem Unbehagen hin und her und zieht ſchließlich die Klingel.

François, der Kammerdiener, tritt ehrfurchtsvoll auf die Schwelle.

„Wie viel Uhr iſt's?" fragt Gaſton, noch immer von den dunklen Falten der Bettgardine umwallt.

Der Diener ertheilt die geforderte Auskunft und beeilt ſich auf Gaſton's Wink, eine beſcheidene Doſis abgedämpften Tageslichtes einzulaſſen. Dann löſcht er die Nachtlampe und erbittet ſich die erforderlichen Befehle betreffs der Toilette. Gaſton's Anordnungen richten ſich weſentlich nach den Witterungsverhältniſſen. Bei klarem, wolkenloſem Himmel wird ſein äußerer Menſch vom Kopf bis zu den Füßen anders ſtyliſirt, als bei trüber, nebliger Luft, oder bei Regen. Uebrigens liebt Gaſton eine gewiſſe geniale Buntheit. Er gefällt ſich z. B. ausnehmend in gelblichbraunem Röckchen, ſchwarzweiß carrirter Weſte und fleiſchfarbenen Beinkleidern. Dazu kommt eine große Feinfühligkeit in der Auswahl der Halsbinden, Handſchuhe und Kopfbedeckungen. François, der getreue Kammerdiener, ſteht ſeinem Herrn mit dem Rathe eines gutgeſchulten Geſchmacks redlich zur Seite, und ſo kann es uns nicht wundern, wenn nach Verlauf einer Stunde ein glänzendes Reſultat erzielt iſt . . .

Zunächſt geht Gaſton indeß an's Werk, ſich zu raſiren. Er beſorgt dies ſelbſt, einmal, weil er vor den Händen der Barbiere einen inſtinctiven Abſcheu fühlt, und zweitens, weil dieſer Akt der Verſchönerung ihm eine gewiſſe äſthetiſche Freude gewährt. Wenn er damit fertig iſt, ſo ſalbt er ſich das Geſicht mit einem Gemiſche von drei, vier verſchiedenen Tincturen und legt ſchließlich etwas Poudre de riz auf. Iſt auch dieſe Operation vollendet, ſo naht François, um den Gebieter zu friſiren. Mit geübter Hand weiß er den ſpärlichen Haarwuchs Gaſton's künſtleriſch zu ordnen und dergeſtalt aufzubauſchen, daß der natürliche Mangel weniger ſichtbar wird. Er brennt ihm jene verführeriſchen Locken, die Mademoiſelle Fifine für ſo unendlich maleriſch zu erklären liebt. Eine Flut balſamiſcher

Düfte, die François über die geweihten Scheitel träuft, weckt ſüße Erinnerungen an die Roſenhaine von Schiras und die Veilchenfelder von Nizza.

Während Gaſton ſich ankleidet, geht François hilfreich aus und ein. Gegen dreiviertel auf Elf bringt er ſeinem Herrn auf dem ſchwerſilbernen Briefteller ein Billetdoux, das alſo lautet:

„Mein dickes Hündchen!*)

War das geſtern niedlich bei Madame Sénardot! Schade, daß mein Hündchen nicht dabei war! Die Pfropfen haben geknallt wie die Bomben dieſer garſtigen Prüſſiens, und Deine kleine Lolotte hat keine Hand vor den Mund gelegt! Drei Flaſchen zum Wenigſten! . . . Nicht wahr, ich bin eine häßliche Bibiche? Nun, ich habe mich auch die ganze Nacht herumgewälzt, und mein Herz hat gepuppert: bum, bum, bum, ganz wie dieſer liebe Herr Krupp. O mein dicker Hund, ich habe eine Sehnſucht nach einem recht gediegenen Häringsſalat, — o, eine Sehnſucht! Fifine und der gute Alfred kommen um halb Eins zu mir. Wenn Du nun ſo ein recht netter Junge wäreſt, ſo ſchickteſt Du uns ein paar Paſteten, ein Fäßchen Caviar und einen Korb Sillery und kämſt mit! Nicht wahr, Zuckerherz?

Deine Dich vor Liebe faſt auffreſſende

Lolotte."

Gaſton lieſt dieſes zarte Schreiben mit jenem indifferenten Lächeln, das ſeinen verlebten Geſichtszügen einen ſo unausſprechlich dummen Ausdruck verleiht, und ſchürzt kaltblütig den Knoten ſeiner brandrothen Halsbinde.

*) Eine bei den Damen der Halbwelt ſehr beliebte Zärtlichkeitsformel.

Nach zehn Minuten überreicht ihm der Kammerdiener einen zweiten Brief, der alſo lautet:

„Mein werther Herr Vetter!

Noch einmal wage ich Sie zu beſchwören, mich nicht im Elend verkommen zu laſſen, Sie ſind mein nächſter lebender Verwandter, Sie wiſſen, daß es nicht meine Schuld iſt, wenn ich mich in dieſer verzweifelten Lage befinde. Ich habe mich dreimal an Ihren Herrn Vater gewandt, — aber er hat mich abgewieſen, wie Sie mich abwieſen. Meine Frau wird von Tag zu Tag ſchwächer; ich leide noch immer an den Augen und kann wenig oder nichts verdienen. Morgen ſoll die fällige Miethe bezahlt werden. Ich habe keinen Sous in der Taſche. Der Wirth droht uns auf die Straße zu werfen. Leihen Sie mir zweihundert Franken und ich bin gerettet.

Ihr unglücklicher Couſin

Henri Prédier.“

Gaſton legt dieſe Epiſtel zu dem Billet ſeiner häringslüſternen Freundin und ſetzt ſich den Klemmer auf die Naſe.

„François!“ ruft er in mattem Fiſteltone.

„Monſieur . . .“

„Hier ſind zwanzig Louis. Schicke Jean zu Chevet und laß ein Fäßchen Caviar, vier Hummern, eine Gänſeleberpaſtete und fünfzehn Flaſchen Sillery zu Fräulein Lolotte beſorgen. Aber gleich!“

François verſchwindet.

„Dummer Kerl, mein lieber Couſin“, murmelt Gaſton, indem er die rothen Handſchuhe zuknöpft; „bildet ſich ein, ich hätte meine Banknoten zu nichts Beſſerem zu verwenden, als um ſeine Miethe zu bezahlen. Petit farceur, ce cher Henri.“

Und eine Melodie aus der Großherzogin von Gerolſtein trällernd, ſteigt er die breite, teppichbelegte Treppe hinab.

Betrachten wir uns die äußere Erſcheinung Gaſtons ein wenig näher. Er faßt jetzt vor der Hausthüre auf dem Trottoir Poſto und bietet uns ſo die beſte Gelegenheit zu einem eingehenderen Studium.

Ein niedriger, ſorgfältig gebürſteter Cylinder bedeckt den kleinen, nichtsſagenden Kopf. Sein Antlitz iſt fahl und geiſtlos. Ein zierliches Schnurrbärtchen ſtreckt ſeine ſcharfgedrehten Spitzen in einem Winkel von fünfundvierzig Grad zum Himmel auf. Der ſtenographiſche Anſatz von Backenbart reibt ſich unaufhörlich an dem handhohen Stehkragen. Ein Spazierſtöckchen, dünn wie eine Stricknadel, tanzt lebhaft zwiſchen den langen Fingern herum. Die mittelgroße Geſtalt hat trotz ihrer arroganten Haltung etwas Mattes, Gebrochenes. Die dürftigen Beine ſcheinen jeden Augenblick einknicken zu ſollen. Ueber dem ganzen Menſchen liegt eine aſchfarbene Nüance von Verwelktheit und Markloſigkeit. Gaſton iſt fünfundzwanzig Jahre alt, aber er ſieht aus, als hätte er ſein viertes Decennium hinter ſich . . .

Er ſteht eine Zeitlang unſchlüſſig vor dem Thorweg. Dann ſchlendert er langſam den Boulevards zu, hier in ein reiches Schaufenſter gaffend, dort einen Blick in eine vorüberrollende Equipage werfend, und dort einen Freund begrüßend. Dann zieht er die Uhr und biegt mit einem Nicken der Befriedigung in eine Seitenſtraße ein.

Mademoiſelle Lolotte bewohnt ein elegantes Apartement in der Rue Notre Dame de Lorette. Sie empfängt ihr „dickes Hündchen“ mit holdſeligem Lächeln, und Gaſton küßt ihr mit einer ritterlichen Verbeugung die weiche, weiße Hand.

Das ſpitzenverbrämte Negligé ſteht ihr allerliebſt, und die Schminke iſt ſo kunſtgerecht aufgelegt, daß die Spuren ihrer dreiunddreißig ſtürmiſchen Sommer nur mit der Loupe zu entdecken wären. Auf dem Sopha ſitzt der gute Alfred; in einem der prächtigen ſeidenen Fauteuils lehnt Fräulein Fifine; der Silberkorb und die Delicateſſen ſind bereits zur Stelle Titi, das langhaarige Miniaturwachtelhündchen, durchtobt das reichmöblirte Gemach mit heiſerem Zorngebell . . . Es kann Gaſton nicht leiden, das unvernünftige Thier! . . .

„Fi donc! willſt du ſchweigen, Titi!“ ruft Lolotte im dreigeſtrichenen Cis der Entrüſtung . . . „Es iſt reizend, mein Junge, daß du gekommen biſt . . . Ah, deine Lolotte hat ſolche Sehnſucht nach dir gehabt . . . Aber Fifine, du könnteſt der Bonne ſagen, daß ſie ſerviren läßt . . . Hier, dickes Hündchen, ſetz' dich zu meiner Linken, — auf der linken Seite ſchlägt das Herz . . .“

In dieſem Augenblicke meldet der Diener, daß Alles in Ordnung iſt. Die Geſellſchaft verfügt ſich nach dem Speiſezimmer. Der gute Alfred entkorkt mit wunderbarer Virtuoſität eine Flaſche nach der andern und verſteht es, demungeachtet mit Lolotte im Caviarvertilgen ſo ziemlich gleichen Schritt zu halten. Fifine, die „Freundin“ Lolotte's, eine Art Alterego, das man citirt, wenn man Langeweile hat, um es im geeigneten Moment kaltblütig wieder abzuſchütteln, Fifine wirft ſich mit einem Rieſenappetit auf die Gänſeleberpaſtete und führt ſich Biſſen zu Gemüthe, die einem ausgehungerten Artilleriſten nicht zur Unehre gereichen würden. Nach Verlauf von weniger als einer Stunde ſind zehn oder zwölf der köſtlichen Flaſchen bis auf die Hefe geleert. Ein Haufen zerbrochener Hummerſchalen bezeichnet den Schauplatz der uner-

hörten gaſtronomiſchen Leiſtungen des vierblätterigen Kleeblattes: alles Andere iſt durch die unerſättlichen Gurgeln gewandert. Lolotte liegt ſchmachtend in der Sophaecke und kämpft mit dem Schlucken. Der gute Alfred hat ſämmtliche Knöpfe ſeiner Weſte geöffnet. Fifine iſt vollſtändig „abgefallen“; ſie liegt langwegs am Boden und ſchnarcht wie ein Scheunendreſcher.

Gaſton, der von den Vieren am mäßigſten zu Werke gegangen iſt, betrachtet die Schlafende mit einem ironiſchen Lächeln.

„Und heute Abend?“ fragt Lolotte, indem ſie ſich mit dem Taſchentuch Kühlung fächelt.

„Ah ma chère, ich bin troſtlos. Die gnädige Tante hat mich zum Diner befohlen; vor Mitternacht werde ich nicht frei . . .“

„Schade, Chienchien, ich dachte, wir würden uns bei Madame Toulemouche treffen . . . Die Soirée wird heute glänzender als je . . . O, und man ſpielt, Chienchien, — ſo hoch, ſo hoch, es iſt zum Entzücken! Die Füchſe rollen nur ſo über den Teppich . . .“

„Schade, Bibiche, in der That, — aber was willſt du? Ich kann die alte Hexe nicht vor den Kopf ſtoßen: ſie iſt empfindlich wie ein rohes Ei, — und neunmalhunderttauſend Franken ſind doch auch keine Kartoffelſchalen . . . Man muß Rückſicht nehmen, Bibiche . . .“

Er ſieht auf die Uhr.

„Sacre bleu, ſchon Zwei! Ich habe um halb Drei ein Rendezvous mit cher papa . . . Dringende Geſchäfte . . .“

„Du gehſt? Häßlicher! Lolotte will dich hier behalten . . .“

„Unmöglich, mein Engel . . . cher papa wartet bei Tortoni . . .“

„Nun denn, ſo mach', daß du fortkommſt! Apropos, Chienchien . . . (ſie zieht ihn zu ſich heran) . . . Du könnteſt ſo liebenswürdig ſein . . . und . . ."

Gaſton läßt ein paar Hundertfranksnoten in ihre Hand gleiten und erhebt ſich.

„Adieu, guter Alfred . . . Lolotte auf Wiederſehen . . ."

Er verſchwindet mit einem graziöſen Kopfnicken. Lolotte legt den Daumen an die Naſenſpitze und macht mit den übrigen vier Fingern eine Geſte, die ungefähr ſo viel heißt, als: Dummkopf. Der gute Alfred lächelt ein Lächeln des Verſtändniſſes.

Um halb Drei trifft Gaſton ſeinen Vater bei Tortoni.

„Sieh da, Gaſton, du biſt ja pünktlich . . ."

„Ah, du weißt, ich brauche Geld, Vater . . ."

„Taugenichts! Und wenn ich keins hätte, mein ſüßer Junge . . .?"

„Pah, du und kein Geld . . .!"

„Scherz bei Seite, Gaſton, die Geſchäfte gehen miſerabel. Bei der letzten Affäre habe ich kaum hunderttauſend Franken verdient."

„Kannſt du mir hundert Louis geben?"

„Da! Apropos, weßwegen ich dich ſprechen wollte . . . Sie bekommt eine halbe Million mit, aber man ſagt, ſie ſei ſehr wähleriſch . . . Du wirſt dich anſtrengen müſſen . . ."

„Wahrhaftig, Papa, du thuſt, als wäre ich ein Gelbſchnabel! Was denkſt du von mir? Ich heiße Gaſton Fripancourt! . . ."

„Gut denn! Alſo heute Abend bei der gnädigen Tante. Aber ſei nicht ſo leichtfertig! Das Mädchen iſt ſehr gut erzogen . . ."

Ueber Gaſton's Lippen gleitet ein überlegenes Lächeln. Er erhebt ſich.

„Ich bin ſehr eilig, Papa! Auf Wiederſehen!“

Er reicht ſeinem würdigen Vater den kleinen Finger der linken Hand und verläßt das Kaffeehaus mit einer eleganten Pirouette.

Er beſteigt eine Droſchke und fährt nach ſeiner Wohnung.

Er kleidet ſich um.

Gegen halb Vier ſchwingt er ſich in den Sattel Briancourt's, Rambouillet's oder Waſhington's und galoppirt dem boulogner Gehölz zu. Er glaubt keinem antiken Helden, keinem Ritter des Mittelalters an Reiz der Erſcheinung nachzuſtehn. In Wahrheit gemahnt er an den ſinnreichen Junker des unſterblichen Cervantes.

Unweit Auteuil begegnet er einem reichausgeſtatteten Landauer, in deſſen Fond eine von Putz ſtrotzende, übermäßig geſchminkte Dame neben einem Herrn ſitzt, der an ſorgfältiger Behandlung des äußeren Menſchen mit Gaſton wetteifert.

„Tiens, tiens!“ murmelt der Jüngling vor ſich hin, „da kommt Mama . . .!“

„Bon jour! Bon jour, maman! Bon jour, Monsieur Bêtissier!“

„Bon jour, Gaston!“

Und flüchtig, wie die Schwalben, ſauſen Mutter und Sohn aneinander vorüber.

Um halb Sechs iſt der Ritt beendigt. Gaſton kleidet ſich zum dritten Male um und fährt zur Tante . . .

Das Diner iſt zum Sterben langweilig. Der hoffnungsvolle Petit-Crevé findet Fräulein Mélanie, die junge Dame, von der ihm ſein Vater geſprochen, im höchſten Grade un-

liebenswürdig. Mélanie iſt nämlich ein gebildetes, feinfühliges Mädchen, — keine „Pariſerin“, — und läßt Herrn Gaſton mit allen ſeinen verbrauchten Fadaiſen kaltblütig abfahren. Dieſe Zurückhaltung bringt eine allgemeine Verſtimmung hervor. Tante Babouche wünſcht die projectirte Verbindung ſo dringend, daß Mélanie's Benehmen ihre Nerven angreift. Man trennt ſich bereits um halb Elf. Gaſton meint, es ſei nun noch Zeit, zu Madame Toulemouche zu fahren. Die Soiréen der Madame Toulemouche dauern nämlich in der Regel bis gegen zwei Uhr. Gedacht, gethan. Um elf Uhr ſteigt er die magiſch erleuchtete wohlbekannte Treppe hinan . . .

Madame Toulemouche war in ihrer Jugend eine Geſinnungsgenoſſin Lolotte's. Jetzt „macht ſie ein Haus“. Jeder „Gentleman“ hat Zutritt, — aber die „Einladungskarte“ koſtet zwanzig Franken. Die Geſellſchaft ſetzt ſich aus den Elementen zuſammen, die wir bereits bei dem kleinen Gabelfrühſtück in der Wohnung Lolotte's kennen gelernt haben.

Gaſton tritt ein und findet ſeine Bibiche im zärtlichſten Zwiegeſpräche mit . . . cher papa.

Tableau!

„Verdammter Junge, ich glaubte dich bei Tante Babouche . . .“

„Cher père, du thäteſt beſſer, wenn du an deine Börſengeſchäfte dächteſt . . .“

„Aber mon dieu!“ ruft Lolotte, „wer wird ſich um einer ſolchen Kleinigkeit willen aufregen!“

„Gaſton!“ flüſtert Fifine . . . (ſie iſt natürlich gleichfalls von der Partie) . . .

„Was gibt's?“

„Trau ihr nicht! Sie betrügt dich!“

„Eh, mir iſt's Wurſt! Heda, Jean! Ich verdurſte bald!"

Jean reicht Veuve Cliquot in Eis.

Um zwei Uhr iſt Gaſton das, was die Kunſtſprache des Petit-Crevé „paf" nennt, d. h. er liegt unter'm Tiſch.

Der gute Alfred oder ſonſt eine mitleidige Seele packt ihn in eine Droſchke und übermittelt ihn dem Kammerdiener.

Mühſam kleidet François den Schwerberauſchten aus. Nachdem er mit der heiklen Aufgabe zu Stande gekommen iſt, kreuzt er die Arme vor der Bruſt und murmelt kopfſchüttelnd vor ſich hin:

„Wenn's doch unſer Einer auch einmal ſo gut hätte! Das rührt den ganzen Tag weder Hand noch Fuß, und iſt jeden Abend ſelig wie ein Küſter bei der Kindtaufe!"

Dann löſcht er das Licht und legt ſich mit dem Bewußtſein zu Bette, daß die ſocialen Verhältniſſe dringend einer Reform bedürfen . . .

Dies, lieber Leſer, iſt das Tagewerk eines Petit-Crevé von echtem Schrot und Korn, dies iſt die Atmoſphäre, in der er athmet und gedeiht! Mitunter iſt ſein Vater kein ſolcher Tropf, wie der cher papa Gaſton's; mitunter fährt ſeine Mutter nicht mit Monſieur Bêtiſſier in's Bois: aber im Allgemeinen läßt ſich ſagen, daß ſeine Familie nicht viel mehr taugt, als er ſelbſt. Der Pilz wächſt am liebſten in ſumpfigem Boden.

Der Petit-Crevé iſt eine der traurigſten Krankheiten des modernen Frankreich, und zwar erſcheint das Uebel darum ſo gefährlich, weil es auch die weniger faulen Elemente mit reißender Schnelligkeit anſteckt. Von den Söhnen reicher Familien gehören mindeſtens fünf Sechſtel in die Klaſſe dieſer miſerablen, herz- und geiſtloſen Tagediebe; ſelbſt diejenigen,

die von Natur zu etwas Beſſerem beſtimmt zu ſein ſcheinen, laſſen ſich von dem blödſinnigen Taumel ergreifen, — weil es Mode iſt. Der Petit-Crevé iſt allen höheren menſchlichen Intereſſen völlig abgeſtorben. Weder für Kunſt und Wiſſenſchaft, noch für Literatur und Politik fühlt er die mindeſte Theilnahme; ſeine einzige Lectüre beſteht in den Abgeſchmacktheiten der Boulevardpreſſe, in den pikanten „Mannigfaltigkeiten“, in den armſeligen Witzen der Skandalchronik. Ob ſich eine kirchliche, politiſche oder geſellſchaftliche Revolution vollzieht, ob ein Alexander von Humboldt oder ein Charles Dickens ſtirbt, ob Kirchhoff die Wunder der Spektralanalyſe entdeckt, ob die Venus von Milo vom Petroleum der Commune bedroht wird, — dies Alles iſt ihm ſo völlig gleichgültig, ſo langweilig, ſo wenig „chic“, daß er einen Menſchen, der ihm davon reden wollte, für irrſinnig halten würde. Mit einem Worte, der Petit-Crevé iſt die verkörperte Entwürdigung des Mannes, — ein Hohn auf den denkenden Geiſt, eine Carricatur, die man nur nachzuzeichnen braucht, um in der Bruſt jedes geſunden Beſchauers den heilſamſten Ekel zu erwecken. Jeder Tagelöhner, der ſein Brod mit der niedrigſten, unerquicklichſten Arbeit verdient, darf ſich dieſen troſtloſen Geſellen gegenüber in die Bruſt werfen und ſein dürftiges Mahl mit dem Bewußtſein verzehren, daß der Himmel ihn im Vergleich mit dem Petit-Crevé reichlich begnadet hat!

Literariſche Landſtreicher.

Es exiſtirt kein leichteres Metier, als das eines Journaliſten und Schriftſtellers. Lockt mich der Stand eines unbeſoldeten norddeutſchen Regierungsaſſeſſors, ſo habe ich eine Reihe gefahrdrohender Prüfungen zu überwinden, deren jede einen wahren Wuſt von Gelehrſamkeit erfordert. Begeiſtert mich die Stellung eines Secondelieutenants mit fünfundzwanzig Thalern monatlicher Gage, ſo muß ich mich entweder im Cadettenhauſe ſieben Jahre hindurch mit Kaldaunen und mathematiſchen Formeln großfüttern laſſen, oder meinen ungeleckten Geiſt der ſogenannten „Preſſe“ eines penſionirten Hauptmanns übergeben, der alsdann mit Noth und Mühe das Verſäumte nachholt und das verwahrloſte Gemüth in die gehörige Verfaſſung bringt. — Um Schuſter, Schloſſer, Schneider oder Handſchuhmacher zu werden, bedarf der Menſch gründlicher Vorſtudien und eifriger Arbeit. Nur Journaliſt und Schriftſteller wird man über Nacht, ohne weitere Präparation, ohne Fachkenntniſſe, ſelbſt ohne Talent. — Alles, was man zur Ergreifung dieſes nicht mehr ungewöhnlichen Berufes bedarf, iſt ein Tintenfaß, eine nicht gar zu verroſtete Feder und einige

Octavhefte geleimten Papieres. — Wie mit einem Zauberſchlage iſt der Commis, der Barbier, der Poſtexpedient von geſtern in den Autor von heute verwandelt. Victor Hugo und Nefftzer ſind plötzlich ſeine Collegen geworden. Vorſtadtblätter, in denen der Neuling debutiren kann, exiſtiren zu Dutzenden. Die Honorare, die man hier bezieht, beſtehen freilich nur in einem Freiexemplare — — allein was thut's! Man hat doch wenigſtens Gelegenheit, die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen ... man wird bekannt ... berühmt ... Die glänzendſten Offerten werden mit der Zeit nicht ausbleiben — und ein vergoldeter Lorbeerkranz iſt das ſchöne Ziel, das der angehende Federheld ſchon mit den Händen greift ...

Die vorgeſchilderten Illuſionen ſind ſo allgemein verbreitet, daß in Paris der Journalismus geradezu als die letzte Zuflucht aller verunglückten Exiſtenzen betrachtet wird. — Der bankerotte Kaufmann, der Stutzer, der ſein Vermögen durchgebracht hat, der gemaßregelte Beamte, der plötzlich brodlos geworden iſt — ſie alle werfen ſich in letzter Linie auf das Schriftſtellern. Die Leſewuth des Pariſer Publikums iſt ſo koloſſal, daß nicht genug geſchrieben und gedruckt werden kann: was ſcheint alſo verführeriſcher, als hier mit dem Strome zu ſchwimmen, und aus dieſer Begierde klingendes Capital zu ſchlagen?

In ſehr vielen Fällen gelingt es ſelbſt der Mittelmäßigkeit, zumal wenn ſie ſich auf's Intriguiren und Schwindeln verſteht, eine leidliche Situation zu erringen. So kenne ich beiſpielsweiſe einen jungen Mann, der, ehedem in einem Ellenwaarengeſchäfte angeſtellt, das Magazin mit dem Pulte des „Feuilletoniſten" vertauſcht hat und gegenwärtig an 10,000 Francs jährlich verdient. Seine Thätigkeit erſtreckt ſich aus-

ſchließlich auf die ſogenannten Faits-divers, die Mannigfaltigkeiten, die ſich ſo raſch in der Gunſt der Pariſer Leſewelt feſtgeſetzt haben. Die meiſten ſeiner Artikelchen ſind pure Erfindung: auch fehlt ihnen unter acht Fällen ſieben Mal die Pointe! Allein er ſchreibt, wie die Mehrzahl der aufgeweckten Köpfe in Frankreich, einen recht hübſchen, launigen und eleganten Stil und führt regelmäßig die Straße und Hausnummer an, wo ſich dieſes oder jenes Ereigniß zugetragen haben ſoll — ein Umſtand, der ſeinen Lügen den Schein der Wahrhaftigkeit leiht — und ſo kommt es, daß eines der geachtetſten Journale der Weltſtadt ihm ſeine, unter uns geſagt, höchſt werthloſen Bagatellen verhältnißmäßig glänzend honorirt.

Der junge Mann, von dem ich erzähle, hat indeß unläugbar eine gewiſſe Begabung. Er erfreut ſich auch einer mäßigen Bildung, d. h. er kennt die Geſchichte ſeines Vaterlandes in ihren Umriſſen, und weiß, daß Friedrich der Große im vorigen Jahrhundert gelebt hat! — Ich bin überzeugt, daß er nie eine ſeiner erfundenen Scenen an den Dünen des böhmiſchen Meeresſtrandes oder im pommerſchen Hochgebirge ſpielen laſſen würde. Die Namen Kant und Shakeſpeare weiß er an geeigneten Stellen mit viel Aplomb anzubringen. Im Converſationslexicon verſteht er zu blättern, wie kein Zweiter, und einer ſeiner Bekannten aus dem Quartier latin war ſo freundlich, ihm zwanzig oder dreißig kernhafte Citate aus Plato und Ariſtoteles aufzuzeichnen, ſo daß nun auch in dieſer Hinſicht für die wünſchenswerthen Geiſtesblitze beſtens geſorgt iſt. Der deutſchen Sprache iſt er leider nicht mächtig, ſonſt würde er ſich ohne Zweifel Büchmanns „Geflügelte Worte“ anſchaffen, wie kürzlich ein Lübecker Correſpondent der Berliner „Poſt“. Vielleicht erſcheint demnächſt von dieſem

intereſſanten und nützlichen Werkchen eine franzöſiſche Ueberſetzung. Dann iſt mein junger Freund ein gemachter Mann! Seine Faits-divers werden von Gemeinplätzen aus allen Idiomen der Welt ſtarren, und die Gelehrten des „Gaulois“ und des „Figaro“, die bis jetzt nur über das Shakeſpeare'ſche „To be or not to be“ und das Dante'ſche „Lasciate ogni speranza“ verfügten, dürften in ernſtliche Verlegenheit gerathen, wenn ſie es dem unſcheinbaren Mannigfaltigkeitler zuvor thun wollen!

Es gibt indeß Hunderte von improviſirten Journaliſten und Schriftſtellern, denen es auch an den nothdürftigſten Fähigkeiten gebricht. Nachdem ſie vier Monate hindurch vergeblich auf die „glänzenden Offerten“ gewartet haben, die ihnen aus ihrer Mitarbeiterſchaft an irgend einem obſcuren Winkelblatte erwachſen ſollten, verſuchen ſie es mit einem einactigen Luſtſpiel bei dem Théâtre Bobino oder in den Folies-Marigny. — Gleicher Erfolg. — Entweder wird ihr dramatiſches Product von vornherein zurückgewieſen, oder es fällt bei der erſten Aufführung ſo polternd und raſſelnd durch, daß der Director für eine Wiederholung dieſer Blamage in den dringendſten Ausdrücken dankt. Ein Roman aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten erlebt ein nicht minder entmuthigendes Schickſal. Kein Verleger iſt ungebildet genug, um den craſſen Blödſinn dieſes Kalibers in ſeine Offizin zu ſchicken. Keine Zeitung mag ihr Rez-de-chaussée mit ſolchem Schunde verunreinigen. — Der unglückliche Pſeudoſchriftſteller läuft von Hinz zu Kunz, von Pontius zu Pilatus. Umſonſt. Hier empfängt man ihn mit höflichem Achſelzucken, dort weiſt man ihm kurzer Hand die Thür. Nach Verlauf einiger Jahre exiſtirt in Paris kein Blatt, keine Bühne, keine Ver-

lagshandlung, wo ſich der fragliche Autor nicht unmöglich gemacht hätte. Mit Ach und Weh hat er inzwiſchen ſein Leben gefriſtet. Insgeheim war er herablaſſend genug, Manuſcripte glücklicherer Collegen ins Reine zu ſchreiben, Noten zu copiren, oder Unterricht zu einem Franken die Stunde zu ertheilen. Endlich wird ihm die Sache zu toll. Er iſt es müde, wie ein Narr zu hoffen und zu harren. Sein Stolz iſt gebrochen; mit ſich und der Welt zerfallen, beſchließt er, literariſcher Landſtreicher zu werden.

Zunächſt erſteht er für die ihm erübrigende Baarſchaft einen ſchwarzen Frack, eine weiße Binde und einen Cylinder. Er bezahlt dieſe Kleidungsſtücke baar, da ihm ſeit mehr denn zwei Jahren Niemand mehr borgt. Alsdann wandelt er zum Antiquar und kauft fünf oder ſechs gelehrt ausſehende Quartbände. Eine Notizmappe, eine Brieftaſche und ein academiſches Tintenfaß vollenden die Ausrüſtung des gerechten und vollkommenen literariſchen Landſtreichers.

Ich gedenke nun im Folgenden die Allgemeinheit durch einen concreten Fall zu erſetzen und zu berichten, wie ein ſolcher Vagabund im Frühjahr 1868 Paris verließ, um in der Provinz ſein Heil zu verſuchen. Glouglou — ſo nennen wir den fahrenden Induſtrieritter — hatte faſt fünf Jahre nach Lorbeeren gerungen, die nicht für ihn zu wachſen ſchienen. — Eines Morgens wappnete er ſich in der oben geſchilderten Weiſe und ſchrieb alsdann an einen ſeiner wenigen Freunde folgenden Brief:

„Mein dicker Hund!*)

Die Atmoſphäre der Hauptſtadt beginnt mich anzuekeln.

*) Vergleiche den Brief Lolotte's in der vorigen Skizze.

— Hier iſt Alles Coterie, Clique, Schwindel! Das Verdienſt kann in dieſer Umgebung unmöglich zum Durchbruch kommen. — Ich bin daher geſonnen, ein günſtigeres Terrain aufzuſuchen. Ich werde zunächſt mit Vorleſungen über die Dramen Victor Hugo's debütiren, und zwar in Rouen. — Die kernhaften Bewohner dieſer ſchlichten Provinzialſtadt ſind noch nicht von den Vorurtheilen des Pariſer Pöbels angekränkelt. — Sie werden mir ein unbefangenes Gemüth entgegenbringen, ein weißes Blatt, auf das ich ſchreiben und zeichnen kann, was mir beliebt. — Ich hoffe, mir in Rouen bald eine ehrenvolle Stellung zu erringen und werde dich alsdann ſchleunigſt benachrichtigen, um dich gleichfalls zur Ueberſiedlung zu veranlaſſen. Einſtweilen würdeſt du mich verbinden, wenn du mir einige Napoleons zur Verfügung ſtellen könnteſt. Die Auslagen, welche meine Equipirung erforderte, waren ſtark, und ich bin dir ja ſicher! — Mit beſtem Gruß

Dein alter

Glouglou."

Der „dicke Hund", an den dieſe Zeilen gerichtet waren, mußte indeß in die Zukunft ſeines Freundes kein beſonderes Vertrauen haben, denn er ließ deſſen Brief unbeantwortet, und als Glouglou kurz vor ſeiner Abreiſe bei ihm vorſprechen wollte, war Niemand zu Hauſe. Dieſe Treuloſigkeit trug das Ihrige dazu bei, den Entſchluß des verkannten Schriftſtellers zu kräftigen; Geld zu machen, um jeden Preis — das war von nun an der einzige Gedanke, der in Glouglou's großer Seele Raum fand. Rückſichten auf gewiſſe Vorurtheile von Anſtand und Ehre brauchte er fürderhin nicht zu nehmen, er, den Paris ausgeſtoßen, er, den ſein langjähriger Jugendfreund verrathen, er, den das Schickſal ſo zu ſagen ſyſtematiſch mißhandelt

hatte. Was in aller Welt zeichnete denn dieſen Villemeſſant ſo außerordentlich vor ihm aus, daß er, der Chefredacteur des „Figaro“, von allen Pariſern und Pariſerinnen verhätſchelt, von allen Blättern des In- und Auslandes citirt, von allen Journaliſten der Welt beneidet wurde, während er, Glouglou, geſottene Kartoffeln und Speck dinirte und trotz ſeiner unermüdlichen Anſtrengungen dem großen Publicum ſo unbekannt geblieben war, wie der erſte beſte Ouvrier aus der Vorſtadt? „Villemeſſant hat Talent“, ſprach Glouglou bei ſich ſelbſt; „aber ſchwerlich ſo viel als ich! Villemeſſant beſitzt Kenntniſſe, allein ich ſchwöre, daß er kein Maturitätsexamen beſtehen könnte! Villemeſſant hat ein paar ſchlechte Novellen geſchrieben: ich habe drei culturhiſtoriſche Romane fertig — und nur die Bornirtheit der Verleger trägt die Schuld, wenn mein Name noch nicht in beiden Hemiſphären wiederklingt! Nein! Angeſichts dieſer unverkennbaren Ungerechtigkeit der Vorſehung wäre ich ein Feigling, wenn ich noch eine Secunde ſchwanken wollte! Vorwärts!“

Glouglou löſte nach dieſem Selbſtgeſpräch ein Billet dritter Claſſe nach Rouen, und drei Tage ſpäter verkündete die dortige Localpreſſe: „Der in weiteren Kreiſen vortheilhaft bekannte Literarhiſtoriker Glouglou werde Sonnabend den 12. April, Abends acht Uhr im großen Saale der Herren Heurtevant und Schleſinger einen Ciklus von Vorleſungen über die dramatiſchen Werke Victor Hugo's eröffnen.“ Selbſtverſtändlicher Weiſe war die Bemerkung nicht vergeſſen: „Herr Glouglou kommt direct von Paris, wo er über die Poeſien Lamartine's mit dem glänzendſten Erfolge „conferenzirte“. Das Entrée ſetzte der neugebackene Profeſſor auf drei Franken feſt. Kinder und Militairs ohne Charge die Hälfte.

Die Idee, Victor Hugo's Dramen zum Gegenſtand eines populären Vortrags zu machen, war zwar, von Glouglou's Standpunkte betrachtet, eine verwegene; denn um ſeine dramaturgiſchen, äſthetiſchen und literaturgeſchichtlichen Kenntniſſe war es ſchlecht beſtellt, und überdies fehlte ihm jedes rednerische Talent. Allein das Project hatte doch noch immer etwas halbwegs Ehrenhaftes und Nobles. Präcedenzfälle aller Art exiſtiren zu Dutzenden. Hatte Profeſſor B. in München nicht verſchiedene Abhandlungen über Schädellehre in die Welt geſetzt, ohne von ſeinem Thema auch nur eine blaſſe Vorſtellung zu beſitzen? War nicht der große Kalauerfabrikant Saphir als Muſikreferent, Napoleon III. als Geſchichtsſchreiber aufgetreten? Warum ſollte da Glouglou nicht als theoretiſcher Dramaturg die Tribüne beſteigen? Für die nothdürftigſten Hülfsmittel hatte er geſorgt. Unter Andern gab ihm Villemain ſehr ſchätzbare Notizen an die Hand. Die Biographienſammlung von Vaperau beſaß er gleichfalls. Er durfte alſo nach den Grundſätzen der modernen Populärwiſſenſchaft die Bevölkerung von Rouen in die Schranken fordern, ohne ſich eines Betrugs ſchuldig zu machen.

Der Leſer erräth natürlich im Voraus, daß Glouglou mit ſeinen Vorträgen Fiasco machte. Die erſte „Conference“ war leidlich beſucht; nach Abzug der Tagesunkoſten verblieb unſerm Pſeudoprofeſſor eine runde Summe von zweihundert Francs. — Der zweite Verſuch mißglückte indeß vollſtändig. Im „Journal de Rouen“ vom 13. April erſchien eine vernichtende Kritik, die ſich nicht nur auf die jämmerliche Leiſtung Glouglou's, ſondern geradezu auf ſeine Perſon bezog und ihn ziemlich unverblümt als frechen Schwindler bezeichnete. — Die zweite Vorleſung war daher nur von drei Perſonen,

nämlich von dem Redner ſelbſt, dem Saaldiener und einem penſionirten Cavallerieofficier beſucht, und Glouglou hatte ein Deficit von achtunſiebzig Francs zu decken. Die übrigen Journale der Normandie reproducirten die „Warnung“ des „Journal de Rouen“, ſo daß der vermeſſene Abenteurer in Hâvre, das er nunmehr zum Schauplatz ſeiner Thaten erkor, bereits unmöglich geworden war, bevor er noch ſeine Abſichten öffentlich ankündigte. — Ehe drei Wochen verſtrichen, gab es in Nordweſtfrankreich keinen Zeitungsleſer, der nicht wußte, was die Glocke geſchlagen hatte. — Um eine andere Gegend des franzöſiſchen Gebietes heimzuſuchen, dazu fehlte es Herrn Glouglou an Geld. Er hätte ſich gerne nach Bordeaux begeben; die dortige Bevölkerung gilt für leichtgläubig; allein mit zwanzig Francs löſt man kaum ein Hundebillet für dieſe Strecke, und ſo tief war Glouglou noch nicht geſunken . . .

Jetzt erachtete er den Zeitpunkt für gekommen, um zu einem Mittel zu greifen, das viele ſeiner Leidensgenoſſen bereits vor ihm mit Erfolg angewandt hatten.

Er vertauſchte ſeinen Namen mit dem eines bekannten Pariſer Journaliſten und reiſte nach Caen. — Dort bezog er eine hübſche Wohnung in einem der erſten Hôtels und machte alsdann ſämmtlichen Honoratioren dieſer ehrſamen Provinzialſtadt ſeine Viſiten. Mit vieler Wichtigkeit ließ er überall durchſchimmern, er ſei gekommen, Caen und die Normandie zu ſtudiren. Phraſen, wie: „dieſe hochintereſſante Stadt“ — „dieſes reichgeſegnete Land“ — „dieſe originelle, tüchtige Bevölkerung“, regneten nur ſo von ſeinen Lippen. „Freilich“, ſagte er zu Mr. Bloum, dem zweiten ſtädtiſchen Notar, „freilich man hat ſchon viel über die Normandie geſchrieben; . . . allein, geſtehen Sie's, doch immer mehr im Genre der an-

muthigen Plauderei, des Feuilletons . . . man hat die landſchaftlichen Reize, die hiſtoriſchen Erinnerungen, die baulichen Eigenthümlichkeiten der Städte in den Vordergrund gedrängt und den Hauptnachdruck auf eine poetiſche, farbenreiche Schreibweiſe gelegt . . .“

Mr. Bloum nickte verſtändnißinnig.

„Ich aber“, fuhr Glouglou (oder, wie er ſich jetzt nannte, Charles M . . . . . t) mit vieler Wichtigkeit fort — „ich aber werde meine Aufgabe aus einem practiſchern, und darum höhern Geſichtspunkte auffaſſen. Ich bin geſonnen, die Normandie — und beſonders Caen — in ihrer productiven Bedeutung darzuſtellen. Meine Arbeit wird eine nationalökonomiſche Monographie werden. Der Baumwollenindustrie und dem Cidre gedenke ich eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen . . . Ich wende mich an die Gefälligkeit aller Notabilitäten von Caen . . . Nur von Ihrer bereitwilligen Unterſtützung darf ich die erwünſchten Reſultate hoffen. Jede, auch die anſcheinend unbedeutendſte Notiz iſt mir willkommen. Klären Sie mich über Alles auf, was Ihren Handel, Ihre Fabriken, Ihren Landbau, Ihre Bodenverhältniſſe betrifft. Kein Detail iſt hier überflüſſig . . .“

Der Notar Bloum verſprach ihm ſeine eifrigſte Mitwirkung. Ein Gleiches that der Maire, Monſieur Dortognac; der reiche Kaufherr Babrillard in der Rue du Commerce; der Cidre-Producent Vabontrain von der Place du Prince; kurz, die ganze „gute Geſellſchaft“ von Caen. Ueberall hatte Glouglou beſcheiden anzudeuten gewagt, welchen Vortheil jeder einzelne Geſchäftsmann aus dem projectirten Werke zu ziehen vermöchte . . . Eine Reclame iſt nie zu verachten — und nun gar eine ſolche Reclame, wie Glouglou ſie darbot!

Ein Werk, das für ganz Europa geſchrieben, ohne Zweifel im erſten Jahre drei, vier Auflagen erleben würde. — Das war denn doch zu verführeriſch . . .

Vor allen Andern ſchien ſich der Cidre-Producent Babontrain für das große Unternehmen zu intereſſiren. Er war außerordentlich reich, dabei eitel und ehrgeizig, und mit ſeinen ſämmtlichen Collegen verfeindet.

„Wie wäre es", dachte Babontrain, „wenn ich Herrn Charles M . . . . . t meinen Rivalen vor der Naſe wegſchnappte? Schriftſteller ſind gegen Geld und gute Worte nicht unempfindlich . . . Welcher Triumph, wenn in dem Buche mein Name mit allen erdenklichen Lobſprüchen überſchüttet wäre, indeß Nachbar Lazaire und der dicke Jobard von drüben als unbedeutende, oder gar unſolide Kleinkrämer figurirten? Die Idee iſt herrlich! . . ."

Gedacht, gethan. Babontrain war von jetzt ab der Artigſte unter den Artigen. Er lud Glouglou ein, „ſein niederes Dach zu beehren"; er ſtellte ihm drei ſeiner ſchönſten Zimmer zur Verfügung, und bat ihn, ſich ganz wie zu Hauſe zu betrachten. Glouglou ließ ſich das nicht zweimal ſagen... Er machte es ſich ſo behaglich als möglich und beſtrebte ſich, die ganze Familie durch Schmeicheleien und Aufmerkſamkeiten aller Art für ſich einzunehmen. Er ſpielte mit den Mädchen und tollte mit den Knaben; die Bonne kniff er in die Wangen und der Hausfrau hielt er das Garn beim Aufwickeln. Selbſt den Hund ſtreichelte er mit unwiderſtehlicher Zärtlichkeit. Herrn Babontrain ſelber, deſſen Beweggründe er ſehr bald durchſchaut hatte, wußte er mit jedem Tage immer mehr in Eifer zu bringen. Gelegentlich las er ihm wol eine kurze Notiz vor, die in dem künftigen Werke ihre Verwendung fin-

den ſollte. Vabontrain ſchmunzelte dann und rief: „Bravo, Braviſſimo“, denn die fragliche Notiz war immer ſehr „zweckmäßig“ arangirt, und, wie der Cidre-Producent hervorhob, ſehr wahr und gerecht. So verſtrich Monat um Monat. Die Kinder des Hauſes begannen Herrn Charles M.....t bereits Onkel zu nennen. Vabontrain hatte Schmollis mit ihm getrunken. Das Jahr ging zur Neige.

Da bat der Wirth ſeinen Gaſt, ihm nun endlich einmal einen Einblick in das bisher ſo geheim gehaltene Manuſcript geſtatten zu wollen. Als Freund habe er das Recht, dieſe Gunſt zu beanſpruchen. Es wolle ihm ſcheinen, als bevorzuge Charles die Beobachtung zum Nachtheile der Darſtellung. Er müſſe doch nun allmählich mit dem Sammeln des Stoffes fertig geworden ſein ꝛc.

Glouglou erwiderte, in drei Monaten werde er das vollendete Werk der Familie Vabontrain zu Füßen legen. Bis dahin möge man ſich gedulden! Es ſei ein alter ſchriftſtelleriſcher Grundſatz, ein Manuſcript nicht eher an's Tageslicht zu ziehen, als bis der letzte Federſtrich abgetrocknet ſei. Uebrigens danke er ſeinem theuren Freunde für das fortgeſetzte lebhafte Intereſſe.

So verſtrichen abermals einige Monate. Da ſtieg eines Abends im Hôtel d'Angleterre ein junger Mann ab, der ſich bei dem Wirth eifrig nach den journaliſtiſchen und literariſchen Localverhältniſſen erkundigte. Er forſchte insbeſondere nach Herrn Charles M . . . . . t, der ſich ſeit einiger Zeit Studien halber in Caen aufhalten ſollte, und notirte ſich die Adreſſe des Cidre-Producenten Vabontrain. Des andern Morgens reichte ihm der Kellner das Fremdenbuch, und der junge Mann zeichnete ſich zum großen Erſtaunen des

geſammten Hôtelperſonals als „Charles M . . . . . t, Journaliſt“ ein.

Wenige Stunden ſpäter war Glouglou entlarvt und vor die Thüre geſetzt. Charles M . . . . . t war großmüthig genug, den literariſchen Landſtreicher nicht weiter zu verfolgen; er begnügte ſich mit der öffentlichen Blamage ſeines Doppelgängers. Glouglou aber wird inzwiſchen ſein Zelt anderswo aufgeſchlagen haben — denn dumme Menſchen gibt es allenthalben, und Frankreich iſt groß. Er kann lange herumſchwindeln, bis er ſich in ſämmtlichen Departements unmöglich gemacht hat!

Auf dieſe oder ähnliche Weiſe lebt eine nicht unbeträchtliche Anzahl mißglückter Literaten von dem Blute leichtgläubiger Kleinſtädter . . . Trotz aller Warnungen der Preſſe rentirt ſich das Geſchäft glänzend, und nach wie vor wird die Feder der letzte Rettungsanker ſinkender Exiſtenzen bleiben — ſei es nun, daß der Kiel mit dreiſter Unfähigkeit wirklich gehandhabt, ſei es, daß er nur als Aushängeſchild benutzt wird, um zu betrügen und zu ſchmarotzen.

Eine Ouvrière.

Es iſt ſechs Uhr Abends. Ein ſchneidiger Novemberwind fegt über die ſtäubenden Straßen der Weltſtadt und rüttelt zornig an den Dachfirſten, Schornſteinen und Fenſterläden der thurmhohen Cité-Häuſer. Die Flammen der Gaslaternen zittern und beben unter ſeinem wilden, ungeſtümen Anprall; jeden Augenblick ſcheinen die züngelnden Lichter verlöſchen zu ſollen, und der flackernde, ungewiſſe Schimmer, den ſie auf die räucherigen Façaden und die verödeten Trottoire werfen, verleiht der ganzen Scenerie etwas unſagbar Freudloſes, Geſpenſtiſches.

Im ſiebenten Stocke jener gigantiſchen Baracke, deren wettererprobte Frontſeite nach dem ſüdlichen Seine-Arm geht, ſitzt ein junges Mädchen vor der düſter qualmenden Petroleumlampe und handhabt die Nadel. Ihr feines, zierliches Geſichtchen iſt faſt ſo bleich und fahl als die Leinwand, die durch ihre ſchlanken, emſigen Finger gleitet. Nur in der Mitte der Wangen glühen ihr zwei purpurne Fieberflecken, die unheimlichen Verräther eines verborgenen Wurmes, der ihr im

Stillen am Lebenskeime nagt, und vielleicht ſchon vor der Wiederkehr der erſten Schwalben ſein trauriges Werk vollendet haben wird. In dem Stübchen des armen Kindes iſt es bitter kalt. . . . Wol ſteht in der Ecke am Fenſter ein kleiner eiſerner Ofen, wie man ihn beim Trödler für zwei Franken kauft; aber es iſt lange her, ſeit die letzte Kohle auf ſeinem Roſte in Rauch aufgegangen iſt. Mélanie ſucht dieſen Mangel durch ein wollenes Fichu zu erſetzen, das ſie in feſteſter Schlingung über Rücken und Bruſt gezogen hat, — ein kärgliches Hilfsmittel bei zwei Grad Kälte. Auch der Betteppich, der ſich über ihre Kniee breitet, vermag ſie nicht gegen die Unbilden der winterlichen Witterung zu ſchützen. Jetzt ſchauert ſie krampfhaft zuſammen und läßt die Hände in den Schooß ſinken. Draußen aber verdoppelt der Sturm ſein Ziſchen und Heulen, als freue er ſich darüber, daß die dünnen Wände der Manſarde nicht im Stande ſind, ſeinem eiſigen Hauche Halt zu gebieten.

Es ſchlägt ein Viertel auf Sieben. Mélanie legt die Arbeit bei Seite und erhebt ſich. Ein heftiger Huſtenanfall treibt ihr das Blut in die Schläfe. Sie nimmt die Bettdecke auf und legt ſich die derbe Hülle um Nacken und Schultern. Dann reibt ſie ſich die erſtarrten Finger, die bereits nahe daran waren, ihr den Dienſt zu verſagen. . . . Sie tritt an das Tiſchchen, auf dem die Lampe ſteht, und ſucht die bläulichen Gelenke an dem heißen Cylinder zu erwärmen. Ein ſchmerzliches Lächeln gleitet über ihre Lippen.

„Es iſt Eſſenszeit“, murmelt ſie vor ſich hin. „Ich will für mein Diner ſorgen.“ . . .

Sie geht zu der rohgezimmerten Commode, die mit dem Tiſche, dem Stuhle und dem Bette das ganze Meublement

der engen, kalkbeworfenen Kammer ausmacht, und zieht eine Schublade heraus. Dann rückt ſie den Stuhl an das Fenſter, blickt hinaus in die kalte, ſternenklare Nacht, — und dinirt. Ihre Mahlzeit beſteht aus einem Zwei-Sous-Brod und einigen Körnern Salz. Nicht ohne eine gewiſſe Gier verſchlingt ſie die haſtig abgebrochenen Stücke der ausgetrockneten Semmel, — denn ſeit früh um Elf hat ſie gehungert. Ihr Frühſtück war freilich ein wenig reichlicher. Sie hatte einen Napf voll Milchkaffee und zwei Brode; aber ſieben volle Stunden ſind eine lange Friſt, zumal in einer kalten Manſarde und bei angeſtrengter Arbeit.

Mélanie näht Hemden für ein großes Weißwaarengeſchäft in der Rue de la Chauſſée d'Antin. Das Magazin hat einen täglichen Umſatz von ſechs- bis ſiebentauſend Franken. Der glückliche Inhaber hält Kaleſchen, Landauer, Tilburys und Phaetons in überraſchendſter Auswahl; ſeine Lakaien und Grooms wetteifern mit den eleganteſten Domeſtiken des Faubourg St. Germain. In den Kreiſen des Sport ſpielt Monſieur Telettier eine hervorragende Rolle, obgleich ein Weißwaarengeſchäft eigentlich nicht ſo ganz chic iſt; aber ſechs- bis ſiebentauſend Franken täglichen Umſatzes laſſen Fünf gerade ſein, und lehren ein Auge zudrücken. Monſieur Telettier beſitzt vier vorzügliche Renner, von denen der ſchlechteſte ſeine vierzigtauſend Franken werth iſt. Er rechnet feſt darauf, demnächſt in Longchamps einen glänzenden „hippiſchen Erfolg" (succès hippique) zu erringen. Kurz, der „Patron" des Magazins iſt ein Mann comme il faut, — allein er bezahlt für die Anfertigung ſeiner Waaren einen beklagenswerth niedrigen Preis. Er lebt ganz und gar von weiblichen Händen, und die Arbeiterin darf in Paris, wie anderwärts, ungeſtraft

als Sclavin betrachtet werden. Eben darum rentirt ſich ja das Weißwaarengeſchäft ſo „admirablement“; eben darum iſt ja Monſieur Telettier in der angenehmen Lage, anläßlich eines faſhionablen Pferderennens zwanzigtauſend Franken zu verwetten, ohne den verlorenen Napoleons nachſeufzen zu müſſen.

Mélanie erhält für die Verfertigung eines Hemdes durchſchnittlich fünfundſiebzig Centimes (ſechzig Pfennige R.-W.). Mit der größten Anſtrengung, wenn ſie die Hälfte der Nacht noch zu Hilfe nimmt, vermag ſie täglich etwas mehr als einen Franken zu verdienen. Dafür muß ſie wohnen, eſſen und trinken, — und ſich kleiden, und zwar anſtändig kleiden, denn „zerlumptes Geſindel“ kann Monſieur Telettier nicht ausſtehen. Er „liebt“ es, wenn „ſeine Arbeiterinnen“ die Ehre des Hauſes wahren, das heißt, er weiſt ihnen die Thür, wenn ihre Toilette in irgend einer Beziehung zu wünſchen übrig läßt. Wie die armen Kinder mit der Erfüllung dieſes väterlichen Gebotes zu Stande kommen — das iſt ihre Sache!

Mélanie hat ſeit einem Jahre — ſo lange arbeitet ſie für das Weißwaarengeſchäft der Rue de la Chauſſée d'Antin — ein tägliches Deficit von durchſchnittlich fünfundſiebenzig Centimes zu verzeichnen. Geſtern iſt der letzte Gegenſtand von Werth, über den ſie verfügte, ein kleines Medaillon, das ihr die Mutter auf dem Sterbebette in die Hand drückte, zum Schacherjuden gewandert. Die fünf Franken, die ſie dafür erlöſte, reichten gerade hin, den unbarmherzigen Hauswirth zu befriedigen, der unter unzweideutigen Drohungen den Betrag der Miethe verlangte. Jetzt beſitzt ſie nichts mehr, abſolut nichts mehr, als das ſpärliche Gewand, das ſie auf dem Leibe trägt, und den ſorgfältig zuſammengefalteten Anzug, den die

zweite Schublade der Commode birgt. Die zwölf Monate ihrer Thätigkeit für Monsieur Telettier haben Alles, Alles verschlungen. . . .

Mélanie hat Das, was sie mit furchtbarer Selbstironie ihr Diner nannte, beendigt. Sie tritt langsam an's Fenster und blickt hinaus in die finstere, stürmische Nacht. Dumpf und schaurig tönt das Rauschen des Stromes zu ihr herauf. Sie läßt das Kinn schwer auf die Brust sinken und faltet die Hände. Eine volle, brennende Thräne rollt über ihre abgehärmten Wangen; um die schmalen Lippen zuckt und flattert es wie von tausend qualvollen Empfindungen. . . . Sie gedenkt ihrer glücklichen Kinderzeit! Noch vor drei Jahren schlug ihr Herz frisch und fröhlich einer rosig ausgemalten Zukunft entgegen. Ach, wer ihr damals gesagt hätte, daß Alles so ganz anders kommen würde! . . . Ihre Thränen fließen reichlicher. Sie preßt die fiebernde Stirn wider die eisigen Scheiben und schluchzt lauter und wilder. Dann wird sie mit einem Male ruhig. . . . Es überkommt sie wie eine wohlthuende Erstarrung. . . . Vor ihrem inneren Auge aber gleiten die Bilder des Einst in immer klareren Umrissen vorüber.

Es ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt . . . Eine fröhliche Kindheit, ein harmloser, unschuldvoller Mädchenfrühling, — und dann der eiserne Eingriff eines unbarmherzigen Schicksals. Der Ernährer der Familie stirbt, und mit ihm sinkt das ganze Jugendglück unwiderbringlich in Asche. . .

Nach mancherlei Kämpfen und Entbehrungen kommt Mélanie nach Paris. . . Die Empfehlung eines alten Bekannten ihres Vaters verschafft ihr eine Stellung in dem

Paſteten-Laden des Monſieur Glouton. . . . Sie wird „Confiſeuſe“, — Conditor-Demoiſelle. . . .

Einige Tage lang glaubt ſie wieder an die Gunſt ihres Sternes. Die glänzende farbenreiche Umgebung, der lebhafte Verkehr, die raſtlos wechſelnden Phyſiognomien der Käufer und Käuferinnen, — dies Alles verfehlt nicht ſeinen wohlthätigen Eindruck. Aber der Wahn verfliegt wie Morgennebel, und die ſchale Proſa der Wirklichkeit macht ihre Rechte geltend. Früh um Sechſe heißt's: „Auf den Poſten!“ Die „Confiſeuſe“ verſieht bis zum Beginn der Verkaufsſtunden die Stelle eines Stuben- und Küchenmädchens. Sie reinigt die Spiegel, die zahlreichen Platten und Schüſſeln. Um neun Uhr frühſtückt ſie. Dieſer Morgenimbiß, — eine Taſſe Chocolade und ein Brödchen — iſt ihre beſte und reichlichſte Mahlzeit. Nach dem Déjeuner erſcheint ſie in eleganter Toilette und geht an ihr eigentliches Tagewerk. Das Metier will gelernt ſein; die „Patronne“, — d. h. die Frau des Ladenbeſitzers, — iſt peinlich ſtreng; kein Verſehen, keine Ungeſchicklichkeit entgeht ihren lauernden Blicken. Mélanie gibt ſich alle erdenkliche Mühe: umſonſt. Madame Glouton hat ewig zu mäkeln, ewig zu keifen, ewig mit dem Kopfe zu ſchütteln. Bald hat „Mademoiſelle“ — „täppiſcher Weiſe“ — eine glacirte Kaſtanie zerbrochen; bald benimmt ſie ſich den Kunden gegenüber nicht routinirt und graciös genug; bald war die Schleife an der Düte mangelhaft; bald waren die Bonbons und Papillotten ſchlecht gewickelt. Als endlich gar Monſieur Glouton das verwaiſ'te Kind mit ſchimpflichen Anträgen beſtürmt, da bleibt ihr keine Wahl mehr: ſie dankt für die roſenduftige Sclaverei und geht ihrer Wege. . . .

Ihr monatliches Salair beim Herrn Paſtetenbäcker be-

trug vierzig Franken: jetzt, da ſie ihre Baarſchaft zählt, entdeckt ſie zu ihrem Schrecken, daß ihr von den geträumten Erſparniſſen auch nicht ein luſtiger Schatten erübrigt. Die tadelloſen Sammtjäckchen, die feingeſtickten Blouſen, die zierlichen ſeidenen Schürzchen, die Madame Glouton für unumgänglich erklärte, haben ein Zwanzig-Sous-Stück nach dem andern vertilgt: Mélanie ſieht ſich „sur le pavé“, — auf dem Straßenpflaſter —, ohne zu wiſſen, womit ſie ihr nächſtes Frühſtück bezahlen ſoll. . . .

Da verfällt ſie auf den unglückſeligen Gedanken, ihren Unterhalt mit der Nadel zu erwerben. . . . Monſieur Telettier, Rue de la Chauſſee d'Antin, ſucht, laut Anſchlag, Arbeiterinnen für Weißzeug. . . . Sie meldet ſich. . . . Ihr Urtheil iſt geſprochen!

Troſtloſes Ringen! Jammervoller Kampf! Jede Entbehrung, auch die ſchwerſte, läßt ſich ertragen, wenn man ein Ziel der Hoffnung vor Augen ſieht. Der Elende aber, der das Bewußtſein mit ſich herumträgt, daß alle Anſtrengung, aller Fleiß, alle Entſagung nicht im Stande iſt, ſein Lebensſchiff flott zu halten, der gleicht dem Delinquenten, dem das letzte Gnadengeſuch abgeſchlagen wurde!

Ein Jahr lang hatte Mélanie gearbeitet wie eine Leibeigene. Die kurze Friſt genügte, um die Kraft ihrer Jugend zu brechen. Materielle Noth und ſeeliſche Qualen vereinigten ſich, um die einſt ſo blühende Geſundheit der Verlaſſenen zu unterwühlen, und wo dieſe beiden Geſpenſter ſich verbinden, da widerſteht auch die eiſernſte Natur nicht. . . . Mélanie hat keine Hoffnung mehr als den Tod. . . .

— — — Immer wilder umheult der Sturm die zitternde Manſarde. Aengſtlich zuckt die Flamme der qualmen-

den Lampe, und das Klirren der ſchlecht gefügten Scheiben klingt wie das höhniſche Kichern feindſeliger Nachtgeiſter. Das arme kranke Mädchen hüllt ſich feſter in ihre Wolldecke und ſchwankt dem dürftigen Lager zu. Erſchöpft ſinkt ſie auf den harten Pfühl. Sie ſchauert zuſammen und ſchließt ſtumm und ergeben die Augen. Ein ſanfter Schlummer überkommt ſie. Regungslos liegt ſie da: nur die kleinen zarten Finger ſpielen noch krampfhaft auf und nieder und verwirklichen ſo das Wort des engliſchen Dichters, der da ſingt:

Näh'n, näh'n, näh'n
Von Stunde zu Stunde hin!
Näh'n, näh'n, näh'n
Wie eine Verbrecherin!
Saum und Zwickel und Band,
Band und Zwickel und Saum,
Bis über dem Nähen der Schlaf mich zwingt:
Dann näh' ich weiter im Traum!

Ja, der erſchütternde „Song of the Shirt" gilt heute noch wie vor ſo und ſo viel Jahrzehnten. Noch heute können wir mit dem britiſchen Poeten den Mahnruf erſchallen laſſen:

Ihr Männer mit Schweſtern und Frau'n,
Mit Müttern, ſo freundlich und gut:
O glaubt mir, ihr tragt nicht Leinwand auf,
Nein, menſchliches Leben und Blut!*)

Wol hat ſich Manches ſeit dem Tage, an welchem der engliſche Lyriker ſein Lied ſang, gebeſſert: aber wie Vieles

*) Die vollſtändige Ueberſetzung dieſes herrlichen Dichtwerkes findet der Leſer in meiner Sammlung: „In Moll und Dur" (Leipzig, 1877, Verlag von J. Fr. Hartknoch). D. V.

bleibt noch zu thun, ehe das Loos dieſer wahren Armen und Elenden, der „petites ouvrières“ auch nur einigerwaßen den Anforderungen entſpricht, die jedes denkende, fühlende und arbeitende Weſen an das Leben zu ſtellen berechtigt iſt! Im beſten Falle iſt die Ouvrière befähigt, ein ödes, farbloſes Daſein zu friſten; hat ſie Unglück, oder ergreift ſie eine jener unſeligen Branchen, wie Buntſtickerei, Weißzeugnähen ꝛc., ſo wird ſich ihr Schickſal von dem Mélanie's nur wenig unterſcheiden.

Auch Deutſchland hat ſeine gemarterten „petites ouvrières“; die „Arbeiterin“, wie ich ſie hier geſchildert habe, iſt nicht nur in Paris, ſie iſt auch in Berlin, in Leipzig, in Wien, in Hamburg zu finden, und ihre Lebensſchickſale haben mit denen ihrer Berufsgenoſſin in Paris eine erſchreckende Aehnlichkeit, wenngleich die Verhältniſſe der Letzteren ſich aus mannigfachen Gründen weit trüber geſtalten. Möchten dieſe Zeilen dazu beitragen, das Bewußtſein dieſer Thatſache wachzuhalten — denn oft iſt es nicht Hartherzigkeit, nicht böſer Wille, was die Noth der Armen und Unglücklichen verſchuldet, ſondern Unkenntniß und Vergeßlichkeit. Ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt: „*Alles ſociale Elend erklärt ſich aus dem Umſtande, daß die eine Hälfte der Menſchheit nicht weiß, wie die andere lebt.*“ Das gilt beſonders von den gigantiſchen Städten, die alle Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter dicht *neben* einander aufthürmen, ohne dieſelben *miteinander* in wirkliche Berührung kommen zu laſſen. In dieſem Paris „plein d'or et de misère“, wie Béranger ſeine Vaterſtadt getauft hat, wühlt und wogt der wahnwitzige Luxus über die eleganten Trottoirs, ohne auch nur zu ahnen, daß fünfzig Schritte ſeitwärts ein Menſch, ein Bruder,

im buchſtäblichen Sinne des Wortes verhungert. Wüßten es die Reichen — oder dächten ſie daran —, ſie würden ohne Zweifel weit öfter und weit wirkſamer eingreifen, als es ſo geſchieht. Die gnädige Frau, die ihre Putzmamſell für eine unverſchämte Perſon erklärt, weil ſie „impertinenter Weiſe“ um Zahlung bat, würde ſich ihrer Schroffheit ſchämen, wenn ein Zufall ihr einen Blick in die Verhältniſſe des armen, ſo lieblos angelaſſenen Mädchens geſtattete. Die Mehrzahl der Menſchen will das Gute: ihre Fehler ſind Irrthümer. . . .

Und Mélanie? Wir haben unſerer Skizze nur noch wenige ergänzende Striche hinzuzufügen. Die trübe Scene, deren Zeugen wir waren, ſpielt ſich tagtäglich nach derſelben troſtloſen Melodie ab. Mélanie kennt keinen Sonntag, keine Erholung, keine Freude. Ihr Leben iſt eine ununterbrochene Kette von Leiden, und der letzte Akt der Tragödie endet mit einem gellen höhniſchen Mißklang. . . .

Es iſt Sylveſterabend. . . . Die Straßen der Weltſtadt wimmeln von frohen, luſtigen Menſchen. Alles kauft ein, Alles beſchenkt ſich. Aus den Cafés und Braſſerien ſchallt lautes Lachen und ausgelaſſener Jubel.

Auf der Treppe, die in ſieben Windungen zu Mélanie's Treppe führt, begegnen wir einem Blouſenmann. Er trägt einen ſechskantigen Sarg aus Tannenholz auf dem Rücken und ſchreitet langſam der Hausthür zu, vor der ein ſchwarz-angeſtrichener Karren wartet.

„Uff!“ ſagt er, indem er den Sarg auf den Wagen wirft. „Es iſt verdammt hoch da herunter!“ . . .

Der Kutſcher knallt, die Pferde ziehen an. Die Fahrt geht nach dem Kirchhof Montparnaſſe.

Niemand gibt der armen Mélanie das Geleite. Der

Todtengräber ſenkt den rohgezimmerten Kaſten in das große gemeinſame Bettlergrab. Morgen früh, oder übermorgen wird er ihn verſcharren. Für heute hat er keine Zeit — es iſt ja Sylveſterabend!

Der Deutſche des Herrn Dumas.

Es war im Sommer des Jahres 1857. Auf dem Deck eines Omnibus der Linie Odéon-Clichy ſaß ein junger Mann von ziemlich verwahrloſtem Aeußeren. Seine Kleider waren allerdings von dem Zuſchnitte Derer, die in einem Polizeiberichte zu der Bemerkung Anlaß geben: „Er ſchien den beſſeren Ständen anzugehören"; aber, wie der berühmte Mantel des Kriegers, hatten Sie manchen Sturm erlebt. Und die Spuren dieſer rühmlichen Campagne malten ſich in jeder Falte ſo ausdrucksvoll, daß nur die äußerſte Noth des Beſitzers ihre Penſionsberechtigung unbeachtet laſſen konnte. Ein lebensmüder Hut, wehmuthsvoll auf das linke Ohr geſetzt, und ein phantaſtiſcher Regenſchirm vollendeten das Bild eines Jünglings, der bezüglich ſeiner Finanzen ſehr wenig Vertrauen einflößte. Nur in dem geiſtvollen, grauen Auge blitzte ein verheißendes Etwas, eine ungebändigte Energie, die ein Optimiſt zu Gunſten der Zukunft hätte ausdeuten können. „Gebt mir einen feſten Punkt", ſo lautete die ſtumme Sprache dieſer Augen, „und ich hebe Euch eine Welt aus den Angeln;

verſetzt mich in das richtige Element, und ich werde in Kürze als Triumphator auf dieſes Uebergangsſtadium herablächeln."

Jetzt erhob er ſich, kletterte von dem Deck herab und bog in die nächſte Querſtraße ein. Vor einem Kaffeehauſe machte er Raſt. Noch einmal überlegte er ſich alle Eventualitäten ſeines Vorhabens. Beim Bezahlen der Halbtaſſe, die er haſtig hinuntergeſtürzt hatte, merkte er, daß ſich ſeine ganze Baarſchaft noch auf fünf Franken belief.

„Jetzt oder nie!" murmelte er vor ſich hin. „Mißglückt mir dieſer letzte Verſuch, ſo bleibt mir nichts Anderes übrig, als die Hilfe der deutſchen Botſchaft in Anſpruch zu nehmen und auf dem kürzeſten Wege nach Deutſchland zurückzukehren. Der ſchöne Traum von der Pariſer Carrière iſt dann ausgeträumt."

Mit großen Schritten eilte er weiter. In der Rue d'Amſterdam erreichte er ein ſtattliches Haus. Herzklopfend ſtieg er die Treppe hinan, bis er vor einer Klingel Halt machte. Auf einem großen Meſſingſchilde ſtand hier zu leſen: Alexandre Dumas. Der junge Mann zog die Schelle. Nach zwei Minuten erſchien ein Diener, der die Frage: „Iſt Herr Dumas zu Hauſe?" mit der kurzen und nicht allzu höflich betonten Rede beantwortete: „Der Herr iſt auf dem Lande."

Die Thür fiel in's Schloß. Der junge Deutſche ſtarrte einige Minuten lang wie betäubt vor ſich hin. Dann ſchwankte er langſam die Treppe hinab. Im Thorwege übermannte ihn das Gefühl der Verzweiflung ſo vollſtändig, daß ihm die Füße den Dienſt verſagten. Er lehnte ſich an die Wand und verharrte hier zwei, drei Minuten wie geiſtesabweſend. Die niederſchmetternde Gewißheit, daß auch dieſer letzte Verſuch

für ihn fehlgeſchlagen, ſchien ſeine letzte Kraft von Grund aus geknickt zu haben.

Und nun läugne man, daß unſer Wille in den Verkettungen von Urſache und Wirkung ein flüchtiger Hauch, ein ohnmächtiges Atom, eine klägliche Null iſt! Mit aller Kraft glauben wir an unſerm Schickſale zu arbeiten: da kommt ein kleiner, unſcheinbarer Zufall, zerreißt uns die ganze Rechnung und ſchleudert unſer Lebensſchiff, dem Steuer zum Trotz, in eine Richtung, die wir niemals geahnt haben.

Die Verzweiflung, die den Helden unſerer Geſchichte in dem Thorwege jenes Hauſes der Rue d'Amſterdam erfaßte und ihn lähmend gegen die Wand drückte, dieſe kurze Anwandlung von zwei, drei Minuten ſollte über ſein ganzes zukünftiges Leben entſcheiden. Hätte er in ſtürmiſchem Unmuthe das Haus verlaſſen, wäre er in hellem Groll mit dem Schickſal auf die Straße geeilt, er ſäße jetzt vielleicht . . . Doch wir wollen unſerer Erzählung nicht vorgreifen.

Wie er ſo daſteht, ertönen Schritte. Ein vornehm gekleideter Herr kommt die Treppe herab. Als er die gebrochene Geſtalt des jungen Deutſchen wahrnimmt, tritt er näher herzu.

„Beim Himmel! Sie ſind's!“ ruft er theilnehmend. „Was machen Sie hier?“

Der junge Deutſche erkennt einen Herrn, den er ſeit Langem faſt täglich im Kaffeehauſe getroffen.

„Ich habe zum zwanzigſten Male verſucht, Herrn Alexander Dumas zu ſprechen, und man hat mich zum zwanzigſten Male abgewieſen. Der Diener behauptet, Herr Dumas ſei auf dem Lande.“

„Ah, ſo!“ erwidert der Herr lachend. „Wenn's weiter nichts iſt — Herrn Dumas ſollen Sie gleich ſprechen. Warten

Sie fünf Minuten! Spricht's und ſteigt wieder die Treppe hinan. Kurze Zeit darauf kommt er zurück mit den Worten: „Herr Dumas erwartet Sie.“

Der junge Mann, der auf dieſe faſt romanhafte Weiſe noch in der zwölften Stunde an's Ziel gelangte, war kein Anderer als Albert Wolff, gegenwärtig der geiſtreiche Plauderer des Pariſer „Figaro“, der Liebling der „großen Nation“, die Verkörperung des Pariſer Eſprits. Aus dem armen Jungen, der in ſtiller Wehmuth ſeine letzten fünf Franken muſterte, iſt der elegante Journaliſt geworden, der eine reizende Wohnung in der Rue Laffitte bewohnt, koſtbare Gemälde und werthvolle Bücher aufſtapelt und bei einem jährlichen Einkommen von vierzig- bis fünfzigtauſend Franken auf ſeine Lehrjahre zurückblickt wie der ſprüchwörtliche Pariſer Kaufherr, der in Holzſchuhen in die Hauptſtadt gekommen.

Alexander Dumas empfing den jungen Deutſchen im Badezimmer. Der dicke Herr ſaß bis an die Bruſt im Waſſer und hielt ſich mit den rundlichen Fingern rechts und links am Rande der Wanne feſt. Er ließ ſich durch den Eintritt Albert Wolff's durchaus nicht ſtören, ſondern wandte nur leiſe den Kopf und fragte mit gutmüthiger Brüskheit:

„Was wollen Sie? Haben Sie Geld nöthig?“

„Allerdings“, verſetzte Wolff keck, „aber ich will Nichts geſchenkt haben. Ich will arbeiten.“

„So! Arbeiten! Was für ein Fach haben Sie?“

„Ich komme in der Abſicht, das Ueberſetzungsrecht Ihrer neuen Dramen zu erwerben. Ich bin jung und vom beſten Willen beſeelt, habe mich ſchon mehrfach nicht ohne Erfolg als Journaliſt und Schriftſteller verſucht und glaube die Aufgabe befriedigend löſen zu können. Ich verſpreche Ihnen

die Hälfte des Erträgniſſes. Auf keinen Fall riskiren Sie etwas.“

„Ah“, rief Dumas, indem er ſich in der Wanne aufrichtete, „Sie ſind ein Deutſcher. Ein philoſophiſches Volk, dieſe Teutonen! Eine großartige Literatur! . . . Drehen Sie ſich um, mein Junge! Ich ſteige heraus. . . . Leſſing, der deutſche Shakeſpeare. . . . Treten Sie abſeits! Ich mache Sie naß. Minna von Barnhelm, ein gutes Luſtſpiel, etwas veraltet, aber voll brillanter Effecte. Dergleichen würde auch bei uns Etwas machen. Hätte nicht übel Luſt, das Ding zu bearbeiten. Ah, und Schiller, der iſt mein Liebling. So! Sie können ſich umdrehen.“

Albert Wolff erblickte jetzt den Verfaſſer der „Drei Musketiere“, in ein langfaſriges Laken gehüllt, wie er im Begriff ſtand, die Strümpfe anzuziehen, — keine leichte Aufgabe bei ſeiner Corpulenz. Unter dem Ankleiden fuhr Dumas fort, ſich in Aphorismen über das deutſche Theater zu ergehen. Er bekundete bei dieſen Auslaſſungen eine echt franzöſiſche Unkenntniß. Außer Leſſing, Goethe und Schiller war ihm kaum ein bedeutender Name geläufig. Von neueren Autoren kannte er nur Gutzkow aus dem „Urbild des Tartuffe“ und Hackländer. Von den dramaturgiſchen Zuſtänden Deutſchlands und ſeiner ganzen geiſtigen Strömung überhaupt hatte er die ſonderbarſten Begriffe. Wolff hielt es für zweckmäßig, die irrigen Anſchauungen des berühmten Romanciers durch eingeſtreute Bemerkungen zu berichtigen, bis ſich ein Zwiegeſpräch und ſchließlich ein Vortrag daraus entſpann, in welchem der Deutſche den Franzoſen nach allen Richtungen hin belehrte und aufklärte.

Dumas lauſchte mit wachſender Verwunderung. Albert

Wolff ſprach das Franzöſiſche zwar nicht ganz correct, aber doch ziemlich geläufig. Der Hauch von Fremdartigkeit, der über ſeiner Darlegung ſchwebte, mochte den literariſchen Feinſchmecker Dumas beſonders feſſeln. Wol eine halbe Stunde lang ſtand er da, die Hände in den Hoſentaſchen, die wulſtige Unterlippe im wechſelnden Spiel der Empfindungen auf- und abziehend, bis er endlich in die charakteriſtiſchen Worte ausbrach: „Vous n'êtes pas bête“ — „Sie ſind kein Eſel.“

Albert Wolff dankte ihm für die gute Meinung und kam auf ſeine urſprüngliche Bitte wegen des Ueberſetzungsrechtes zurück.

Dumas blickte ſinnend zu Boden.

„Wiſſen Sie was“, ſagte er nach einer Weile, „Sie könnten mein Secretär werden und mir die wichtigſten Erſcheinungen der deutſchen Literatur für meinen Privatgebrauch überſetzen. Es ſcheint mir faſt, als würde ich da hin und wieder Etwas aufſtöbern, was ich brauchen könnte. Ich offerire Ihnen dreihundert Franken monatlich, einen Platz an meinem Tiſch, und wenn Sie wollen und die Sache ſich macht, einen Platz in meinem Herzen.“

Wer war glücklicher als unſer Wolff! Mit beiden Händen zugleich griff er zu, und ſchon nach wenigen Wochen erfreute er ſich unter der Bezeichnung „L'Allemand de Mr. Dumas“ einer gewiſſen Geltung: die erſte Sproſſe auf der Leiter des Erfolgs war erklommen.

Von den zahlreichen Leſern, die ſich allwöchentlich zweimal an Albert Wolff's geiſtreichen Feuilletons erquicken, wiſſen wahrſcheinlich nur ſehr wenige, daß dieſer ſcheinbar ſo durch und durch franzöſiſche Autor ſeine erſten literariſchen Erfolge in Deutſchland erzielt hat. Im Jahre 1835 zu Cöln geboren,

ging Albert Wolff mit achtzehn Jahren als Kaufmann nach Paris, wo er in der Glasmalerei eines Verwandten Cartons zeichnete. Wieder nach Cöln zurückgekehrt, lernte er den Verleger des „Kladderadatſch“, A. Hoffmann, kennen, und machte in deſſen Geſellſchaft eine Rheinreiſe. Dieſe Rheinreiſe war die Wiege der nachmals ſo ſtark ausgebeuteten und breitgetretenen Schulze- und Müller-Literatur. Allerlei kleine Abenteuer und humoriſtiſche Erlebniſſe brachten den jungen Kaufmann auf die Idee, die beiden ſchon damals in Flor ſtehenden „Kladderadatſch“-Figuren in touriſtiſche Kleider zu ſtecken. Er ſchrieb „Schulze und Müller am Rhein“, ein Scherz, der neben mancher kalauernden Banalität eine Fülle wirklichen Humors enthielt.

Kaliſch wurde von Hoffmann beauftragt, das Wolff'ſche Manuſcript zu berliniſiren; und in dieſer Geſtalt hat das Buch eine beträchtliche Reihe von Auflagen erlebt. Wolff zeichnete auch die Illuſtrationen. Wenn wir nicht irren, geht noch die neueſte Auflage im Schmucke der Zeichnungen einher, die der geleſenſte franzöſiſche Feuilletoniſt entworfen hat. Der Erfolg dieſer „Rheinreiſe“ veranlaßte den Verleger Hoffmann, noch in demſelben Jahre mit Kaliſch nach dem Harze zu reiſen, und ſo das Ei des Columbus zum zweiten Mal auf die Spitze zu ſtellen. Trotz dieſes glänzenden Reſultates erhoben ſich zwiſchen Wolff und ſeinem Verleger allerlei Mißhelligkeiten, die damit endigten, daß Wolff der preußiſchen Hauptſtadt den Rücken kehrte und nach Düſſeldorf ging. Schon von Berlin aus hatte er für die Düſſeldorfer Monatshefte gearbeitet. Jetzt trat er als Redacteur an die Spitze des Unternehmens. Die Jahrgänge aus jener Zeit enthalten eine große Anzahl von Beiträgen aus ſeiner gewandten Feder.

Komiſches veröffentlichte er unter ſeinem vollen Namen, Ernſtes unter dem Pſeudonym W. Albert. Auch für Ernſt Keil's „Illuſtrirten Dorfbarbier" und für das von Robert Prutz redigirte „Muſeum" war er von Düſſeldorf aus thätig. Schon hatte es den Anſchein, als ſollte es ihm gelingen, ſich durch die chineſiſche Mauer der deutſchen Schriftſtellermiſère Bahn zu brechen in das Land einer geſicherten Exiſtenz, als ein Ereigniß eintrat, das ihn mit einem Male aus der kaum betretenen Laufbahn hinausſchleuderte.

Die Firma Arnz und Comp., in deren Verlag die „Monatshefte" erſchienen, machte nämlich Bankerott. Der Redacteur verlor einen Theil ſeines rückſtändigen Gehaltes und mit einem Male war er wieder brodlos. Da griff zum erſten Male jene wunderbare Hand des Zufalls, deren Bethätigung den Philoſophen beinahe zum Fataliſten machen könnte, in ſeine zerrüttete Exiſtenz ein. Der Düſſeldorfer Maler Larſon ſchickte um dieſe Zeit ein Bild in die Pariſer Gemäldeausſtellung und begab ſich ſelbſt nach der franzöſiſchen Hauptſtadt, um dort für die Beſprechung ſeines Kunſtwerkes in der Preſſe zu wirken. Da er ſelbſt des Franzöſiſchen nicht mächtig war, ſo forderte er Wolff auf, ihn als Dolmetſcher zu begleiten und in Paris die nöthigen Verbindungen mit den Journalen und insbeſondere mit den großen illuſtrirten Zeitungen herzuſtellen. Wolff ging bereitwillig auf dieſe Idee ein. Das Leben in der franzöſiſchen Hauptſtadt ſagte ihm jetzt ungleich beſſer zu, als vor ſo und ſo viel Jahren. Er faßte den Entſchluß, ſich hier eine Exiſtenz zu gründen, und nach langem Hin- und Hergrübeln kam er auf die Idee, ſich in der oben mitgetheilten Abſicht an Dumas zu wenden. So war gewiſſermaſſen der Bankerott der Firma Arnz die erſte Urſache ſeiner nachmaligen Erfolge.

Bei Dumas blieb Albert Wolff mehrere Jahre lang, ſtets guten Muthes, ſtets fleißig und lernbegierig, wenn auch der große Romancier, der bekanntlich trotz ſeiner ungeheuren Einnahmen ewig in Geldnoth war, die verſprochenen dreihundert Franken ſehr unregelmäßig auszahlte. Wolff überſetzte ihm eine beträchtliche Anzahl deutſcher Dramen — unter anderen „Die Jäger“, von Iffland. Dumas benutzte das Sujet zu einem Roman „Katharina Blum“, der in der Zeitung „Le Mousquétaire“ erſchien. In ähnlicher Weiſe wurde das bekannte Luſtſpiel „Engliſch“ von Görner zu einer reizenden Komödie „L'honneur est satisfait“ benutzt, die in jeder Beziehung weit über dem deutſchen Originale ſteht. Auch eine große Anzahl von Novellen und Jugenderzählungen überſetzte Wolff für den unermüdlichen Autor. Dumas hat die meiſten dieſer Jugendſchriften ſpäter unter dem Titel „Le Père Gigogne“ zuſammengeſtellt.

Während dieſer Thätigkeit arbeitete Wolff noch immer als deutſcher Autor. Ganz im Anfange ſeines Aufenthaltes hatte er Kunſtbriefe für die „Augsburger Allgemeine“ geſchrieben. Später verfaßte er eine Reihe von Novellen, die ſich zum Theil vielen Beifall und bei verſchiedenen Concurrenzen den Preis erwarben. Jetzt aber begann eine neue Periode. Die Redacteure des alten „Gaulois“ forderten ihn auf, gelegentlich einen Beitrag zu liefern. Er ſchrieb einen humoriſtiſchen Artikel, den er im Gefühle einer begreiflichen Unſicherheit Albert X. unterzeichnete. Tags darauf ſaß er in einem Kaffeehauſe, wo eine große Anzahl der bekannteſten Journaliſten verkehrte, unter Anderen auch Villemeſſant, der Chefredacteur des „Figaro“. Das Geſpräch verfiel auf den geheimnißvollen Artikel des „Gaulois“.

„Wenn ich dieſen Albert X kennte“, rief Villemeſſant lebhaft, „er müßte ſofort in den ‚Figaro‘.“

Dem jungen Deutſchen ſtieg vor freudiger Ueberraſchung das Blut in die Schläfe. Beim Aufbrechen bat er Herrn Villemeſſant um Gehör und entdeckte ſich mit einem energiſchen „Ich bin's!“ als den Autor.

„Das iſt nicht wahr“, erwiderte Villemeſſant brüsk.

Auch dieſer Ausruf des routinirten Chefredacteurs war für den angehenden Feuilletoniſten in hohem Grade ſchmeichelhaft.

„Gut!“ ſagte Villemeſſant endlich. „Bringen Sie mir ſolche Artikel für meine Zeitung! Ich zahle Ihnen jedesmal hundert Franken.“

Tags darauf ereignete ſich faſt dieſelbe Scene mit dem Chefredacteur des „Charivari“. So trat denn Albert Wolff gleichzeitig als Mitarbeiter in zwei der geleſenſten Blätter Frankreichs.

Später übernahm er im „Figaro“ die ſogenannten „Echos de Paris“, in denen jede Zeile ein Epigramm war. Die Folgen dieſer ſatiriſch-prickelnden Journaliſtik konnten nicht ausbleiben. Wolff erntete eine Reihe von Herausforderungen, die indeß nur theilweiſe zum Duell führten — ein wahrer Schmerz für Herrn Villemeſſant, der nichts lieber ſah, als wenn ſeine Redacteure neben der Feder auch die Klinge handhabten. Endlich übernahm Wolff mit zwei oder drei andern Mitarbeitern gemeinſam den Leitartikel, der im „Figaro“ bekanntlich nur ſelten die Politik, ſondern meiſtens Gegenſtände der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Geſellſchaft ꝛc. behandelt. Zweimal wöchentlich bietet er hier den Pariſern ſeine geiſtreiche Proſa, und noch immer hat er ſeine Leſer zu feſſeln und zu entzücken gewußt. Die Franzoſen, die ſich an dem echt

pariserischen Parfüm dieser Aufsätze laben, wissen nicht, daß es vielleicht gerade der Kern der deutschen Bildung ist, der ihnen die Wolff'schen Plaudereien so interessant macht.

Wolff besitzt einen größeren Wörterschatz als die meisten französischen Journalisten; denn mit dem Umfange der Kenntnisse wächst auch der Umfang des Lexicons. Merkwürdiger Weise hat unser Autor das Französische niemals eigentlich systematisch studirt. Seine phänomenale Beherrschung dieses fremden Idioms ist eine rein instinctive. Die Grundlagen zu dieser Beherrschung hat er schon während seines ersten Aufenthaltes in Paris gelegt; in der Glasmalerei, wo er als junger Mensch thätig war, wurde während der Arbeit fast unausgesetzt vorgelesen. Merkwürdig bei einem so vollendeten Erfassen des fremden Sprachgenius, daß Wolff nicht im Stande ist, einen französischen Vers zu schreiben, während er ein deutsches Gedicht mit der größten Leichtigkeit improvisirt!

Wir haben noch einige Worte hinzuzufügen über Wolff's politische Stellung. Beim Ausbruche des Krieges von 1870 und 1871 war er einer der Ersten, die Frankreich verließen. Er begab sich nach Brüssel, von wo er mit begreiflichem Schmerze dem Kampfe zwischen seinem Adoptivvaterlande und seiner Heimath zuschaute. Erst Ende October 1871 kehrte er nach Paris zurück. Villemessant empfing ihn auf's Freundlichste. Die übrigen Redacteure des „Figaro" schienen anfangs nicht übel Lust zu haben, die Cabinetsfrage zu stellen, aber Villemessant erklärte: „Wolff bleibt, und sollte ich seinetwegen mein gesammtes Personal entlassen."

Man machte dem „Prussien" nun den Vorschlag, hinter einem Pseudonym dem Grolle der Preußenfeinde auszuweichen. Wolff aber wies diese Zumuthung rundweg von der Hand.

Sein erſter Artikel nach der Rückkehr (in der Nummer vom 27. October 1871) machte den Pariſern den Standpunkt klar. Wolff verſicherte, er werde, wie dies ſeine ſchwierige Stellung erheiſche, die Berührung politiſcher Fragen auf's Strengſte vermeiden. Dagegen komme es ihm wie eine Feigheit vor, wenn er hier, wo er ſo lange zu Haus geweſen, unter einer Maske auftreten wolle. „Ich brauche", ſo ſchloß der Artikel, „vor Niemand die Augen niederzuſchlagen, und ſo trete ich denn kühn und gelaſſen in's offene Tageslicht und zeichne wie früher: Albert Wolff."

Der Artikel erregte ungeheure Senſation. Einzelne Chauviniſten ſchimpften über den frechen Teutonen, der ſich ſo vor ganz Paris in die Bruſt werfe, die Einſichtsvollen aber begriffen, daß man ſich in der Lage dieſes franzöſiſchen Journaliſten von deutſcher Geburt nicht tactvoller und würdiger benehmen könne. Seitdem haben ſich die Schwierigkeiten, die ſich dem Wirken unſeres Autors entgegenſtellten, von Jahr zu Jahr erfreulich vermindert.

Neben ſeiner Thätigkeit als Journaliſt hat Wolff eine Reihe kleinerer und größerer Luſtſpiele, ſowie verſchiedene Romane und geſchichtliche Studien geſchrieben; ſein Schwerpunkt liegt jedoch in der eigentlichen Cauſerie. Auf dieſem Gebiete iſt er vielleicht der populärſte Meiſter des heutigen Frankreichs. Auf ſeinen zahlreichen Wanderungen durch Belgien, Deutſchland, Oeſterreich und den Orient konnte er dieſe Popularität auf Schritt und Tritt conſtatiren. Dem Plauderer des „Figaro" öffneten ſich alle Pforten; ſelbſt der Sultan, dem man ſonſt keine hervorragende Leidenſchaft für geiſtige Intereſſen zuſchreiben konnte, überhäufte ihn mit Ehrengeſchenken und Auszeichnungen.

So hat ſich „der Deutſche des Herrn Dumas“ aus den kleinſten Anfängen zur Höhe eines der erſten Journaliſten Frankreichs emporgearbeitet. Ein behagliches, kunſtmäßig geſtaltetes Leben, reich an geiſtigen Anregungen aller Art, entſchädigt ihn für die mühevollen und unerquicklichen Jahre des Kampfes. Mit Frankreichs erſten Autoren, wie Dumas Fils, Victorien Sardou, Victor Hugo und Anderen verbindet ihn eine vieljährige Freundſchaft. Aber auch in Deutſchland, wo er alljährlich ſeinen Sommer verbringt, hat er eine Fülle intereſſanter Beziehungen. Die Entwickelung der deutſchen Literatur verfolgt er mit regſtem Intereſſe. Kurz, er iſt ein zur ſchönſten Harmonie des Daſeins entwickelter Mann aus eigener Kraft, der die ſchwierige Aufgabe löſt, beiden Nationen anzugehören, ohne daß eine von beiden ihn zu verläugnen brauchte.

Ein Reſt vom alten Paris.

Die originellen Typen des alten Paris werden von Tag zu Tag ſeltener. In der winkeligen Romantik der engen Gaſſen und Gäßchen von ehedem gediehen ſie prächtig: vor dem nivellirenden Hammer der Demolition haben ſie ſich ſchüchtern zurückgezogen. Fern in den äußerſten Faubourgs oder jenſeits der Barrièren ſuchen ſie ſich vor den zerſetzenden Einflüſſen der Civiliſation zu retten; aber auch hier ſind ſie nicht mehr völlig ſicher, und die Stunde naht, da eine Reihe der intereſſanteſten Straßenfiguren nur noch als Mythus im Munde alter Tanten und Großmütter fortleben wird. Wer kennt z. B. heute noch den Charlatan vom Boulevard du Temple? Wer den Escamoteur vom Baſtilleplatz oder den „kühnen Schleuderer“ aus den Elyſäiſchen Feldern, der mit wunderbarer Geſchicklichkeit ein Zweiſousſtück gen Himmel warf, um es dann mit ſeinem zinnernen Becher wieder aufzufangen? Dieſe Typen ſind ganz und gar verſchwunden; allerhöchſtens taucht noch einmal ein vereinzeltes Exemplar in St. Cloud während des Jahrmarktes, oder an einem

ſonnigen Sonntagnachmittag in der Nähe der Buttes-Chaumont auf; aber im eigentlichen Paris iſt ihre Herrlichkeit verblüht. Andere, wie der „Marchand de chansons“, der Balladenſänger, der feuerfreſſende Herkules und ähnliche Geſtalten, kommen noch ſporadiſch in den nordöſtlichen Stadttheilen, oder in der nächſten Umgebung der Notre-Dame-Kathedrale vor. Im Allgemeinen jedoch hat für Paris eine neue Epoche begonnen; die Sündflut des modernen großſtädtiſchen Lebens iſt vertilgend über die antediluvianiſchen Erſcheinungen hinweggebrauſt und an die Stelle jener ungeleckten Höhlenbären und Mammuthe ſind die geſchniegelten Thiergeſchlechter des ſiebenten Decenniums getreten. —

Der Sturz des Kaiſerreichs hat an dieſen Verhältniſſen nur wenig geändert. Frankreich iſt das Land des periodiſchen Firmenwechſels; aber ein oft citirtes Wort verſichert bekanntlich: Plus cela change et plus c'est absolument la même chose. Der Geiſt der franzöſiſchen Geſellſchaft bleibt ſich trotz aller äußeren Kataſtrophen im Weſentlichen gleich, juſt wie die Regierungsmaſchine, die ganz nach derſelben centraliſtiſchen und bureaukratiſchen Melodie arbeitet, ob nun ein Cäſar, ein König oder ein republikaniſcher Executiv-Chef den Keſſel heizt. Ja, nicht einmal das Einſtellen der Engros-Demolitionen kann als eine charakteriſtiſche Errungenſchaft der Republik bezeichnet werden: bekanntlich wurde die Haussmann'ſche Methode ſchon in den letzten Monaten des ſinkenden Kaiſerreichs ſuſpendirt. Kurz, wer ſich der Meinung hingeben wollte, die verdrängten Straßentypen der alten Lutetia müßten jetzt wieder aus der Peripherie nach dem Centrum ſtrömen und ihre ehemalige bedeutſame Stellung einnehmen, der würde einer coloſſalen Täuſchung unterliegen. Im Gegen-

theil: die Republik erweiſt ſich dieſen unſalonfähigen Geſtalten gegenüber noch ſtrenger als das Empire, und hat z. B. die Lumpenſammler (Chiffonniers) und die Italieniſchen Sänger, die unter Bonaparte luſtig florirten, auf den Ausſterbe-Etat geſetzt.

Zu den wenigen Typen, welche den zerſtörenden Einflüſſen der letzten Jahrzehnte bis jetzt ſiegreich widerſtanden haben, gehört der Straßenantiquar, oder „Bouquiniſte“, wie der franzöſiſche Ausdruck lautet. Nach wie vor garniren dieſe originellen Käuze mit ihren Bücherkäſten die ſüdlichen Seinequais von der Auſterlitzbrücke bis zum Pont de Solférino, ohne ſich um den Wellenſchlag der politiſchen und ſocialen Ereigniſſe zu kümmern. Aber wie lange noch? Der Kelch, der heute an ihnen vorübergegangen iſt, kann ihnen morgen verhängnißvoll werden. Bald wird die Galgenfriſt abgelaufen ſein, und der Wanderer, der einſt von der St. Michel-Fontaine nach dem Palais Bourbon ſchreitet, gewahrt dann keine Spur mehr von dieſen vernichteten Exiſtenzen! Verſuchen wir alſo ihr Bild noch in der zwölften Stunde feſtzuhalten.

Faſt ausnahmelos ohne die geringſte eigentliche Bildung, hat der Pariſer Bouquiniſte im Laufe der Zeit eine Routine, einen Inſtinct für ſeine Waare erlangt, der ans Fabelhafte grenzt. Kein Anerbieten kann ihn conſterniren; er kennt die europäiſche Literatur, ohne ſie geleſen zu haben. Offeriren Sie ihm einen Calderon oder einen Puſchkin: er taxirt ihn mit mathematiſcher Genauigkeit. Natürlich verſteht es ſich, daß er nie mehr als die Hälfte des antiquariſchen Werthes zahlt.

Der Straßenantiquar hat zwei Hauptquartiere: die Quais und die Rue des Grès. Uns intereſſirt nur das erſtere: es iſt nach allen Richtungen hin bedeutender und origineller. — Wie bereits angedeutet, liefert hier die lange maſſive Steinmauer, welche das Strombett von der Chauſſée trennt, für die endloſen Kaſtenreihen das Untergeſtell. Vor dieſem permanenten Büchermarkt ſteht nun von früh bis ſpät ein neugieriges Publikum, und blättert und ſtöbert und viſitirt nach Herzensluſt. Den Meiſten fällt es nicht bei, Etwas zu kaufen; allein der Antiquar, als gewiegter Geſchäftsmann, läßt ſie ruhig gewähren. Er weiß nur zu gut, daß ſchließlich doch Einer oder der Andere, der abſichtslos an die Brüſtung tritt, einen willkommenen Fund thut und der Lockung nicht widerſtehen kann.

Das Publikum des Bouquiniſten ſetzt ſich aus allen Ständen, Altersclaſſen und Charakteren zuſammen. Hier promenirt der Stutzer, der die Boulevards mit einem Male entſetzlich langweilig findet, und nach Abwechslung dürſtet. Hier forſcht der Gelehrte ſtundenlang nach einem literariſchen Kleinod. Der Student, der Geiſtliche, der Arbeiter, die Nähterin und das Waſchmädchen ſtehen hier Seite an Seite und ſchlagen, je nach ihrem individuellen Geſchmack, die „Dames galantes“ von Brantôme, oder die Reden Boſſuet's, oder den „neuen, untrüglichen Traumdeuter“ auf. Entſchließt ſich dann nach langem Suchen und Blättern Einer zum Kaufen, ſo beobachte man die Schlauheit, mit welcher der Antiquar die Situation zu berechnen verſteht. Betrachten Sie z. B. dieſen jungen Menſchen mit der hohen Stirn und den leuchtenden Augen. Seit einem Jahre ſucht er nach einer ſeltenen Ausgabe des Gargantua von Rabelais. Jetzt hat er gefunden,

was er begehrte. Da liegt ſie, die erſehnte Perle, etwas vergriffen und ohne Titelblatt, das iſt wahr, aber doch ſonſt vollſtändig erhalten. — Wie ein Tiger ſtürzt er darauf los, und mit einer Stimme, die vor Erregung bebt, fragt er den Bouquiniſten: „Was koſtet dieſes Buch?“

Die naive Seele! Sofort hat der Antiquar ſeinen Mann erkannt. Das Buch war vielleicht für ſechs Franken feil; jetzt fordert er das Vierfache. Der junge Mann zahlt und der Bouquiniſte, der in dieſem Manöver nur einen erlaubten Geſchäftsvortheil erblickt, reibt ſich vergnügt die Hände.

Wie anders verſteht der erfahrene, kaltblütige Philoſoph ſeine Beute zu erobern! Er findet vielleicht in dem Acht-Sous-Kaſten ein Opus, das unter Brüdern zwanzig Francs werth iſt. Mit gleichgiltiger Miene nimmt er das Ding in die Hand, wendet und dreht es, wirft es wieder hin und fragt dann nachläſſig nach dem Preiſe. „Ah! das iſt zu theuer!“ ruft er, und handelt von den acht Sous noch einen oder zwei ab. —

Es gibt auf den ſüdlichen Quais eine große Anzahl von Figuren, die jeden Tag, an dem es die Witterung einigermaßen erlaubt, von früh bis ſpät vor den Käſten der Bouquiniſten zubringen, ohne jemals auch nur für einen Franken zu kaufen. Jeder Droſchkenkutſcher kennt ſie. Dieſe Leute betrachten die Auslagen der Antiquare gewiſſermaßen wie ein Leſecabinet, bei dem kein Entrée entrichtet wird. Stundenlang ſtehen ſie an einer Stelle, und legen ein Buch nicht eher aus der Hand, als bis ſie auf der letzten Seite angelangt ſind. So traf man z. B. zwiſchen dem Pont-Neuf und der Louvre-Brücke tagtäglich ein Individuum, das ein deutſcher Gymnaſiallehrer ſein konnte. Er grüßte die Bouquiniſten immer ſehr höflich,

und begann dann ſeine regelmäßigen Studien. Um halb zwölf Uhr frühſtückte er in einem nahe gelegenen Reſtaurant. Schlag zwölf Uhr war er wieder auf dem Platze. Erſt mit einbrechender Dunkelheit zog er ſich zurück. Er drückte dann dem Antiquar, vor deſſen Stande er ſich gerade befand, in humanſter Weiſe die Hand, lächelte, und verſchwand in der Rue de la Seine.

Man ſieht, die Bouquiniſten ſind coulante Leute. Während ſie indeß anſcheinend gleichgiltig auf und nieder wandeln, beobachten ſie mit Argusaugen jede Bewegung der blätternden Menge. Die edle Species der Induſtrieritter fehlt nämlich auch hier nicht. Um die Escamotagen dieſer Sekte wirkſamer hindern zu können, beſolden die Antiquare ſeit vielen Jahren eigens angeſtellte „Spaziergänger“, die ſich harmlos unter das Publikum miſchen und den verdächtigen Perſönlichkeiten ſorgfältig auf die Finger ſehen.

Trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln verlieren ſie, nach einer Durchſchnittsberechnung, etwas mehr als zwei Procent ihrer Waare durch Diebſtahl.

Die Bücher ſind meiſtens derart vertheilt, daß jeder Kaſten eine beſtimmte Preiskategorie bildet. In Fällen, wie die oben angedeuteten, fühlt ſich der Antiquar durch dieſe Etiquetten allerdings nicht gebunden; im Allgemeinen wird jedoch wenig gehandelt; man nimmt die Waare und zahlt ſtillſchweigend. Ein ſehr beliebter Kniff der Langfinger beſteht nun darin: en passant ein Buch aus dem Drei-Frankenkaſten in den Achtſous-Kaſten wandern zu laſſen. Unmittelbar hinter dem Gauner, der dies prakticirt, kommt ſein Complice, kauft das Buch und verſchwindet im Gedränge. Der Antiquar merkt erſt Abends, wenn er ſeinen Ueberſchlag macht, daß er betrogen worden iſt und trägt das Deficit in die Rubrik: „Volé“ ein.

Wer die äußere Erſcheinung der Bouquiniſten ins Auge faßt — ihre oft zerlumpten Kleider, ihre plumpen Holzſchuhe, ihre lebensmüden Hüte —, der ahnt nicht, daß er hier Leute vor ſich hat, die über reſpectable Capitalien verfügen. — Ich kenne einen, der jüngſt eine ganze Bibliothek für 13500 Francs gekauft und — baar bezahlt hat! Dafür verdienen ſie aber auch an einzelnen Werken das Zwanzig- und Dreißigfache des Einkaufspreiſes. Ein Buch z. B., das im Beſitz einer literariſchen oder politiſchen Notabilität war und ſich bezüglich dieſes Umſtandes unzweideutig ausweiſen kann, wird von den Liebhabern mit Gold aufgewogen. —

Um das Metier eines Antiquars conſequent durchzuführen, bedarf es vor allen Dingen einer eiſernen Geſundheit. Hitze und Kälte, Staub und Regen, Hagel und Schnee mißhandeln den Obdachloſen. Diogenes hatte doch wenigſtens ein Faß: der Bouquiniſt dagegen iſt ohne Schutz allen Unbilden der Witterung preisgegeben. — Das durchſchnittliche Alter, das dieſer Dulder erreicht, iſt denn auch ſehr gering. — Bruſtentzündungen und rheumatiſche Affectionen raffen ihn meiſt vor dem ſechzigſten Lebensjahre hinweg. — Auch Taubheit und chroniſche Katarrhe ſind Uebel, an denen er zu leiden pflegt. — Demohngeachtet iſt er immer heiter und guter Dinge. Er hat ſeine Philoſophie, die ihm über alle irdiſchen Qualen hinweghilft.

Die Antiquare der Rue de Grès leben hauptſächlich vom Quartier Latin. — Hier verſetzt der Student ſein Corpus juris und ſeine dickleibigen Lehrbücher der Therapie, um den beſcheidenen Erlös mit ſeiner Griſette bei Bullier zu verkneipen. — An Originalität ſteht dieſe Sorte weit hinter denen vom Quai zurück.

Eine weitere Specialität, der ſich eine gewiſſe Anzahl von Bouquiniſten widmet, iſt der Ankauf der ſogenannten Recenſionsexemplare, mit denen die Verleger und Autoren die Redactionsbureaux der Journale oder die Arbeitszimmer berühmter Kritiker überſchwemmen. Die den Letzteren zugeſandten enthalten meiſt eine autographiſche Dedication: ein wenig Kleeſalz tilgt dieſe Verſicherungen der Hochachtung und Ergebenheit. Die Magazine der Antiquare ſind die Kirchhöfe literariſcher Hoffnungen und Träume. Ungeleſen ſchlägt der franzöſiſche Kritiker neun Zehntel der ihm eingeſchickten Novitäten los — und todtgeſchwiegen zu werden iſt bekanntlich ſchlimmer als alle Bosheiten und Chicanen der Kritik! Habent sua fata libelli.

Ein Opfer französischer Barbarei.

Es war an einem sonnigen Octobertage des Jahres 1870, als ich den olivenbeschatteten Weg nach dem Bello Sguardo, diesem berühmtesten aller Aussichtspunkte der „bella Firenze“ langsam hinanwandelte. — Der weithin sichtbare rothe Pavillon schien zur Stunde noch unbesucht zu sein, obgleich die krystallhelle Luft und die sehr günstige nachmittägliche Beleuchtung ein prachtvolles Panorama versprachen. Indeß die Florentiner unterscheiden sich, was ihren Sinn für die Schönheiten ihrer Vaterstadt betrifft, durch nichts von den übrigen Sterblichen: was der Mensch jeden Augenblick genießen kann, das genießt er fast nie, und wer die Tochter Etruriens auf ihren Spaziergängen beobachten will, der suche sie nicht da, wo sich die Landschaft am reizvollsten ausbreitet, sondern da, wo es sich am bequemsten flanirt, am neuen Lung Arno, in den Parkanlagen jenseit der Piazza Victorio Emanuele, auf dem Corso der Modewelt. Auch der Mangel an schaulustigen Touristen konnte mich nicht sonderlich befremden, denn ich hatte mich schon vielfach überzeugt, daß Italien in dieser Beziehung den Wogenschlag des verhängniß-

vollen Krieges eben ſo lebhaft empfand, als die verödete Schweiz. Muſeen und Galerieen waren wie ausgeſtorben. Kaum daß man hie und da einem langhalſigen Engländer, einer blondhaarigen Miß, oder einem Kranken begegnete, der in den Lüften des Südens Erlöſung von ſeinen Leiden hoffte. Wenn das Herz Europa's in wilden Zuckungen krampft, — wen wundert's, daß dann auch die entfernteren Glieder in zitternde Schwingungen gerathen?

In ſolche Betrachtungen verſunken, ſchritt ich aufwärts. Die Pförtnerin mußte in der ſonntäglichen Stille meine Tritte vernommen haben, denn ſie öffnete mir, noch ehe ich die Schelle gezogen hatte. Ich ſchlüpfte durch die niedrige Thüre in den Hofraum, und eilte über die breite, geräumige Terraſſe nach dem regenſchirmartigen Schutzdach, dem Bello Sguardo im engeren Sinne, wo ich mich auf einer der bemoosten Steinbänke niederließ.

Da lag es vor mir in ſeiner leuchtenden Pracht, das ſtolze Florenz, die Schöpferin der italieniſchen Dichterſprache, die Heimat Dante's, Leonardo da Vinci's und Michelangelo's. Da ragte die gewaltige Kuppel des Doms, halb verdeckt von dem ſchlanken Campanile, wie ein zweiter Himmel in den Himmel! Und drüben ſtiegen die Ausläufer der Apenninen mit ihren ſchimmernden Landhäuſern und Villen ſo mild und ſonnig über der Stadt auf; drüben grüßte das anmuthige Fieſole ſo romantiſch von ſeiner Höhe herab, daß der begierige Blick nicht wußte, wo er zuerſt ausruhen ſollte; auf dem blendenden Häuſermeer, auf den Wellenlinien der Bergkette oder auf dem üppigen Teppich der Ebene, deren oliven- und weinbewachſene Felder ſanft in die blauenden Hügel des Horizontes verliefen.

Es iſt eine eigenthümliche pſychologiſche Erſcheinung, daß der Menſch inmitten des herrlichſten Glanzes am leichteſten zu trüben Phantaſien neigt; gleichſam als fürchte er, durch eine ungemiſchte Freude den Neid der Götter zu entflammen. So ging es auch mir: eine tiefe Melancholie breitete ſich thauſchwer auf mein Gemüth.

Als ich mich eben erhoben hatte, um von einem anderen Punkte der Terraſſe einen Blick auf die minder impoſanten, aber gleichwol höchſt lieblichen Hügelreihen der linken Arnoſeite zu werfen, ertönte das Rollen einer Droſchke. Eine Minute ſpäter öffnete ſich die Pforte und zwei junge Männer traten herein, um Arm in Arm nach dem Pavillon zu ſchleichen. Ich ſage: zu ſchleichen, denn es dauerte unſäglich lange, bis ſie die kurze Strecke zurückgelegt hatten. Eine flüchtige Muſterung der beiden Ankömmlinge belehrte mich, daß nur der eine von ihnen die Veranlaſſung dieſes ſchneckengleichen Wandelns war. Sie mußten Brüder ſein, denn ihre Geſichtszüge zeigten eine auffallende Aehnlichkeit, — und doch, welch' ein Unterſchied zwiſchen dem ernſten, verſtändigen, trotz einer gewiſſen Bläſſe geſunden Antlitz des Führers, und der hohlen, eingefallenen, graugelben Larve des Geführten! Beide konnten noch nicht das dreißigſte Jahr überſchritten haben, ja, ein unbeſtimmtes Etwas ließ mich vermuthen, der Kranke ſei der jüngere; — aber während der Andere in ſtraffer Haltung und männlicher Feſtigkeit einherſchritt, ſchien aus dieſem leidenden Körper jede Lebenskraft, jede Elaſticität, jede Hoffnung entwichen. Seine tiefliegenden Augen blickten verſtört zu Boden: das helle Licht des Tages ſchien ihn zu blenden. Sein Mund zuckte unaufhörlich, und aus ſeiner Bruſt ertönte ein ſchrilles Keuchen, dem Tone einer Säge ähnlich, die durch grünes Holz geht.

Er war ſo abgemagert, daß ſeine Arme und namentlich die langen, fleiſchloſen Hände einen ſkelettartigen Eindruck machten.

„Hier, Gotthold“, ſagte der Geſunde, indem er ſorgſam einen dicken Plaid auf die ſteinerne Bank breitete; „das wird Dir gut thun. Hier iſt's hübſch ſonnig, und die Luft iſt ſtill und mild. Sieh nur, wie herrlich die Stadt zu unſern Füßen liegt, und drüben die blauen Berge . . . So, ſetz' Dich nur hierher und lehne Dich wider meinen Arm . . . Nicht wahr, das iſt prächtig?“

Gotthold wollte etwas erwidern, aber ein krampfhafter Huſten nahm ihm das Wort von den zitternden Lippen weg.

Der Bruder unterſtützte ihn nach beſten Kräften.

„Der unleidliche Huſten“, ſagte er, als der Arme erſchöpft zuſammenbrach; doch gedulde Dich nur noch ein Weilchen, Du ſollſt ſehen, die balſamiſche Luft dieſes Zauberlandes wird Dir bald Deine volle Geſundheit wiedergeben. Wie fühlſt Du Dich jetzt?“

Gotthold gab keine Antwort. Dumpf ſtierte er vor ſich hin. Seine Lippen zuckten heftiger als zuvor. Seine Bruſt hob und ſenkte ſich wie im Fieber.

„Das Sprechen fällt Dir ſchwer“, ſagte der Andere, „und ich glaube ſelbſt, es iſt beſſer, wenn Du Dich ſchonſt. Betrachte Dir lieber ein wenig das wundervolle Panorama, das ſich hier in ſo unvergleichlicher Farbenpracht vor uns ausbreitet! Sieh' nur, wie ſcharf ſich dieſe Cypreſſen gegen den leuchtenden Himmel abheben! wie reizend das gelbrothe Laub der Reben gegen das ſilbergraue Gewand der Pappeln und das dunkle Grün der Oliven abſticht!“

Jetzt bedeckte ſich der Kranke das Antlitz mit beiden Händen und brach in ein wildes, convulſiviſches Schluchzen

aus. Er bebte am ganzen Leibe und ließ von Zeit zu Zeit unzuſammenhängende Rufe erſchallen, unter denen ich die Worte: „Zerſchmettert, begraben!“ und: „O, Emilie, Emilie, Du, Du . . .!“ deutlich unterſcheiden zu können glaubte.

Der Bruder des Unglücklichen wandte den Kopf ab. Er biß ſich auf die Lippen. Eine Thräne ſtahl ſich langſam aus ſeinem dunklen Auge und rollte heiß und voll über die Wangen hinab. Dann faßte er ſich raſch, und mit freundlichem Lächeln zu Gotthold gekehrt, ſprach er in faſt ſcherzhaftem Tone:

„Sieh', Lieber, wenn Du weinſt, ſo kann ich unmöglich verſtehen, was Du von mir willſt. Sammle Dich doch ein wenig, ich bitte recht ſchön! Soll ich Dich wieder nach dem Wagen führen? oder wollen wir nach der anderen Seite der Terraſſe gehen?“

Die wohlgemeinte Rede verfehlte ihre Wirkung. Der Kranke verfiel in einen vollſtändigen Weinkrampf. Kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirne. Ein Mark und Bein erſchütterndes Keuchen rang ſich in heftigen Stößen aus ſeiner gemarterten Bruſt los. Seines Körpers nicht mächtig ſank er auf die Seite und wäre ohne Zweifel von der Bank auf den Boden geſtürzt, hätte ihn ſein Bruder nicht zur rechten Zeit ergriffen und feſtgehalten.

Der Gefährte des beklagenswerthen jungen Mannes blickte rathlos um ſich.

Ich hatte mich bisher abſeits gehalten und gethan, als ſei ich nur Auge für die Schönheit der landſchaftlichen Umgebung.

Jetzt erachtete ich es für meine Pflicht, heranzutreten.

Ich konnte es dem Bruder unmöglich überlaſſen, den Kranken allein über die lange Terraſſe zu ſchleppen.

„Ich will Ihnen helfen, den Herrn nach dem Wagen zu bringen“, ſagte ich, mich höflich verbeugend.

„Ich werde Ihnen ſehr verbunden ſein“, entgegnete der Angeredete, nicht ohne leicht zu erröthen.

Wir machten den Verſuch, den Unglücklichen, der noch immer krampfte und ſtöhnte, aufzurichten.

Vergebens. Seine Glieder waren ſtarr und ſteif wie die einer Holzpuppe. Wir mußten fürchten, durch einen vorzeitigen Transport das Uebel zu verſchlimmern.

Als vorſichtiger Touriſt trage ich ſtets ein kleines Reiſe-Neceſſaire nach Art derer bei mir, wie ſie Arthur Michelis in ſeiner höchſt praktiſchen „Reiſeſchule“ empfiehlt.

Ich zog alſo ein Fläſchchen mit einer ſtärkenden Eſſenz aus der Taſche nnd ließ ihre oft bewährte Wunderkraft auf das arme Geſchöpf, das wimmernd auf dem Plaid lag, einwirken. War es die belebende Macht des Heilmittels, oder hatte der Sturm, der in der Bruſt des Leidenden tobte, ſeinen Höhepunkt erreicht? — kurz, nach Verlauf weniger Minuten ſchien die Wildheit des Anfalls merklich gebrochen; das Aechzen ward leiſer und dumpfer, und ſchließlich verſtummte es völlig, um einer ſchlafähnlichen Mattigkeit Platz zu machen.

„Ich danke Ihnen, mein Herr“, ſagte der Andere in warmem Tone; „wenn Sie nun Ihrer Freundlichkeit die Krone aufſetzen wollen, ſo unterſtützen Sie mich ein wenig bei der ſchwierigen Ueberſiedlung in die Droſchke.“

„Ich freue mich, Ihnen gefällig ſein zu können“, entgegnete ich herzlich. „Die Sache wird leichter gehen, als wir uns vorſtellen. Jetzt da die normale Ruhe in den Organis-

mus wieder eingekehrt iſt, können wir den Kranken einfach wie ein Kind hinübertragen."

Wir ſchickten uns an, den ſchlaffen Körper Gotthold's emporzuheben.

„Iſt der Anfall von heute der erſte dieſer Art?" fragte ich leiſe.

„Ja und nein", erwiderte der Bruder. „So heftig und bösartig haben wir noch keinen erlebt."

Wir trugen den jungen Mann ſchweigend nach dem Wagen und betteten ihn ſo ſanft als möglich in den Kiſſen des Rückſitzes. Ferdinand — dies war, wie ich ſpäter erfuhr, der Name des Andern — ſetzte ſich auf einen der Vorderplätze.

„Wollen Sie uns begleiten?" fragte er freundlich. „Ich bringe meinen Bruder nur zu Bette und überlaſſe ihn dann der Fürſorge der alten Margherita, unſerer Hausdienerin. Wir können uns dann bei einem Glaſe Wein von den Anſtrengungen dieſer traurigen Minuten erholen."

Ich hatte nichts Beſſeres vor, und da der junge Mann mir gefiel, ſo ſagte ich mit Vergnügen Ja, und nahm ohne weitere Umſtände an ſeiner Seite Platz.

Wir fuhren langſam die Anhöhe hinab und durch die Porta Romana in die Stadt ein. Nach fünf Minuten paſſirten wir den Arno und machten ſchließlich vor einem hübſchen dreiſtöckigen Hauſe an einem der nördlichen Quais, unweit des Ponte Vecchio Halt. Wir hatten unterwegs nur wenige Worte gewechſelt, und auch dieſe betrafen nur gleichgültige Dinge. Ferdinand ſchien in Gedanken verſunken, und ich mochte das Gewebe ſeiner Ideen nicht unterbrechen.

Eine große Menge neugieriger Sonntagsbummler umringte

uns, als wir jetzt den zum Sterben abgematteten Gotthold aus der Karroſſe hoben. Ein Zug von Unwillen prägte ſich auf dem ernſten Antlitz meines Begleiters aus. In barſchem Tone forderte er das Publikum auf, Platz zu machen. Wir trugen den Kranken in ein freundliches Parterrezimmer. Ferdinand erſuchte mich, im anſtoßenden Gemach auf ihn zu warten. Ich ſetzte mich auf einen Lehnſtuhl und faltete die Hände müßig auf der Bruſt. Ich befand mich augenſcheinlich im „Salon“ der beiden Brüder, der gleichzeitig dem Aelteren als Arbeitszimmer dienen mochte. Dafür ſprachen wenigſtens die Bücher und Briefſchaften, die in maleriſcher Unordnung auf einem der Tiſche lagen.

Inzwiſchen hörte ich im Vordergemach die trippelnde Geſchäftigkeit einer Alten, die in emſiger Haſt auf- und abpantoffelte, während ein dumpfer, klagender Ton, der von Zeit zu Zeit herüberſcholl, deutlich verrieth, daß Gotthold noch immer an den Nachwehen ſeines Krampfes litt.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde öffnete ſich die Thüre. Ferdinand trat ein. Er ſah blaß aus, — bläſſer noch als zuvor. Seine Lippen kräuſelten ſich zu einem erzwungenen Lächeln.

„Er ſchläft“, ſagte er.

„Um ſo beſſer“, entgegnete ich; „der Schlaf iſt der beſte Arzt . . .“

Ferdinand blickte ſinnend vor ſich hin.

„Jetzt, nachdem das vorüber iſt“, ſagte er nach einer Weile, „geſtatten Sie mir, daß ich nachträglich einer Form genüge, die ich unter den vorwaltenden Umſtänden vernachläſſigen mußte . . . oder wenigſtens durfte. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorſtelle. Ich heiße Ferdinand

G . . . . . r, und bin meines Zeichens Doctor der Philoſophie. Der arme Junge da drinnen iſt mein jüngerer Bruder Gotthold . . . Er war bis vor Kurzem Kaufmann in Paris . . .“

Er ſeufzte . . .

Ich nannte ihm meinen Namen.

„In Paris?“ fragte ich dann, an den Schluß ſeiner Rede anknüpfend. „So haben Sie am Ende gar die Schreckniſſe der jüngſten Epoche in dieſer modernen Babel miterlebt . . .? Denn ich ſetze voraus, daß Sie ſchon ſeit längerer Zeit mit Ihrem Herrn Bruder zuſammenwohnen . . .?“

Ein ſchmerzlicher Zug ſpielte wie Wetterleuchten auf ſeinem bleichen Antlitz.

„Sie ſetzen voraus“, ſagte er, „daß eine Krankheit, wie die meines Bruders, nicht erſt ſeit wenigen Wochen datiren kann, und da Sie mich jetzt als ſeinen Begleiter ſehen . . .“

Er brach ab.

„Kommen Sie“, ſprach er in feſterer Haltung, „unſer Geſpräch könnte ihn wecken! Laſſen Sie uns in die erſte beſte Oſteria gehen, dann ſollen Sie hören, was Sie wiſſen wollen. Die Geſchichte meines unglücklichen Bruders iſt traurig, unſäglich traurig, und wenn ich auch nicht erwarten kann, daß Sie nach ſo flüchtiger, kurzer Bekanntſchaft bereits ein tieferes Intereſſe an uns nehmen, ſo werden Sie dem Schickſal des armen Jungen Ihre Theilnahme doch ſchwerlich verſagen können.“

Er ergriff ſeinen Hut. Langſam und lautlos durchſchritten wir das Gemach, in welchem Gotthold jetzt ruhig ſchlummerte. Die alte Margherita, die ihm zu Häupten ſaß, legte ſorgfältig den Finger auf ihren Mund, wie um uns Stille zu gebieten.

Wir wandelten den Lung Arno entlang, und bogen im Portico degli Uffizi ein. Ferdinand hatte ſeinen Arm in den meinigen gelegt; es war, als müſſe es ſo ſein. Wir wechſelten keine Silbe. Auf der Piazza della Signoria blieb er ſtehen. Der alterthümliche Thurm des Palazzo Vecchio funkelte im letzten Purpur der ſcheidenden Sonne. Unten auf dem Platze, und vor Allem in der Loggia dei Lanzi, jener berühmten ſteinernen Halle mit den Bildwerken Fedi's und Giovanni da Bologna's, begann es zu dämmern.

„Sehen Sie die Sabinerin", ſagte Ferdinand, „wie verzweifelt ſie ſich in den Armen ihres römiſchen Entführers windet! Sie läßt vielleicht ihr ganzes Lebensglück hinter ſich, einen Gatten, ein geliebtes Kind, oder einen angebeteten Bräutigam: aber das Fatum iſt unerbittlich. Mit ehernen Griffen hält der Barbar ſeinen Raub umſchlungen: was kümmert ihn die Qual eines zertretenen Herzens . . .?"

Er ſchien einen Augenblick heftig bewegt. Seine Stimme bebte; er preßte die Hand feſt auf meinen Arm.

„Und doch", fuhr er nach einer Weile fort, „wie berechtigt iſt eine Unthat, die der Eigennutz dictirt, im Vergleich mit dem Frevel, der aus der giftigen Quelle der elenden Rachſucht, des Neides, der Bosheit, der niederträchtigen Wuth fließt; zumal wenn dieſe gemeinſten aller menſchlichen Inſtinkte ihre verruchten Finger an unſchuldige, wehrloſe Opfer legen! Wahrlich, der Bandit, der um des ſchnöden Goldes willen einen Mord begeht, ſteht in meinen Augen hoch über dem erbärmlichen Feigling, der im Aerger über einen erlittenen Schaden ein Kind mißhandelt!"

Ich erwiderte Nichts. Schweigend eilten wir über die Piazza. Wenige Minuten ſpäter ſaßen wir in einer der be-

rühmteſten Oſterien der Via Calzajoli. Der Wirth ſetzte uns einen „Fiasco“ vor. Nachdenklich goß Ferdinand den purpurnen Rebenſaft in die großen Kelchgläſer.

„So“, ſagte er, „und nun laſſen Sie uns auf den baldigen Fall der franzöſiſchen Hauptſtadt anſtoßen!“

Seine Augen leuchteten wild auf; aber raſch nahm ſein Antlitz wieder jenen ſinnenden, träumeriſchen Ausdruck an, der zwar kein unheilbares Leiden der Seele verrieth, aber doch unendlich wehmüthig ſtimmte.

„Sie fragten mich“, hub er nach einer Weile an, „ob wir die Schreckenstage der Pariſer Pöbelwirthſchaft noch miterlebt hätten . . . Rufen Sie ſich die traurige Geſtalt meines unglücklichen Bruders in's Gedächtniß, und betrachten Sie ihn als Antwort auf Ihre Frage. — Gotthold iſt einer von den vielen Tauſenden, die dieſes nichtswürdige Volk auf dem Gewiſſen hat: aber ich glaube, unter den vielen Tauſenden ſind nur wenige Fälle zu finden, in denen das Verhängniß ſo grauſam wüthete, als gegen ihn und ſein Lebensglück . . .“

Ich machte eine ſtumme Bewegung der Theilnahme.

„Rücken Sie näher her zu mir. Es widerſtrebt mir, von dieſen Ereigniſſen mit lauter Stimme zu reden.“

Als ich dieſem Wunſche entſprochen hatte, hub er ungefähr folgendermaßen an:

„Ich habe Ihnen bereits geſagt, daß Gotthold ſeines Zeichens Kaufmann iſt. Er war vier oder fünf Jahre lang in einem der hervorragendſten Häuſer der franzöſiſchen Metropole thätig. Zu Anfang dieſes Jahres ſah er ſich in der angenehmen Lage, ſich ſelbſtſtändig zu etabliren . . .

„Es iſt nicht überflüſſig, Ihnen ein Bild von Gotthold's Charakter zu entwerfen. Ohne auffallend begabt zu ſein,

vereinigt — oder vereinigte — er alle Eigenſchaften, die man von einem tüchtigen Geſchäftsmann erwarten darf. Pünktlich bis zur Pedanterie, von eiſernem Fleiß, treu und ehrlich wie Gold, beſaß er eben ſo gründliche als umfaſſende Kenntniſſe. Im Privatverkehr konnte man ſich keinen liebenswürdigeren Menſchen denken, als unſeren Gotthold. Seine Gefälligkeit grenzte faſt an jene Gutmüthigkeit, die das große Publikum nur beſchränkten Geiſtern zuſchreibt. Die Anmuth ſeiner Manieren, ſein beſcheidenes, anſpruchloſes Weſen, ſeine erprobte Geradheit und Aufrichtigkeit machten ihn zum Lieblinge Aller, die ihn kannten. Was mich betrifft, ſo war mein Verhältniß zu ihm das ſchönſte und erfreulichſte von der Welt. Ich befand mich ſeit zwei Jahren in Paris, wo ich auf der Bibliothek arbeitete. So verſchiedenartig unſere beiderſeitige Thätigkeit war, ſo vollkommen harmonirten unſere Charaktere. Nie habe ich an Gotthold jene geſchäftsmänniſche Geringſchätzung gelehrter Forſchungen bemerkt, die uns ſo häufig den Umgang mit Kaufleuten unerquicklich macht. Er geſtand wohl zu Zeiten mit einem liebenswürdigen Lächeln zu, meine griechiſchen Palimpſeſte ſeien ihm böhmiſche Dörfer: aber ſtets betrachtete er meine Studien mit einer Art von heiliger Scheu, die etwas unendlich Rührendes hatte. Die Einfachheit ſeiner äußeren Lebensweiſe war muſterhaft zu nennen. Wenn er ſeine Bureaux verließ, ſpeiſten wir zuſammen in einem beſcheidenen Etabliſſement der Mont-martre-Straße. Abends beſuchten wir zuweilen das Theater, zumal die Oper; das war der einzige Luxus, den er ſich geſtattete. — Während ich das ernſte Schauſpiel und die bildenden Künſte vorzog, ſchwärmte er für Muſik. Auf ſeinem Pianino konnte er oft bis tief in die Nacht hinein die Meiſterwerke der deutſchen Tondichter interpretiren . . .

„Ich habe genug geſagt. Sie ſind hinlänglich Menſchenkenner, um ſich an den fünf Fingern abzuzählen, daß ein Jüngling wie Gotthold dem politiſchen Tagestreiben fern ſtehen mußte, ſelbſt wenn er nicht in einem fremden Staate, ſondern daheim gelebt hätte, wo er die Rechte eines Bürgers genoß . . .

„Wir erfreuten uns nicht gerade einer beſonders zahlreichen Bekanntſchaft, doch gingen wir bei dem früheren Prinzipal Gotthold's noch immer aus und ein.

„Es war im März dieſes Jahres, als ‚Monſieur l'Ours', wie mein Bruder den alten Herrn ſeines mürriſchen Weſens halber zu nennen liebte, uns zu einem glänzenden Balle lud. — Monſieur l'Ours war ein Deutſcher. Er verſammelte auf ſeinen Feſten die Elite der deutſchen Kolonie. Wir machten alſo ſorgfältig Toilette, und trafen gerade ſpät genug ein, um einer langen Begrüßung des Wirthes überhoben zu ſein. Sofort faßten wir in einer Niſche Poſto und ließen die hin- und wider wogende Geſellſchaft Revue paſſiren.

„Ein junges Mädchen in roſarother Robe feſſelte meine Aufmerkſamkeit. Sie war bildſchön; ich ſuche vergeblich nach einem andern Ausdrucke, um Ihnen von dem Reiz dieſer lieblichen Erſcheinung einen Begriff zu geben. Schön wie ein Bild, ſage ich, denn die Kunſt des Malers idealiſirt, ſie faßt das Fragmentariſche in vollendeter Harmonie zuſammen. So ſchien auch aus dieſem Antlitz alles Störende, Zufällige getilgt; nur das Vollgültige, Ewige war geblieben. Die Sprache behauptet nicht zu viel, wenn ſie ſolche Weſen Engel nennt, wenn auch die Briefſteller für Liebende das Wort profanirt haben . . ."

Er hielt einen Augenblick inne. Seine Stimme hatte

während der letzten Secunden gezittert. Er ergriff das Glas und leerte es auf Einen Zug.

„Sie war alſo himmliſch“, fuhr er fort, „und doch wieder ſo irdiſch, ſo lebensfriſch, ſo warm, daß ich an mich halten mußte, um meinem Entzücken nicht durch einen lauten Jubelſchrei Luft zu machen.

„‚Gotthold‘“, ſagte ich, indem ich ihn leiſe am Arm ſtieß; ‚Gotthold, ſieh dort hin . . . Welch unvergleichliches Geſchöpf!‘

„Gotthold hörte nicht. — Er ſtand da wie ein armer Sünder vor dem ſtrafenden Blicke des Heilandes. Hatte die überraſchende Erſcheinung mich in eine Art künſtleriſcher Ekſtaſe verſetzt, ſo mußte ſie auf Gotthold's ſtilleres Gemüth einen noch tieferen, unmittelbareren Eindruck gemacht haben, denn der gute Junge ward blaß und roth und roth und blaß wie ein Kind. Ich, der mehr reflectirende, kritiſche Geiſt, vermochte ſelbſt vor einer Erſcheinung, die alle Sinne zu beſtricken ſchien, eine gewiſſe Freiheit zu bewahren. Gotthold dagegen, der nie ſeine Empfindungen zergliedert hatte, war mit Einem Schlage gefangen, ohne daß er nur den Verſuch gewagt hätte, ſich zu ſträuben.

„Das reizende Mädchen hieß Emilie B . . . y. Sie war die einzige Tochter eines hervorragenden deutſchen Journaliſten, — des Pariſer Correſpondenten der ****Zeitung . . .

„Ich darf Ihnen die weiteren Details dieſes Liebesromans erſparen. — Wir ließen uns der jungen Dame vorſtellen, wozu Gotthold ſich erſt nach langem Zögern zu verſtehen vermochte. Er tanzte an ihrer Seite die Quadrille; ſie vollendete durch den beſtrickenden Zauber ihrer Stimme den Reiz ihrer Erſcheinung. Als wir heimkamen, war Gott-

hold ein anderer Menſch. Er lachte und weinte wie ein Beſeſſener. Ich kannte den ſtillen Jungen von ehedem nicht wieder. Jubelnd fiel er mir um den Hals und küßte mich ſo wild, ſo feurig, wie nur ein Verliebter zu küſſen im Stande iſt.

„Stille Waſſer ſind tief, ſagt das Sprichwort mit Recht. So weit ich um Gotthold's früheres Leben wußte, hatte er nie das gehabt, was die moderne Salonſprache als Primanerliebe bezeichnet. Er galt ſogar bei Einzelnen unſerer Kameraden für einen Weiberfeind. Kalt und gleichgültig nannte er ſich ſelbſt bei jeder Gelegenheit. Um ſo verzehrender ergriff ihn jetzt die unendliche Glut ſeiner erſten, gewaltigen Leidenſchaft. Ich habe nie etwas Aehnliches erlebt. Ich hatte geglaubt, einer ſolchen Liebe, wie ſie Gotthold zu Emilien empfand, ſei nur ein Weib fähig; ſie füllte ſein Weſen ſo vollſtändig aus, ſie ward ſo ganz und gar der Kern ſeiner Exiſtenz, daß ich mich des Gedankens nicht erwehren konnte: dieſes Herz wird den Verluſt ſeines höchſten Kleinods nicht überdauern!

„Doch ich habe Ihnen noch gar nicht geſagt, daß Gotthold Gegenliebe fand. Nach Verlauf eines Vierteljahres hatte Emilie ihr Jawort gegeben: ein glücklicheres Paar war nicht zu denken! — Als ich erkannt hatte, wie es um Gotthold ſtand, war ich natürlich bemüht geweſen, ſeine Abſichten nach Kräften zu fördern. Es konnte mir nicht ſchwer fallen, uns Zutritt in das gaſtfreie Haus des wackeren B . . . y zu verſchaffen. Der greiſe Herr ſchloß bald Freundſchaft mit mir, da unſere beiderſeitigen Anſichten und Neigungen vortrefflich mit einander harmonirten; und während ich ſo den Papa abſorbirte, ſchwatzte mein Bruder mit der holden Emilie über die Zukunft. Sie verlobten ſich am fünften Mai, dem

Geburtstage Gotthold's, und der Vater gab bereitwilligſt ſeinen Segen. Im Herbſt ſollte die Hochzeit ſein.

„Emilie liebte ihren Bräutigam zärtlich; und wahrlich, wenn ein Menſch die Liebe dieſes herrlichen Geſchöpfes verdiente, ſo war es mein Bruder. Der gute Junge entfaltete jetzt Talente, die ich ihm nie zugetraut hätte. Er componirte ihr die reizendſten Melodien; ja, ich habe ihn ſtark im Verdacht, dann und wann den Pegaſus beſtiegen zu haben; wenigſtens fand ich einmal auf dem Pulte ein roſafarbenes Billet mit der vielverſprechenden Ueberſchrift: ‚An die Geliebte.‘ Weiter war das Manuſcript nicht gediehen, und ich ſcheute mich, den Frieden ſeines glücklichen Gemüthes durch eine unzarte Frage zu ſtören. Nie war ein Liebhaber ritterlicher als Gotthold. Er hätte im buchſtäblichen Sinne den Handſchuh der Geliebten aus dem Zwinger der reißenden Beſtien heraufgeholt. Und dabei entwickelte er einen Fleiß in ſeinem Geſchäft, der mir geradezu unbegreiflich erſchien. Seine Arbeitskraft war verdoppelt: ich würde in gleichem Falle nicht im Stande geweſen ſein, eine Feder anzurühren.

„‚Verliebe Dich nur erſt einmal ſo recht gründlich‘, gab er mir zur Antwort, als ich ihm eines Tages meine Verwunderung ausdrückte, ‚und Du wirſt ſehen, wie unglaublich es unſere Energie beflügelt, wenn wir wiſſen, für wen wir arbeiten!‘

„Er mochte Recht haben, und jedenfalls war ſeine Emilie eines regen Kampfes werth. Ihre geiſtigen Vorzüge entſprachen denen ihres Körpers. Eine feurige Phantaſie war der vorwiegende Zug ihres Charakters. Witzig und ſchalkhaft zum Entzücken, fehlten ihr nicht die gediegeneren Grundlagen einer tüchtigen Bildung, ohne daß ſie indeß im Punkte der

Kenntniſſe beſonders excellirt hätte. Ihre Leidenſchaft für die Muſik kannte keine Grenzen, und hier war es, wo die beiden Charaktere der Liebenden ſich am innigſten berührten. Was mich perſönlich an Emilien am meiſten bezauberte, war die reizende Weiblichkeit ihres Weſens und die friſche Lebensfreude, die auf ihrer lieben, hohen Stirne leuchtete.

„Brauche ich Ihnen die roſigen Pläne, die das junge Paar für die Zukunft entwarf, brauche ich Ihnen die funkelnden Hoffnungen zu ſchildern, die jede ihrer Stunden mit einem Schimmer halbgeahnter und doch ſo ungekannter Seligkeit kommender Tage verklärten? Es iſt das alte, ſelige Lied, das die Poeten nicht ausſingen. — Genug, Gotthold und Emilie waren glücklich . . . In ſüßer, banger Erwartung ſchlugen ihre Herzen dem Herbſte entgegen, der ſie für immer vereinigen ſollte.

„Da brach wie ein Blitz aus heiterem Himmel das franzöſiſche Kriegsgeheul über unſere ſorgloſen Häupter herein. Der corſikaniſche Deſpot warf unter dem Beifall der ungeheueren Mehrheit ſeines eitlen Volkes dem greiſen Schirmherrn Deutſchlands den Fehdehandſchuh vor die Füße, und ehe man noch recht zu Athem gekommen war, ſtanden ſich die Heere beider Nationen an den Grenzen gegenüber.

„Es war ein harter Schlag für das aufblühende Unternehmen meines Bruders; allein er murrte nicht. Wer fand in dieſer Epoche des heiligen deutſchen Zornes Zeit, an ſein Ich zu denken? Der Schrei der Entrüſtung, der auf jeder ehrlichen deutſchen Lippe zitterte, verhinderte den Seufzer um die herben materiellen Verluſte . . .

„Die Situation der in Paris angeſeſſenen Deutſchen war von dem Momente der Kriegserklärung an eine höchſt prekäre.

Man mußte entweder zu den ſchamloſeſten Verunglimpfungen des deutſchen Namens ſchweigen, oder man ſetzte ſich den mißlichſten Scenen aus.

„Ich machte daher bereits in der letzten Woche des Juli meinem Bruder den Vorſchlag, die feindliche Hauptſtadt zu verlaſſen, — zumal ich den Charakter der ‚großen Nation‘ hinlänglich kannte, um vorauszuſehen, daß ſich unſere Lage nach dem erſten Siege der deutſchen Waffen in's Unberechenbare verſchlimmern würde. Allein Gotthold verſicherte mich, wenn er ſein Geſchäft jetzt ſchlöſſe, ſo ſei er ein ruinirter Mann, — und ſo blieben wir. — Hundertmal habe ich es bereut, daß ich damals nicht energiſcher aufgetreten bin! Es war mir, als läge die Zukunft wie ein Buch vor mir aufgeſchlagen. Ich wußte, daß der frevelhafte Uebermuth dieſer Cancantänzer blutig gezüchtigt werden würde: ich ahnte es, daß die ſchamloſen Wichte ihre Wuth an den friedlichen Opfern auslaſſen würden, die bisher arglos in ihrer Mitte gewohnt und ſo unendlich viel zur Hebung ihres Nationalwohlſtandes beigetragen hatten. Wir gehörten freilich nicht zu Frankreichs officiellen Feinden; unſere Familie wohnt in Salzburg, und Niemand dachte daran, daß Oeſterreich ſich den deutſchen Alliirten anſchließen würde: allein ich war lange genug in Paris geweſen, um über die geographiſchen Begriffe der Franzoſen im Reinen zu ſein; auch hätte ich es zum Mindeſten als eine Beleidigung betrachtet, wäre mir zugemuthet worden, unter der Firma eines Nicht-Deutſchen um wälſche Duldung zu bitten.

„Mein Bruder alſo beſtand darauf, zu bleiben. ‚Was haben wir zu fürchten?‘ ſagte er. ‚Iſt nicht Fürſt Metternich da?‘

„‚Sehr wohl‘, ſagte ich; ‚aber Fürſt Metternich wird uns, wenn es Noth thut, ſehr wenig nützen.‘

„‚Du ſiehſt zu ſchwarz, lieber Bruder!‘ entgegnete Gotthold lächelnd; ‚was kann man uns anhaben? — Unſere Sympathien ſtehen uns nicht an der Stirne geſchrieben; und wer weiß? vielleicht kommt es ſchneller zum Frieden, als es den Anſchein hat. Wenn ich reiſe, ſo ſetze ich Alles auf's Spiel; wenn ich bleibe, ſo habe ich ſchlimmſten Falls die Ausſicht, ein paar unangenehme Auftritte mit irgend einem verrückten Chauviniſten zu beſtehen .... So lange Emiliens Vater hier bleibt, wollen auch wir bleiben.‘

„Kurz und gut: wir blieben. Ich mochte natürlich den jüngeren und, wie ich wol ſagen darf, in mancher Beziehung unerfahreneren Bruder nicht allein laſſen.

„Im Anfang ging die Sache auch ganz erträglich. Die Rundzüge durch die Straßen und Boulevards mit dem ſtupiden Geſchrei ‚A Berlin! à Berlin!‘ ekelten mich zwar ſo herzlich an, daß ich mich mehrmals verſucht fühlte, einem der lauteſten Spitzbuben die Fauſt in's Geſicht zu legen: allein ich bedachte zur rechten Zeit meine Lage und begnügte mich mit einem verächtlichen Achſelzucken. Im Uebrigen blieben wir unbeläſtigt, abgeſehen von den Schimpfwörtern, mit denen uns der Pöbel dann und wann bombardirte, wenn wir es gewagt hatten, auf offener Straße Deutſch zu ſprechen.

„Gotthold lebte zurückgezogener als je. Begreiflicher Weiſe fehlte uns die Luſt, den Schauſtellungen der franzöſiſchen Bühnen zu einer Zeit anzuwohnen, da vielleicht Tauſende unſerer Brüder unter den franzöſiſchen Kugeln bluteten. Unſere Erholungen nach den Arbeiten des Tages beſchränkten ſich

daher auf einen Spaziergang nach den Anhöhen von Chaumont, dieſem Lieblingsplatze Emiliens.

„Die Schlacht von Weißenburg war geſchlagen. — Die Aufregung, welche ſich des Pariſer Pöbels bemächtigt hatte, glich dem dumpfen Gebrauſe der hohlgehenden See. Brüllende Rotten durchzogen die Straßen und ſtießen Verwünſchungen gegen die ‚frechen Barbaren‘ aus, die es gewagt hatten, ſich nicht ſofort von den Afrikanern Mac Mahon's beſiegen zu laſſen. Mir ſchwoll das Herz vor unſäglicher Freude bei dem Anblick dieſer durchgreifenden Wirkung der deutſchen Waffenthat! So mußte es kommen! Nicht nur der Krieg mußte von Deutſchland gewonnen werden, ſondern auch die erſte bedeutende Schlacht! Ha, das gohr in den giftgeſchwollenen Gemüthern! Herrlich, herrlich!

„In dieſer Stimmung ſchritten wir, Gotthold, Emilie und ich, eines Tages unſerm gewohnten Ziele, den prächtigen Buttes Chaumont zu.

„Emilie war faſt übermüthig. Sie ſcherzte und lachte ſo keck und friſch in die blaue Abendluft hinein, daß ich faſt beſorgte, das Publikum, deſſen wogende Schaaren mit finſteren Geſichtern um uns herum brandeten, möge die Urſache dieſer Luſtigkeit ahnen und unangenehm werden. Aber er ſtand ihr ſo reizend, dieſer naive Patriotismus, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ſie auf meine Bedenklichkeiten aufmerkſam zu machen. Auch ſchienen die Leute ſich in der That wenig um uns zu kümmern.

„Da plötzlich, als wir eben das Boulevard von Belleville betraten, ſchlug ein Geheul an unſer Ohr, wie ich es nie zuvor vernommen hatte. Es war, als ob ein Rudel

hungriger Wölfe daher gefegt käme, ſo wild und widerwärtig wälzte es ſich die breite Allee entlang.

„In gewiſſen Stadtvierteln war des Morgens geflaggt worden. Eine angebliche Siegesnachricht hatte den üblen Eindruck der Weißenburger Affaire größtentheils verwiſcht.

„Wir unſererſeits glaubten keine Secunde an ihre Begründung. Der erſte Triumph der deutſchen Heere hatte uns mit einem faſt blind zu nennenden Vertrauen erfüllt, und überdieß kannten wir das zweite Kaiſerreich hinlänglich, um zu wiſſen, was von ſeiner Wahrheitsliebe zu halten ſei.

„Das Wuthgeheul, das uns jetzt entgegenbrauſte, ſchien unſere Anſicht zu beſtätigen.

„‚Verrath! Verrath!‘ erſcholl es jetzt von allen Seiten. ‚Tod den preußiſchen Spionen! Sie haben uns den Feldzugsplan geſtohlen! Nieder mit den Preußen! A bas Bismarck!‘

„Es war eine etwa tauſend Mann ſtarke Schaar Ouvriers, in blauen und weißen Blouſen, die auf dieſe Weiſe ihren gepreßten Empfindungen Luft machten. Aber auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl wohlgekleideter Perſonen hatte ſich der Demonſtration angeſchloſſen.

„Derartige Rufe und Redensarten waren nun zwar ſchon bei anderen Gelegenheiten gehört worden; allein die ſichtbare Steigerung, die dieſem neuen Wuthausbruch eigenthümlich war, legte die Vermuthung nahe, es müſſe etwas Außergewöhnliches vorgefallen ſein.

„Jetzt waren wir von der heulenden Rotte ſo gut wie umringt. Wir verhielten uns ſo ſtill und gleichgültig, daß man uns unmöglich das fieberhafte Intereſſe, welches wir an dem ganzen Zwiſchenfalle nahmen, anzuſehen vermochte.

„‚Was iſt denn los?‘ fragte ein beleibter Bourgeois, der in dieſem Augenblicke herbeieilte . . .

„‚Verrath! Niederträchtiger Verrath!‘ antworteten ihm zwei, drei Stimmen zugleich. ‚Ein verdammter Börſenjobber hat uns heute Morgen vorgeſchwindelt, unſere Armee habe 25,000 Preußen ſammt dem Kronprinzen gefangen genommen, und nun kommt die unglaubliche Nachricht, daß Mac Mahon eine Schlacht verloren hat; daß unſere Armee auf dem Rückzug begriffen iſt; daß dieſe frechen Pruſſiens avanciren! . . . Hol' ſie der Teufel, die verruchten Spitzbuben! . . .‘

„‚Unmöglich!‘ ſchrie ein Anderer, der gleichfalls herzugekommen war, um ſich von der Urſache der allgemeinen Aufregung zu überzeugen; ‚unmöglich, ſage ich Euch! Mac Mahon ſollte ſich von dieſen armſeligen Hungerleidern zurückwerfen laſſen! Pah, das macht einem Narren weis.‘

„‚Wahr bleibt wahr‘, rief ein Ouvrier; ‚da nützt alles Zweifeln und Läugnen nichts. Aber wem verdanken wir dieſe Schlappe? Niemand Anderem, als den vermaledeiten Spionen. Die Pruſſiens haben ihre Kundſchafter überall zu Dutzenden ſitzen! Wenn dieſe Schleicher unſeren Generälen nicht den Angriffsplan aus der Taſche geſtohlen hätten, ſo ſtünden wir heute vor Mainz und morgen in Berlin! Aber ſo kommen ſie, ehe wir eine Ahnung haben, in ungeheurer Uebermacht darauf losmarſchirt, und greifen uns an! Sie wußten eben, daß da bei Wörth nur ein paar Regimenter ſtanden, weil's ihnen die Spione verrathen hatten! Flugs ſind ſie da und putzen ſie weg! Aber wartet nur, wir wollen's ihnen eintränken! Nieder mit den Spionen! A bas Bismarck!‘

„Er hatte kaum ausgeredet, als etwa zwanzig Schritte abſeits ein gelles Jammergeſchrei erſcholl.

„Der Pöbel hatte einen Unglücklichen, der ſo unvorſichtig geweſen war, den Mund zu öffnen und auf dieſe Weiſe ſeine deutſche Abkunft zu verrathen, beim Kragen gepackt, und unter den Rufen: ‚Ein Spion! Auf ihn! Schlagt den Hund todt!‘ zu Boden geworfen.

„Fauſtſchläge und Fußtritte hagelten auf den Beklagenswerthen nieder. Kein Poliziſt war in der Nähe; keine Stimme erhob ſich zu Gunſten des Mißhandelten. In wenigen Minuten konnte er eine Leiche ſein.

„Gotthold ſprach ausgezeichnet Franzöſiſch. Er brauchte nicht zu fürchten, daß man ihn als Ausländer erkennen würde. Sein Entſchluß war raſch gefaßt. Mit einer Energie, die ich ihm nie zugetraut hätte, drängte er ſich durch die wüthenden Volksmaſſen, Emilien mir überlaſſend. Drei, vier Secunden ſpäter ſtand er an der Seite des wimmernden Opfers.

„‚Laissez cet homme-là, s'il vous plaît‘, ſagte er in höflichem, aber feſtem Tone. ‚Wenn er wirklich ein Spion iſt, ſo wird er der gerechten Strafe nicht entgehen; aber es iſt einer großen Nation unwürdig, einen wehrloſen Menſchen auf einen bloßen Verdacht hin zu mißhandeln!‘

„Das ſichere, ruhige Weſen Gotthold's ſchien den Leuten zu imponiren. Sie traten zurück, und der Unglückliche konnte ſich erheben.

„Er bot einen entſetzlichen Anblick. Sein Geſicht war blutüberſtrömt. Unter dem linken Auge klaffte eine breite Wunde, die von einem ſcharf beſchlagenen Abſatz herzurühren ſchien. Seine Kleider hingen in Fetzen um ſeinen zitternden Körper.

„‚Ich danke Ihnen, mein Herr‘, ſtammelte er in gebrochenem Franzöſiſch; ‚möge es Ihnen Gott vergelten.‘

„‚Nach der Wache!‘ riefen die Blouſenmänner; ‚es muß ihm wenigſtens der Proceß gemacht werden. Er iſt ein Preuße!‘

„Gotthold verſuchte nochmals ſich in's Mittel zu legen. Ich war mit Emilien ſo weit als möglich abſeits getreten. Sie war nicht zu bewegen geweſen, ohne Gotthold weiter zu gehen. Jetzt ſahen wir, wie der brave Junge ſich von Neuem bemühte, ſeinen Schützling aus den Händen ſeiner Peiniger zu befreien.

„‚Aber was hat dieſer Menſch gethan?‘ fragte er mit erhobener Stimme, während ſein Antlitz in edlem Feuer glühte. ‚Welche Beweiſe, oder welche Vermuthungen geben Euch ein Recht, ihn ſeiner Freiheit zu berauben? Was kann er dafür, wenn Frankreich mit Preußen im Krieg liegt?‘

„‚Was will denn eigentlich der verdammte Berliner?‘ ließ ſich jetzt eine Stimme vernehmen. ‚Die Kerle ſtecken unter Einer Decke, ſage ich Euch! Ich kenne dieſen Herrn: er iſt ſeit einem halben Jahre mein Nachbar, und eben ſo gut ein Preuße, als der Burſche, zu deſſen Advokaten er ſich aufgeworfen hat.‘

„Gotthold erbleichte. Er erkannte einen jungen Arbeiter, der mit ihm daſſelbe Haus bewohnte. Er hatte dem niederträchtigen Geſellen mehr als eine Gefälligkeit erwieſen; ja, der Undankbare ſchuldete ihm noch ein Darlehen von fünfzig Franken, das ihn aus einer peinlichen Verlegenheit geriſſen hatte! Aber vielleicht war es gerade dieſer Umſtand, der den edlen Franzoſen bewog, ſeinen Gönner zu verrathen! Wer machte nicht gerne einen Gläubiger unſchädlich! Das

vorige Jahrhundert bediente ſich zu dieſem Zwecke der Verhaftsbriefe: das Jahr 1870 benutzte das Mittel der Spionenriecherei!

„‚Wie? was? er iſt ein Preuße?‘ heulten die Ouvriers in wildem Durcheinander. ‚Er hat uns betrogen! Schlagt ihn zu Boden! Er iſt ein Spion! A bas les Prussiens!‘

„‚Er lügt!‘ rief Gotthold ſo laut er konnte. ‚Wenn es denn in Euren Augen ein Verbrechen iſt, ein Preuße zu ſein, wenn die Garantieen, die Eure Regierung gegeben hat, eitel Wind ſind, ſo kann ich Euch mit gutem Gewiſſen verſichern, daß ich von dieſen Mißſtänden nicht betroffen werde. Ich bin Oeſterreicher!‘

„‚Glaubt ihm nicht!‘ ſchrie der junge Arbeiter; ‚glaubt ihm keine Silbe! Ich habe ihn hundertmal preußiſch ſprechen hören, und ſeht Ihr, die dort (er deutete auf Emilien), die dort iſt ſeine Braut, ebenfalls eine Preußin, und der neben ihr, das iſt ſein Bruder. Ich kenne ſie alle wie meine Rocktaſche!‘

„Gotthold machte den Verſuch, ſich durchzudrängen. Emilie ward blaß wie der Kalk an der Wand. Ich klammerte meine Hand krampfhaft um den Griff meines maſſiven Stockes.

„Gotthold's Abſichten wurden alsbald von der brüllenden Menge vereitelt. Ich war rathlos. Konnte ich Emilien inmitten dieſes Tumultes allein laſſen? Unmöglich! Mußte ich nicht meinem Bruder, deſſen Lage immer kritiſcher wurde, zu Hilfe eilen?

„Es blieb mir nicht lange Zeit zur Wahl. Mit den Rufen: ‚Ueberall Spione! Wir ſind verrathen! Schlagt ſie todt!‘ ſtürzte ein Theil der aufgeregten Maſſe auf die Stelle zu, wo

ich mit Emilien in bangſter Erwartung ſtand. Ich hörte noch, wie Gotthold dem ſchnöden Angeber ein Wort der Entrüſtung zudonnerte. Dann ward der Lärm zu betäubend, zu ſinnverwirrend, als daß ich etwas Zuſammenhängendes hätte verſtehen können.

„Der Moment war entſetzlich. Zwanzig drohende Fäuſte ſtemmten ſich mir entgegen. Ich wollte ſprechen. Man ließ mich nicht zum Wort kommen. Ich war wie betäubt. Ein Steinwurf, der die zitternde Emilie an die Stirne traf, brachte mich zur Beſinnung. Den Stock verkehrt ſchwingend, ſo daß der mit Blei ausgegoſſene Knopf eine furchtbare Waffe abgab, forderte ich mit vor Wuth bebender Stimme die Nächſtſtehenden auf, Platz zu machen. Das Bewußtſein der Gefahr und der Zorn über die Mißhandlung des engelgleichen Weſens an meiner Seite lieh mir Rieſenkräfte. Als meine Aufforderung fruchtlos blieb, ſchlug ich blindlings darauf los. Die Wirkung war beiſpiellos. Heulend wich die Rotte, die außer ihren Fäuſten und einigen ſchlechten Taſchenmeſſern keine Waffe hatte, zurück. Zwei oder Drei von ihnen wanden ſich am Boden. Aber wenige Secunden ſpäter fiel mir einer der Muthigſten von der Seite her in den Arm. Im Nu war ich gepackt. Ich ſah nur noch, wie Emilie in Ohnmacht ſank, wie ſich zwei brutale Fäuſte nach ihr ausſtreckten, dann ſchwand mir die Beſinnung.

„Ich erwachte in einer Apotheke. Um mich herum ſtanden drei Poliziſten: ich war verhaftet. Neben mir auf einer Bahre lag Gotthold. Er blutete aus mehreren Wunden, von denen zum Glück — oder vielleicht zum Unglück — keine gefährlich war. Auch er war von Stadtſergeanten umringt.

„Mein erſter Gedanke war Emilie. Außer einem heftigen Schlag auf den Kopf, von deſſen Wucht mir noch das Gehirn ſchwirrte, ſchien ich nichts Ernſtliches abbekommen zu haben. Die Sicherheitsmannſchaften mußten im rechten Moment eingeſchritten ſein. Aber wo war Emilie?

„‚Wo iſt Emilie?‘ fragte auch Gotthold mit bebender Stimme.

„Niemand wußte die gewünſchte Auskunft zu ertheilen. Die Sergeanten hatten ſich nur um uns bekümmert. Was ſonſt noch vorgefallen war, wußten ſie nicht.

„Meine Angſt ſtieg mit jeder Minute. Gotthold zuckte krampfhaft zuſammen. Ein dumpfes Stöhnen wand ſich aus ſeiner qualgepreßten Bruſt los. Dann verließ ihn das Bewußtſein.

„Man brachte uns nach dem nächſten Polizeipoſten, Jeden in ein beſonderes Gewahrſam. Vier Tage, troſtloſer, peinvoller, als ich ſie zu ſchildern vermöchte, und wenn ich ſelbſt dem düſtern Höllengedichte des großen Florentiners die Farben abborgen wollte, verlebten wir in einem Kerker, wie man ihn ſonſt nur den ſchwerſten Verbrechern zum Aufenthaltsorte anzuweiſen pflegt. Als Lager diente uns der nackte Fußboden; die ekelhafte Nahrung, die man uns vorſetzte, würde ein Hund verſchmäht haben. Vergeblich proteſtirte ich mit aller mir zu Gebote ſtehenden Energie. Vergeblich verlangte ich Papier und Feder, um an den öſterreichiſchen Botſchafter zu ſchreiben. Man lachte mir in's Geſicht, oder ſtieß wohl gar Drohungen aus, deren Rohheit mir das Blut in die Schläfe trieb.

„Und bei allen dieſen Leiden die nagende Ungewißheit um Emilien! Was konnte aus ihr geworden ſein? Ich hatte geſehen, wie man auf ſie losgeſtürzt war! Wenn man ſie miß-

handelt hatte, wie uns? Der Gedanke brachte mich faſt zum Wahnſinn! Und dann, wer vermochte zu ſagen, ob der Steinwurf, der ſie an der Stirne getroffen, nicht gefährlicher war, als es den Anſchein hatte?

„Ich ſchloß während der vier Tage kaum ein Auge. Immer und immer wieder ſchwebte das Bild des lieben, holdſeligen Geſchöpfes vor meinen Blicken. Freilich, ich konnte mir einreden, ſie habe ſich noch zur rechten Zeit einen Ausweg in's Freie gebahnt; ſie ſei heimgeeilt und harre jetzt bei ihrem Vater auf unſere Erlöſung. Aber die Vorſpiegelung wollte nicht haften. Eine düſtere Ahnung legte ſich von Stunde zu Stunde beklemmender um meine Seele. Ich war der Verzweiflung nahe.

„Am fünften Tage überbrachte man uns einen Befehl des Polizeipräfekten, demzufolge wir ‚im Intereſſe der öffentlichen Sicherheit' Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen hätten, widrigenfalls man uns gewaltſam über die Grenze transportiren würde.

„Ich fand meinen Bruder in einem bejammernswerthen Zuſtande. Die erhaltenen Wunden, der Aufenthalt in dem dumpfen Steingewahrſam und vor Allem die marternde Angſt um die Geliebte hatten den Unglücklichen in ein entſetzliches Fieber geſtürzt. Seine Bruſt keuchte, er redete irre.

„Ich ließ ihn nach unſerer Wohnung bringen und eilte alsbald zu dem Vater Emiliens . . .

„Mein Herz hämmerte in wüthender Aufregung, als ich die wohlbekannte Klingel zog.

„Eine alte Dienerin öffnete mir. Als ſie mich erblickte, brach ſie in lautes Weinen aus. — Ich wußte genug . . .

„Ich fand den beklagenswerthen B . . . . y mehr todt als lebendig. Er lag ſeit drei Tagen zu Bette. Sein glanzloſes Auge ſtarrte mich an, wie der ſchattenhafte Blick eines Skeletts. — Er erkannte mich nicht. — Der Schlag war zu vernichtend geweſen; er hatte die einſt ſo kräftige Natur des rüſtigen Greiſes vollſtändig zertrümmert. — Der Kampf dauerte noch einige Tage, dann ſchwand die letzte Widerſtandsfähigkeit dahin: B . . . . y ſtarb, ohne auch nur einen Augenblick die volle Klarheit ſeines Bewußtſeins erlangt zu haben.

„Und Emilie? Ich ſah ſie nicht wieder . . . Drüben an den Abhängen des Père Lachaiſe, — da ſchlief die entblätterte Roſe den ewigen Schlaf . . . Sie war des Tags zuvor beerdigt worden, nachdem ſie, tödtlich an der Stirne verwundet, vierundzwanzig qualvolle Stunden durchwimmert hatte . . .

„Ein ſiedender, wahnſinniger Schmerz durchzuckte meine Bruſt wie ein brandglühender Blitz. — Das Bild meines verzweifelten Bruders trat mir wie ein blutiges Geſpenſt vor die Seele. Ich mußte mich an die Lehne des nächſten Seſſels halten, um nicht zuſammenzubrechen . . .

„‚Todt, todt!‘ ſtöhnte ich dumpf; ‚das liebſte, ſchönſte, beſte Weſen, die blühende Blume todt, todt!‘ Der Gedanke war zu entſetzlich, als daß ich ihn hätte faſſen können! Ich warf mich zu Boden und weinte wie ein Kind.“

. . . . . Ferdinand hielt einen Augenblick inne. Ich wagte die Flut ſeiner Erinnerungen durch keine Frage zu unterbrechen.

„Indeß“, fuhr er nach einer Weile fort, „es galt, ſich aufzuraffen. Wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, auch den

Bruder zu verlieren, mußte ich das Ausweiſungsdecret rückgängig zu machen ſuchen. Gotthold war abſolut unfähig, die beſchwerliche Reiſe anzutreten.

„Ich ſchüttelte mein Leid ab, ſo gut es gehen wollte, biß die Zähne zuſammen, wie ein Verwundeter, dem man einen Arm amputirt, und begab mich auf die Polizeipräfectur.

„Ich hoffte wenigſtens einen Aufſchub von einigen Tagen zu erlangen. Ich erbot mich, die betreffenden ärztlichen Zeugniſſe beizubringen. Ich berief mich auf verſchiedene angeſehene Familien, die uns kannten, und gewiß bereit ſein würden, für uns zu bürgen.

„Alle meine Vorſtellungen blieben fruchtlos.

„— Ich wandte mich ſchließlich an die öſterreichiſche Botſchaft — umſonſt! Wir mußten uns dem grauſamen Zwang fügen. — Ich packte in der Eile das Unumgänglichſte zuſammen, traf die erforderlichen Anordnungen betreffs unſerer Wohnung, und reiſte mit dem ſterbenskranken Bruder über die belgiſche Grenze . . .

„Mein Herz blutete bei dem Gedanken, dem armen Opfer einer unerhörten Barbarei das entſetzliche Schickſal, das ihn betroffen hatte, in ſeinem ganzen Umfange mittheilen zu müſſen. — Ich machte mich auf das Schlimmſte gefaßt. Die Wahrheit konnte — ſelbſt wenn er körperlich wieder hergeſtellt war, — ihm den Tod bringen . . .

„Vorläufig mußte ich natürlich darauf bedacht ſein, ihm den Verluſt ſeines theuerſten Kleinods vorzuenthalten. In den lichten Augenblicken, die von Zeit zu Zeit ſein Delirium unterbrachen, erzählte ich ihm ein Märchen . . . Emilie ſei von einigen Offizieren aus dem Getümmel befreit und ungekränkt nach Hauſe geleitet worden . . . Der wackere B . . . . y

werde mit ſeiner Tochter bald nachkommen . . . Gotthold möge nur dafür ſorgen, daß er bis dahin vollſtändig geneſen ſei, und dergleichen mehr. — Aber ich mußte ſchlecht lügen, denn er ſchüttelte mit einem unſäglich ſchmerzlichen Lächeln den Kopf, deutete auf die Stirne, und ſagte: ‚Da . . . da hat ſie geblutet... Ich ſah ſie wanken... Sprich, Ferdinand.... ſie iſt krank? Warum kömmt ſie nicht zu mir . . .? Geh, wenn Du wahr redeſt, wenn ſie lebt, wenn ſie geſund iſt, laß ſie rufen . . . ſage, ich ſterbe . . . ich will ſie ſehen . . .‘

„‚Gotthold‘, ſagte ich dann, ‚ſei verſtändig! . . . Wir ſind hier in Brüſſel . . . Paris iſt weit . . . und dringende Geſchäfte halten den Vater deiner Braut noch für einige Zeit zurück . . .‘

„Und nun verfiel er wieder in das labyrinthiſche Gewirre ſeiner Fieberphantaſieen . . . Er lachte und weinte und ſchrie und ſtöhnte und ſang in wildem Durcheinander . . . Seine Erinnerungen und ſeine Hoffnungen verſchmolzen mit den regellosen Gebilden einer entfeſſelnden Vorſtellungskraft . . . Bald wähnte er ſich in dem verhängnißvollen Tumult auf dem Boulevard von Belleville . . . Er ſah Emilien von der toſenden Rotte umringt . . . Gellend rief er ihren Namen . . . Dann glaubte er ſich im Kerker . . . Er ballte die Fäuſte, wie um an der eiſenbeſchlagenen Thüre zu rütteln . . . Ein wilder Fluch tönte von ſeinen Lippen . . . Aber alsbald ward er ſtille und ſanft . . . ‚Sie haben Dir kein Leids gethan?‘ flüſterte er mit zärtlich bebender Stimme: ‚o, das iſt gut, Mila . . . Die Nacht war lang in der Bleikammer . . . Fort, kommt mir nicht zu nahe! ich bin wahnſinnig . . . weil ich ſo langſam über die Felder gefahren bin . . . und im Kopf ſchlägt die Uhr zwölf . . .‘

„Sie können ſich denken, was ich bei dieſen und ähnlichen Phantaſieen, deren ich mich genau bis auf die kleinſte Silbe entſinne, zu leiden hatte. — Hundertmal wünſchte ich mir den Tod, und hundertmal ſagte ich mir, ich müſſe leben um ſeinetwillen!'

„Der troſtloſe Zuſtand Gotthold's dauerte neun Tage. Dann trat eine entſchiedene Beſſerung ein. Der Arzt erklärte die Kriſis für glücklich überſtanden; nur bedürfe der Kranke noch wochenlang einer ſorgfältigen Pflege und namentlich der Ruhe in phyſiſcher und ſeeliſcher Beziehung.

„Das war leichter geſagt, als bewerkſtelligt. Kaum fühlte Gotthold die Klarheit ſeines Geiſtes zurückkehren, als er mich mit Fragen beſtürmte, deren jede mir das Herz durchbohrte, wie ein zweiſchneidiges Schwert.

„Warum ſchrieb Emilie nicht? Oder wenn ſie krank war, weshalb ließ uns ihr Vater ohne alle Nachricht? Warum war B . . . y, der doch als Correſpondent eines norddeutſchen Blattes mehr als hundert Andere von der Wuth des franzöſiſchen Pöbels zu fürchten hatte, nicht mit nach Brüſſel gekommen? Wie ſtand es mit unſerer Wohnung? Was hatte ich betreffs des Geſchäfts angeordnet? Wo befanden ſich die Bücher und Briefſchaften? Und immer und immer und immer wieder: Wo war Emilie? War ſie geſund? Lebte ſie noch . . . ?

„Ich hatte Mühe, meine wohlgemeinten Erdichtungen aufrecht zu erhalten. ‚Wir erhalten keine Nachricht von ihr', ſagte ich, ‚weil die Correſpondenz nach dem Ausland in Paris durchweg ſuſpendirt iſt. Emilie iſt ganz wohl . . . Der Steinwurf war nicht gefährlich . . . ſie iſt ganz wohl, lieber Gotthold . . .'

„‚Und woher weißt Du das, wenn ſie nicht ſchreiben kann . . . ?'

„‚Ich habe ſie... vor unſerer Abreiſe noch geſprochen...‘

„Gotthold ſchenkte meinen Verſicherungen nur halben Glauben. — Aber ich durfte ihm um keinen Preis den Schleier lüften. Die Nachwehen des Fiebers mußten erſt vollſtändig überwunden ſein.

„Ich malte mir manchmal die entſetzliche Wirkung meiner demnächſtigen Enthüllungen mit brennenden Farben aus! Ich ſollte dem Unglücklichen erzählen, daß die Meuchelmörder der „heiligen Stadt“ ſeiner angebeteten Braut mit Fußtritten den Kopf zertrümmert hatten, — ich, der Bruder dem Bruder! Ha, wie würde er zuſammenknicken unter der Wucht dieſes tödtlichen Streiches, und wie würde ich unfähig ſein, ihm beizuſpringen! Der Gedanke quälte mich bei Tag und bei Nacht!

„Endlich kam der unſelige Moment, in welchem die Würfel fallen mußten. — Das furchtbare Unglück konnte dem Betroffenen nicht länger verheimlicht werden. Seine Geneſung war, trotz der fortwährenden Aufregung, die ihn durchwühlte, raſcher von Statten gegangen, als ich erwartet hatte. — Ich mußte ſprechen, ſo ſchwer mir die verzweifelte Aufgabe auch fallen mochte . . . Ich ſprach!

„Gotthold vernahm ſein Schickſal mit jener dumpfen Gelaſſenheit, die den Beobachtenden unheimlicher, geſpenſtiſcher berührt, als der Ausbruch eines ungeſtümen, toſenden Schmerzes.

„‚Ich hab' es gewußt, ich hab' es gewußt!‘ das war Alles, was er erwiderte.

„Er ſchwankte nach dem Sopha, und ſetzte ſich lautlos in eine Ecke. — Nur das Zucken ſeines bleichen Mundes verrieth, was in ihm vorging.

„‚Gotthold!‘ ſagte ich, ‚faſſe Dich!... Sei ein Mann...

Suche dein Loos zu ertragen... Denke an unſere arme, gute Mutter . . .'

„Er ſchien mich nicht zu hören. Ach, ich fühlte nur zu tief, daß es für dieſes namenloſe Weh keinen Troſt gab. Ich ſchwieg und beugte ſeufzend mein Haupt.

„Deſſelbigen Abends hatte ſich Gotthold's körperlicher Zuſtand wieder verſchlimmert. Er mußte mehrere Tage das Bett hüten. — Kein Wort der Klage kam über ſeine Lippen, aber ſeine ſtumme Verzweiflung ſprach nur allzu beredt.

„So vergingen zwei, drei Wochen. — Der Arzt ſchüttelte immer bedenklicher den Kopf.

„Eines Tages nahm er mich bei Seite.

„‚Ich darf Ihnen nicht verheimlichen', ſagte er, ‚daß Ihr Herr Bruder ſich auf dem Wege befindet, wieder ernſtlich krank zu werden. Ich conſtatire ſeit einiger Zeit die Symptome eines Bruſtleidens, das mir in Verbindung mit der unläugbaren Trübung ſeines pſychiſchen Lebens die größten Beſorgniſſe einflößt. — Wenn ich Ihnen rathen ſoll, ſo packen Sie auf und laſſen ſich bis zu Anfang October am Genfer See nieder, um dann die rauhe Jahreszeit in Italien zu verbringen. Eine ſolche klimatiſche Kur wird, abgeſehen von ihren unmittelbaren Einwirkungen auf den Organismus, den Vortheil haben, das verſtimmte Gemüth Ihres Herrn Bruders zu zerſtreuen und aufzuheitern. Was meinen Sie?'

„Ich erklärte mich ſofort bereit, Alles zu thun, was der Arzt für nöthig erachte. — Ich bat ihn um detaillirte Vorſchriften über die Orte, an denen wir uns aufhalten, über die Lebensweiſe, die der Patient führen ſollte, und mit den erforderlichen Inſtructionen ausgerüſtet reiſten wir am folgenden Tage ab.

„In Montreux verweilten wir nur eine Woche. Ich wollte noch vor Eintritt des eigentlichen Herbſtes die Alpen hinter mir haben. Gotthold — darüber durfte ich mich nicht täuſchen — wurde kränker und kränker. Seine Gemüthsverſtimmung grenzte mitunter an Stumpfſinn. Ich hegte nur noch ſchwache Hoffnungen, aber ich fühlte inſtinctiv, daß dieſe Hoffnungen ſich an das gelobte Land aller Leidenden, an Italien, knüpften.

. . . „Erlaſſen Sie mir die peinvolle Schilderung der reißenden Fortſchritte eines Zuſtandes, den ich bald als unheilbar erkennen mußte! . . .

„Sie haben ihn geſehen, den Unglücklichen, wie die eiſerne Hand ſeiner Qualen ihn ſchüttelte. — Ein Schatten unter Lebendigen wandelnd, ſcheint er ſchon jener unſichtbaren Welt anzugehören, in welche die Geliebte ihm vorangegangen iſt . . . Er ſpricht faſt keine Silbe mehr. In ſeiner Bruſt ſägt und hämmert der Heine'ſche Zimmermann: er zimmert ihm ſeinen Todtenſarg.

„Wenn Sie ihn gekannt hätten, den lebensfrohen, blühenden Jungen mit ſeiner Welt von roſigen Träumen und himmelblauen Hoffnungen; wenn Sie den treuherzigen, friſchen Glanz dieſes Auges geſchaut hätten, das jetzt halb gebrochen der letzten Stunde entgegenſtarrt: Sie würden mit mir den Urhebern dieſes blutigen Verbrechens fluchen, fluchen mit allen Verdammungsformeln der Hölle! . . .“

Er hatte geendet . . .

„Ihre Geſchichte iſt entſetzlich“, ſagte ich tief erſchüttert . . „Sie klingt wie eine Reminiscenz vergangener barbariſcher Jahrhunderte . . . Wer hätte vor einem halben Jahre geahnt, daß dergleichen in unſerem Zeitalter möglich wäre!“

„O!“ versetzte er bitter, „das Schicksal meines Bruders ist nur ein Tropfen aus dem Meere des Elends, das diese verabscheuungswürdige Nation über Europa's wackerste Söhne gegossen hat; nur ein Sandkorn am Strande! Wer zählt die Leiden, die allein durch die barbarische Vertreibung der deutschen Kolonisten ausgesä't wurden! Und nun gar die Hunderttausende von Opfern, die auf dem Schlachtfelde gefallen sind! Wahrlich, die Rechnung, die wir mit Frankreich auszugleichen haben, ist zu einer schwindelnden Höhe herangewachsen! Nicht das Kaiserreich, nein, das Volk, jeder Einzelne, ist uns für die Schandthaten der letzten Monate verantwortlich! — Die erbärmliche Republik hat das schamlose Geschäft, das unter dem Empire eröffnet wurde, redlich fortgeführt! Die Spionenhetze ward unter den Creaturen Eugeniens nicht energischer betrieben, als unter den Puppen des Vorstadtpöbels. — Gambetta ist um kein Haar besser, als die Männer vom zweiten December ...“

Ich konnte ihm nicht widersprechen. — In der That, was hatte diese neue Aera, die so viel von Gerechtigkeit und Brüderlichkeit faselte, gethan, um den Mißhandlungen und Vergewaltigungen friedlicher Menschen, die kein anderes Verbrechen begangen, als das, geborene Deutsche zu sein, auch nur einigermaßen zu steuern? Nichts, absolut Nichts! Kein offizieller Erlaubnißschein vermochte gegen die Rohheiten dieser verthierten Banden zu schirmen. Man flüchtete mit dem Aufenthaltsdocument in der Tasche. Das moderne Frankreich war seit lange gewohnt, seine amtlichen Versprechungen nicht für bindend zu erachten ...

„Ja“, sagte Ferdinand nach einer Pause, „die Vorgänge in Paris stehen einzig da in der Geschichte aller Zeiten und Völker! Werden die siegreichen deutschen Regierungen die

himmelschreienden Frevel ungesühnt lassen? Wer aber kann Verluste ersetzen, wie sie mein Bruder erlitten hat? — Ich gestehe Ihnen, für mich hat das Leben seinen wesentlichsten Reiz eingebüßt . . ."

Er erhob sich und reichte mir schmerzlich lächelnd die Hand.

Wir traten in's Freie. Der Mond schien hell. — Die Zinnen des Palazzo Vecchio strahlten wie Silber. — Die Piazza wimmelte von munteren Spaziergängern.

Schweigend schritten wir durch das bunte, lärmende Treiben, das so wenig zu unseren Gedanken und Empfindungen stimmte. Wir wandelten am Arno entlang und blickten gesenkten Hauptes in die rauschende Flut.

„Gute Nacht!" sagte Ferdinand, als wir an seiner Wohnung angelangt waren. „Ich fürchte, ich habe Ihnen zu viel erzählt . . . Doch sei's darum! Adieu, lieber Freund!"

Die schlanke Gestalt des jungen Mannes verschwand im Halbdunkel des Hausflurs.

* * *

Etwa anderthalb Monate waren seit meiner Begegnung mit den beiden Brüdern verflossen.

Ueber den Ponte-alle-Grazie bewegte sich langsam und feierlich ein Leichenzug.

Ich schritt an der Seite Ferdinand's hinter dem Sarge her . . .

Es war Gotthold, den der Tod von seinen Leiden erlöst hatte.

Auf der Höhe von San Miniato machte der Zug Halt.

Drunten im Thale lag das ſchöne Florenz, — ſo ſtolz und herrlich, wie ich es drüben vom Bello Sguardo aus geſehen hatte: aber das Herz, das damals noch in verzweiflungsvollem Kampfe rang, war jetzt ſtille, wie die See nach dem Sturme . . .

Der Geiſtliche ſprach über der frühen Gruft des Dulders einige wohlgemeinte Worte. Dann ergriff er nach deutſcher Art eine Erdſcholle und warf ſie dem Heimgegangenen als letzten Gruß in die Tiefe nach. Wir Andern, — Ferdinand, die alte Margherita, die Signora, bei der die Brüder gewohnt hatten, zwei oder drei Florentiner Freunde des Verſtorbenen, und ich —, folgten ſeinem Beiſpiel. — Der Prieſter faltete die Hände und betete ein kurzes Gebet. Dann war die Ceremonie vorüber. — Man ſchickte ſich zum Gehen an . . .

Ich legte meine Hand in Ferdinand's Arm. — Ich vermochte nicht zu ſprechen. Traurig ſtiegen wir die Stufen mit den hölzernen Kreuzen hinab . . . Traurig überſchritten wir die Brücke . . .

Als wir auf dem Lung Arno ankamen, riefen die Zeitungsverkäufer gellend in die klare Luft hinaus:

„Ecco, Signori! Il bombardamento di Parigi!“

Ja, ihr Tapferen! Werft die ſündhafte Babel an der Seine in den Staub und rächt die Qualen eurer mißhandelten Brüder!

Leipziger Vereinsbuchdruckerei.

Im Verlage von Johann Friedrich Hartknoch zu Leipzig ist erschienen:

Madeleine.

Gedicht von Ernst Eckstein.

Miniatur-Ausgabe in Prachtband. — Preis 3 Mark.

Beurtheilungen:

Eine Melancholie, eine Leidenschaftlichkeit, die bis zur bitterſten Verzweiflung ſich ergeht, iſt in dieſem ſtimmungsvollen Gedicht in wundervoll ſanfte, wie das Murmeln eines Baches in Sommer-Mondnacht dahin perlende Verſe gebändigt, und das macht den ſturmdurchwehten Inhalt dieſer Erzählung um ſo eindrucksvoller.

(Ueber Land und Meer.)

...So führt uns das bei ſchlichter, ungekünſtelter Sprache doch ſo ergreifend ſchöne Gedicht eine alte Wahrheit in neuer Form vor: daß wir das Ideal von Glück und Frieden, das wir uns erträumen und dem wir wie einem Phantom nachjagen, doch zuletzt nur auf der Stätte der Todten finden. Madeleine wird ſicher jedem Leſer, der dem Dichter nachzuempfinden verſteht, eine Stunde reinſten Genuſſes bereiten. (Rheiniſche Wochenſchrift.)

Was ficht den luſtigen Sänger des „Exercitium Salamandris!" plötzlich an, in die Harfe zu greifen und ein von ſo ſüßer Schwärmerei, von ſo poetiſchem Duft angehauchtes Lied zu ſingen? .... Da iſt kein Mißton, welcher aus dem Dichteridealismus — wie es üblich geworden iſt — in den Materialismus der Zeit grauſam hinablenkt: es iſt ein volltöniger Canon, welcher in ſchmelzenden Mollakkorden melodiſch ausklingt. (Neue Berliner Börſenzeitung.)

Die farbenprächtige, melancholiſche Poeſie hat etwas ungemein Wehmüthiges und Feſſelndes zugleich. (Düſſeldorfer Zeitung.)

.... Cette délicieuse poésie écrite en iambes de cinq pieds, nous la recommandons à nos lecteurs comme un charmant cadeau de Noël. (Journal de Berlin.)

.... Dieſes einfache Sujet, welches dem philoſophiſch-peſſimiſtiſchen Gedanken, daß alles Glück der Sinnenluſt ſchließlich nichts iſt, als Saat für das Grab, in concreter Weiſe Ausdruck verleiht, hat der Dichter mit einer Fülle farbenprächtiger Poeſie zu umkleiden verſtanden. (Europa.)

Madeleine ist ein ergreifendes Stimmungsbild, dem eine tiefe symbolische Bedeutung zu Grunde liegt: des Künstlers Sehnsucht nach dem unerreichbaren Schönheitsideal, die Jagd nach dem Phantom des Glückes. (Schlesische Zeitung.)

Madeleine .... eine stimmungsvolle, tief ergreifende und der Lösung des Menschenräthsels zustrebende Novelle in Versen, welche alle Vorzüge des Dichters, den tiefen Gedankeninhalt und die hohe Formvollendung in sich vereinigt. (Neues Blatt.)

O ihr armen Poeten, die ihr Folianten um Folianten zusammendichtet, träumt nur einen einzigen kurzen so schrecklichen Traum wie „Madeleine" und ihr seid echte Dichter, große Dichter.

(Franzensbader Blätter.)

Die kleine, ach! und doch so viel Leid und Weh in sich schließende Geschichte spielt sich in Paris ab; und meisterlich hat es Eckstein verstanden, durch das wogende, lärmende Getriebe der Weltstadt die schwermuthvollen Klagen eines vereinsamten Herzens hindurch klingen und sie endlich in leiser, leiser Dissonanz ersterben zu lassen.

(Berliner Montagszeitung.)

„Madeleine" macht den Eindruck einer Tragödie.

(Grazer Zeitung.)

Es ist nicht möglich, durch irgend einen Auszug diesem Gedichte gerecht zu werden; man muß es selbst sich recitiren, man muß sich wie im Fieber ohne Halt und Ruhe mitreißen lassen, wie getrieben vom Sturm, — und endlich gleich dem Helden matt und müd' zu Boden stürzen — und dann wird man mit mir fühlen und sagen: Ein wahrer Dichter nahm uns in seinen Bann. (Deutsche Dichtung.)

Ueber dem Ganzen ruht jener unbeschreibliche Zauber der Stimmung, ohne den selbst das formvollendetste Kunstwerk uns kalt lassen muß. Die Sprache rauscht melodisch dahin, wie Musik; ihr süßer Wohllaut nimmt Herz und Gemüth unwiderstehlich gefangen.

(Deutsche Studienblätter.)

Das Gedicht überzeugt uns so recht, daß die Poesie allein durch die Gewalt der Form schon in die Gedanken der bittersten Verzweiflung ein Element der Versöhnung zu bringen vermag: Eckstein's Jamben sind vom bestrickendsten Wohllaute und athmen etwas von jener schwülen, berauschenden und zugleich süß-melancholischen Nachtluft des Südens, wie sie uns aus den „Nuits" Alfred de Musset's entgegenweht. (Rudolf Gottschall's Blätter für literarische Unterhaltung.)

Im Verlage von Richard Eckſtein zu Leipzig iſt erſchienen:

Sturmnacht.

Neue Novellen

von

Ernſt Eckſtein.

Zwei ſtarke Bände. Preis 9 Mark.

Beurtheilungen:

Wenn Ernſt Eckſtein mit einem größern Werk vor das Publikum tritt, darf man wohl geſpannt ſein, denn wir haben nicht viele Autoren von ſolcher Elaſtizität, Vielſeitigkeit und Kraft der Begabung wie dieſer noch jugendliche Mann . . . Eine neue Novellenſammlung . . ., die zu dem Beſten gehört, was Eckſtein in Proſa veröffentlicht, und die einen **hervorragenden Platz in unſerer Novellenliteratur** einnehmen wird . . . Es befindet ſich in den zwei ſtattlichen Bänden kein ſchwaches Stück und das will viel ſagen. — **(Ueber Land und Meer.)**

. . . Cabinetsſtücke deutſcher Erzählerkunſt. . . . Es wird durch dieſe Erzählungen eine neue Gedankenwelt im Hirn erregt. . . . Dieſe Novellen . . . tragen den Adel eines ſtarken und tiefen Geiſtes. **(Salon.)**

„Sturmnacht" betitelt Ernſt Eckſtein eine Sammlung ſeiner Novellen, die uns um ſo beachtenswerther erſcheinen, als wir den überſprudelnden Humoriſten hier von ernſter, oft ſehr ernſter Seite kennen lernen. Wie er in erſterem Fache beſonders durch die Wahrheit ſeiner Charakterſchilderungen groß iſt, ſo zeichnet er auch hier mit ſeltener Präciſion, und ſeine Geſtalten treten uns mit erſchütternder Lebendigkeit aus dem Rahmen der Erzählung entgegen. **(Didaskalia.)**

. . . Mit vollendeter Meiſterſchaft weiß uns Eckſtein für ſeine Perſonen und Darſtellungen zu intereſſiren, innerhalb des engen faſhionablen Rahmens der Novelle das Große, das Weltganze, gewiſſermaßen das Kosmologiſche im Kleinen lebendig, kunſtvoll und anregend auszugeſtalten, mit wenigen Strichen, die aber den gottbegnadeten und trefflichen Charakterzeichner verrathen . . . Aus jedem Zuge erkennen wir den genialen, ſeelenvollen Dichter . . . In Summa, die Novellenſammlung „Sturmnacht" gehört zu den trefflichſten neuen Erſcheinungen auf dieſem Felde der Belletriſtik und zu den in Bezug auf Gedankengehalt und künſtleriſche Form und Abrundung reichſten Schöpfungen des jugendlichen, ſchaffensfreudigen Schriftſtellers . . . Wie viele Autoren ſind bereits der Mahnung des Altmeiſters Goethe gefolgt, indem ſie nur hineingriffen in's friſche volle Menſchenleben, und wie wenige verſtanden es zu packen. Ernſt Eckſtein iſt einer dieſer wenigen.

(Hamburger Zeitung.)

Daß, wenn Eckſtein zur Feder greift, um Novellen zu ſchreiben, kein gewöhnliches Leſefutter zu Tage kommen wird, daß es ihm nicht in den Sinn kommen kann, beliebige gleichgültige und allen tieferen Gehalts entbehrende Geſchichten zu erzählen, bei denen die einzige Frage iſt, ob die Betreffenden ſich kriegen oder nicht kriegen, das verſteht ſich wol von ſelbſt. Vielmehr hält Eckſtein, (deſſen Meiſterſchaft im Formellen und Stiliſtiſchen ich gar nicht ausdrücklich erwähne), überall an dem einzig richtigen Begriffe feſt, daß dieſelben ein intereſſantes pſychologiſches Problem zu löſen haben und daß ſeeliſche Vertiefung bei dieſer Dichtgattung in erſter Linie ſtehe und ein unerläßliches Haupterforderniß ſei. Ohne ein derartiges Problem iſt keine der vorliegenden Novellen. **(Albert Möſer in den Deutſchen Monatsblättern.)**

. . . Wir haben es hier zum größten Theil mit tiefgedachten, großartigen Stoffen zu thun, die uns in oft unheimliche Irrgänge der Seele blicken laſſen, tief-

greifende Fragen unserer Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse zum Knotenpunkte der Erzählung machen oder uns wundersame Verkettungen, merkwürdige Irrthümer im Leben der Menschen künstlerisch vollendet darstellen. Diese Novellen gehören zu dem Bedeutendsten, was in der Novellenliteratur geschaffen. (Illustrirte Welt.)

Ernst Eckstein hat unter dem Titel „Sturmnacht" eine Sammlung von Novellen (Leipzig, Richard Eckstein) erscheinen lassen, welche meines Erachtens der „Sturmfluth" von Spielhagen an dichterischem Werthe nicht nur so weit überlegen sind, wie dies schon der künstlerische Unterschied zwischen Novelle und Roman mit sich bringt, sondern auch durch Originalität und Anziehungskraft der behandelten Probleme die Spannung und Unterhaltung des Lesers in weit höherem Grade erreichen. Diese Novellen entsprechen der zu Anfang dieser Zeilen gegebenen Definition: sie sind Neuigkeiten des Gemüthes.

(Hieronymus Lorm in der Dresdener Zeitung.)

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Schach der Königin! Humoristisches Epos. 2. Aufl. Elegant brosch. Pr. 3 M.

Das Hohelied vom Deutschen Professor, oder: des berühmten Archäologen Balthasar Schwennecke Meinungen, Wünsche, Ungebührlichkeiten und Irrwege, sowie endgültige Läuterung durch die Weihe einer großen wissenschaftlichen That. Humoristische Blätter. 2. Aufl. Pr. 1 M.

Die Zwillinge. Humoreske. Mit 8 Original-Zeichnungen von G. Guthknecht. 5. Aufl. Pr. 1 M.

Samuel Heinzerling's Tagebuch. Humoresken. Mit 8 Original-Illustrationen von G. Sundblad. 8. Aufl. Pr. 1 M.

Initium fidelitatis! Humoristische Gedichte. 9. Aufl. Pr. 1 M.

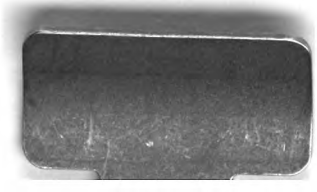
Katheder und Schulbank. Humoresken. Mit 8 Original-Zeichnungen von G. Sundblad. 14. Aufl. Pr. 1 M.

Die Mädchen des Pensionats. Humoreske. Mit 8 Original-Zeichnungen von G. Sundblad. 22. Aufl. Pr. 1 M.

Der Besuch im Carcer. Humoreske. Mit 6 Original-Zeichnungen von G. Sundblad. 42. Aufl. Pr. 1 M.

89100608785

B89100608785A



89100608785
b89100608785a